Er kann der fromme Mann nicht seyn, für den man ihn hält.“

Der Bruder verbarg jedoch seinen Unwillen, machte sich aber bald wieder auf den Heimweg. Allein als er in seine Zelle trat, rief sein Mitbruder erschrocken: „O liebster Bruder, was hast du gethan? Der goldene Schein um dein Haupt ist ganz verschwunden!“

Der Andere ward höchst bestürzt — besann sich, und sprach: „Ach, Hochmuth und Stolz haben sich in mein Herz eingeschlichen, und die Liebe daraus verscheucht. Ich habe mir auf mein Fasten so viel eingebildet, daß ich diesen frommen Greis, von dem man keine solche Strenge fordern kann,

lieblos tadelte. Wer aber keine aufrichtige Liebe zu seinem Nebenmenschen hat, der hat auch keine rechte Liebe zu Gott; und wem diese zweifache Liebe fehlt, der ist noch fern von der wahren Heiligkeit. Ich sehe es nun wohl ein: Alle unsere Tugendübungen nützen uns nichts, wenn sie uns nicht liebevoller machen gegen Gott und Menschen. Ja, sie werden uns verderblich, wenn wir stolz darauf sind, uns in unserm Herzen über Andere erheben und sie verachten.

Er lief noch in der Nacht hin, den ehrwürdigen Greis um Verzebung zu bitten, und als er am folgenden Tage zurück kam — glänzte der goldene Schein um sein Haupt heller, als zuvor.

Noch eine Parabel.

Ein Ritter besuchte seinen Jugendfreund, der ehemals als Edelknabe mit ihm am Hofe des Kaisers gedient, allein der Welt entsagt und sich in die Einsamkeit zurück gezogen hatte.

Der muthige, lebenslustige Ritter wollte ihn bereden, wieder in die Welt zurückzukehren, und der mancherley Freuden des Lebens zu genießen.

Der Einsiedler sprach: „Lieber ritterlicher Freund! Laß dir, anstatt mancherley, was ich vorbringen könnte, bloß eine Parabel erzählen — und zwar von einer Schlacht, weil du, tapferer Mann, doch am liebsten von Schlachten reden höreſt."

„Höre also: Schönheit, Jugend, Stärke, Reichthum, Ehre, Lebensluſt, mit einem unüberſehbaren Heere von den mannigfaltigſten Vergnügungen, beherrſchten ein groſſes Land. Gegen dieſes mächtige, kraftvolle Heer zogen drey elende, ausgemergelte Gerippe — Krankheit, Alter und Tod zu Felde, fielen es an, und überwältigten und vernichteten es ganz und gar. Nichts blieb davon übrig als Sünde, Reue und Strafe, die unter dem groſſen Heere verſteckt geweſen.“

„Wie wahr die Lehre ſey, die in dieſer Parabel enthalten iſt, davon überzeugt uns der Augenſchein. Und eben deßwegen wählte ich meine gegen-

wärtige Lebensart. Da Krankheit, Alter und Tod mich unvermeidlich dahin raffen werden, so ist mein einziges Bestreben darauf gerichtet, wenigstens der Sünde, Reue und Strafe zu entgehen."

„Geh hin, lieber Freund, und thue desgleichen; du kannst es übrigens, so gut als ich in meiner Klause, in deinem gegenwärtigen ritterlichen Berufe thun."

Das Gleichniß von den zertrümmerten Bildsäulen.

In der berühmten Stadt Antiochia, wo die Jünger Jesu Christi zuerst Christen genannt worden, entstand in der Folge der Zeit ein Aufruhr. Das

wüthende Volk ſtürzte die Bildſäulen des Kaiſers Theodoſius und ſeiner Gemahlin Placilla um, und zerſchlug ſie in Trümmer.

Als das Volk wieder zur Beſinnung gekommen war, gerieth es in große Furcht und Angſt. Es verbreitete ſich das Gerücht, ein Kriegsheer des Kaiſers ſey im Anzug, und werde die Stadt durch Feuer und Schwert vertilgen und dem Boden gleich machen, ſo daß da, wo Antiochia ſtand, Unkraut, Dornen und Diſteln wachſen würden. Der Jammer war jetzt in dieſer Stadt ſo groß, als vorhin die Wuth.

In den benachbarten Bergen wohnten viele chriſtliche Einſiedler; dieſe

eilten in die Stadt, theils um die Einwohner zu trösten und zu ermahnen, theils um für sie bey den Abgeordneten des Kaisers um Gnade zu flehen.

Als die zwey Bevollmächtigten des Kaisers, von dem Kriegsheere begleitet, in die Stadt ritten, ergriff der Einsiedler Macedonius einen derselben bey dem Mantel, und bat ihn abzusteigen und ihn anzuhören. Beide Abgeordneten erstaunten über die Kühnheit des abgelebten Greises in rauhem, geflicktem Gewande. Als sie auf ihre Fragen vernahmen, wer er sey, stiegen sie jedoch ab, und er sprach nun zu ihnen: „Ziehet hin und saget dem Kaiser: Zürnest du, o Kaiser, über die Zer-

trümmerung deines todten, empfindungslosen Bildes aus Erz? Wie wird erst Gott, der höchste Herr Himmels und der Erde, zürnen über die Zerstörung seines lebendigen Ebenbildes, des Menschen?"

Diese Worte des ehrwürdigen Greises machten auf die Abgeordneten des Kaisers einen solchen Eindruck, daß sie beschlossen, bevor sie die Einwohner verurtheilten, an den Kaiser zu berichten — und der Kaiser verschonte der Stadt.

Betrachtung über eine Nachtlampe.

Orsisius wußte über Alles, was ihn umgab, lehrreiche Betrachtungen anzustellen — unter Anderem über die

Oellampe, bey der er manche Stunde der Nacht zubrachte.

„Eine Lampe, sprach er, muß aufmerksam besorgt werden, wenn sie uns helle leuchten soll. Vor Allem müssen wir, damit sie nicht erlösche, von Zeit zu Zeit, aufs neue Oel zugießen. Das Oel muß rein, und mit nichts Unlauterm, Fremdartigen vermischt seyn; sonst giebt es eine düstere, rauchende, übelriechende Flamme. Auch der Docht, der sich immer verkohlt und Ruß ansetzt, muß öfter gereinigt werden.“

„So ist es mit unsrer Seele. Das Licht, das in ihr ist, muß immer durch Gebeth und Betrachtung genährt werden. Wir müssen wohl Acht haben, daß wir das Oel göttlicher Gnade rein

bewahren, und ſich ihm nichts Unlauteres von dem Verderbniſſe der menſchlichen Natur beimiſche. Wir müſſen unſer Gewiſſen öfter reinigen von dem Ruße der Leidenſchaften, deren wir uns ohne beſtändige Aufmerkſamkeit und Mühe nicht erwehren können."

Eine Betrachtung bey dem Feuerherde.

Der Abt auf dem Berge Sinai, Johannes Climacus, ſah einſt den Kloſterkoch, der ſonſt immer ungemein fröhlich war, an dem flammenden Herde in der Küche ſchmerzlich weinen, und fragte ihn liebreich: „Warum weineſt du, geliebter Bruder?"

„Ach, antwortete der gute Mann, wenn ich dieſes hochauflodernde, praſ-

selnde Feuer so ansehe, und die Hitze, wiewohl noch in einiger Entfernung, kaum ertragen kann, so gedenke ich an jenes ewige Feuer, von dem Christus der Herr sagt, daß es nie erlischt; und da beweine ich denn Diejenige, die gleich dem reichen Manne im Evangelium, in jenen Flammen große Qual leiden!"

Die Thränen des heiligen Pamon.

Pamon und mehrere fromme Väter der Wüste wurden von dem heiligen Bischofe Athanasius zu einer Berathung in Angelegenheiten der Kirche nach Alexandria berufen.

Als sie in dieser großen Stadt ankamen, lief eine Menge Leute zusam-

men; einige wollten aus Neugierde die frommen Väter bloß sehen, andere aber baten überdieß um ihren Segen.

Pamon erblickte unter den vielen Menschen eine Schauspielerin, die sich durch Pracht und Zierlichkeit der Kleidung, und auch an Schönheit der Gestalt auszeichnete.

Der fromme Greis konnte sich über diesen Anblick der Thränen nicht erwehren, und die anderen Väter fragten ihn, warum er weine?

„Ach, sprach er, ich habe dazu zwey Ursachen!"

„Fürs erste schmerzt es mich, daß dieses Weib durch ihre Eitelkeit und Leichtfertigkeit auf dem breiten Wege wandelt, der zum Verderben führt!"

„Fürs zweite ſchäme ich mich, daß ich alter Mann weniger Fleiß und Sorge anwende, Gott zu gefallen, als dieſes eitle Weib darauf verwendet, ſich das Wohlgefallen und den Beifall der Menſchen zu erwerben.“

Ein lebender, umherwandelnder Beweis für die Wahrheit des Chriſtenthums.

Ein ehrwürdiger Greis aus der Wüſte kam in die große Stadt Alexandria in Aegypten, um dort einen kranken Freund zu beſuchen, der vor ſeinem Ende ihn noch zu ſehen wünſchte.

Einige Einwohner, die ihn ſogleich bey ſeinem Eintritte in die Stadt an ſeiner Kleidung für einen chriſtlichen

Einſiedler erkannten, verſpotteten ihn auf öffentlicher Straße wegen ſeines Glaubens an Chriſtus, und thaten ihm alle erdenkliche Unbilden an. Er aber blieb ſo ruhig, ſo ſanftmüthig und geduldig, als hätten ſie ihm nicht das geringſte Leid zugefügt.

Unter Anderem fragten ſie ihn ſpöttiſch: Ob Chriſtus auch Wunder gethan habe?

Einer der Vorübergehenden, der wohl auch ein Chriſt war, ſprach zu ihnen: „Wenn Chriſtus kein einziges Wunder gethan hätte, ſo wäre es ſchon Wunders genug, — daß dieſer fromme Mann im Glauben an Ihn alle eure Läſterungen ſo geduldig überträgt, und daß ihr mit all euren muthwilligen

Beleidigungen ihn nicht unwillig machen könnet."

Die guten Früchte der christlichen Religion zeigen, daß sie vom Himmel sey.

Des heiligen Theodors zweifach heilsame Beschäftigung.

Der Einsiedler Theodor wohnte an dem rothen Meere, und machte sich ein angelegentliches Geschäft daraus, an dem Ufer mit vieler Mühe und Anstrengung große Steine zusammen zu tragen, und sie in langen und hohen Reihen aufzuschichten.

Man fragte ihn: „Was treibest du da? Wie magst du dich so unnütz und unnöthig mit diesen Steinen be-

lasten, und deinen Leib so abmatten und quälen?"

„Es ist nicht nur nützlich, sprach der fromme Mann, sondern wohl nothwendig, daß ich meinen Leib, der mich belastet und beschwert, und den Aufschwung des Geistes hemmt, durch Belastung und Beschwerden niederdrücke und in Zucht halte."

Er hatte aber noch eine andere Absicht; aus den gesammelten Steinen wurde nach seinem Wunsche für erkrankte Pilgrimme ein Spital gebaut.

Ein denkwürdiges Beispiel ernstlicher Buße.

Ein Mohr, Namens Moses, war lange Zeit Sklave eines harten, grau-

samen Herrn. Er entlief, gesellte sich zu einer Räuberbande, und wurde, wegen seiner Schlauheit und Tapferkeit, von den Räubern zu ihrem Anführer ernannt.

Die Räuberbande wurde eingefangen und hingerichtet; er allein entrann mit genauer Noth dem Gefängnisse und einem blutigen Tode.

Da gieng er in sich, und begab sich zu den Einsiedlern in der Wüste, um da Buße zu thun.

Er wurde von ihnen liebreich aufgenommen. Bei Tage kam er nie aus seiner Zelle, und brachte, unter der Leitung eines der Väter alle seine Zeit mit Bethen und Betrachten zu. Bey Nacht aber war er unermüdet

damit beschäftigt, den Einsiedlern Holz und Wasser zu ihren Zellen zu tragen.

In dieser tiefen Abgeschiedenheit und liebevollen Dienstfertigkeit gegen seine Mitbrüder lebte er noch sechs Jahre, und starb dann, im Vertrauen auf Gott und unsern Erlöser, getrost und von allen seinen Mitbrüdern herzlich betrauert.

Gedenke der Ewigkeit.

Fulko, ein reicher Mann, der in dieser Welt nur seinem Vergnügen lebte und nie an die künftige Welt dachte, konnte in einer schwülen Sommernacht nicht schlafen."

Da sprach er bey sich selbst: „Wie? Auf diesem weichen Bette, ohne den geringsten Schmerz zu empfinden, wird

mir das Liegen so beschwerlich, ja fast unerträglich; wie würde es mir erst seyn, wenn ich — gleich dem reichen Manne im Evangelium — auf ewig in den Flammen der Hölle begraben liegen müßte?"

Dieser Gedanke ergriff ihn so mächtig, daß er der Welt entsagte, und sich in die Wüste begab, um nur jener Welt zu leben.

Da wir für eine andere Welt bestimmt sind — und in dieser Welt unsers Bleibens nicht ist, wäre es nicht weise, mehr jener als dieser Welt zu leben?

Der Kaiser und der Einsiedler.

Der Kaiser Theodosius kam auf einer Reise durch eine kleine Stadt, und vernahm da, daß in dem nahen

Walde ein alter Einſiedler lebe, ſich mit der Arbeit ſeiner Hände nähre, und dabey ſo fromm ſey, daß er allgemein im Rufe der Heiligkeit ſtehe.

Der Kaiſer entſchloß ſich, den Mann zu beſuchen, legte, um nicht erkannt zu werden, die Zeichen ſeiner hohen Würde ab, ließ ſein Gefolge in der Stadt zurück, ging nur von einem einzigen Diener begleitet zu Fuß zur Hütte des Einſiedlers, befahl dem Diener in einiger Entfernung auf ihn zu warten, und klopfte an der Thüre.

Der Einſiedler, der eben an einer Binſenmatte flocht, und an nichts weniger als an einen Beſuch vom Kaiſer dachte öffnete die Thüre und begrüßte den Fremden liebreich, nahm aber gleich wieder ſeine Arbeit zur Hand.

Der Kaiser setzte sich zu ihm, und fragte ihn Vieles über die Art und Weise, wie die Einsiedler Gott dienten, und über den Weg, der zum ewigen Leben führe, und hörte dem frommen Manne, der während des Gespräches emsig arbeitete, mit Andacht und Erbauung zu.

Nachdem der Kaiser sich mit ihm sehr lange und sehr gut unterhalten hatte, sagte er, daß er mit ihm zu Mittag speisen wolle, bat ihn, den Segen zu sprechen, und bethete mit ihm zu Tische.

Der arme Einsiedler hatte aber nichts, als einige Brode in einem Korbe, der in der Zelle hing. Er legte seinem Gaste davon vor, brachte Salz in einem irdenen Gefäße, und

einen Becher voll klaren Quellwassers.

Der Kaiser aß und trank, und sagte dann: „Weißt du auch, wer ich bin?“ „Nein, mein Herr, sprach der Einsiedler, das weiß ich nicht.“ Der Kaiser sprach: „Ich bin Theodosius, der Kaiser.“

Der Einsiedler fiel vor ihm nieder, ihm nach damaligem Gebrauche seine Ehrfurcht zu bezeigen. Allein der Kaiser hob ihn sehr gnädig auf und sprach: „Ihr Einsiedler seyd selige Leute; frey von Weltgeschäften, genießet ihr eines stillen, ruhigen Lebens, und habt keine andere Sorge, als für das Heil eurer Seele — welches Heil jedoch auch uns Weltleuten verheißen ist. Glaube mir, ich, dem die Reichthümer eines Kaiserthumes zu Gebote stehen, kann

in meinem Pallaſte nie ſo frey von Sorgen zu Mittag eſſen, wie du in deiner kleinen Zelle, oder auch mancher Tagwerker in ſeiner armen Hütte!"

Der Kaiſer bot ihm zum Abſchiede freundlich die Hand, und ſprach: „Ein Jeder thue das Seine. Bethe du für mich; ich aber will für dich und alle meine Unterthanen ferner die Geſchäfte des Reiches beſorgen."

Zwey frömmere Seelen als der heilige Makarius.

Als einmal Makarius bethete, gerieth er in Entzückung, und eine Stimme vom Himmel erſcholl in ſeinem Innerſten: „In der großen Stadt Alexandria leben zwey fromme Seelen, die es in der chriſtlichen Vollkommenheit viel weiter gebracht haben, als du."

Makarius machte sich sogleich auf, nahm seinen Stab, wanderte aus der Wüste in die weit entfernte Stadt, und kam zu dem ihm bezeichneten Hause.

In diesem Hause wohnten zwey Familien. Die zwey Hausmütter begrüßten den ehrwürdigen Greis freundlich und nahmen ihn mit Freuden auf.

Makarius sagte ihnen, welche weite Reise er, zufolge einer himmlischen Weisung, zu ihnen unternommen habe. „Und nun, sprach er, sagt mir, auf welche Weise ihr Gott dienet, und welcher besondern guten Werke ihr euch befleißet.“

Die beiden Hausmütter waren höchst erstaunt. „Wir wissen von keinen besondern Tugendwerken, sagten sie; wir haben niemals solche strenge Uebungen

vorgenommen, dergleichen man von euch heiligen Einsiedlern in der Wüste erzählt. Wir leben in der Ehe; unsere Ehemänner sind Brüder, und arbeiten in der Stadt im Taglohne, um Brod in das Haus zu schaffen; wir Weiber aber besorgen die täglichen Hausgeschäfte."

Nach vielem Forschen erfuhr Makarius, daß sie bereits fünfzehn Jahre in diesem Hause wohnten, ihre Geschäfte im Gedanken an Gott willig vollbrachten und ihre Kinder in der Furcht Gottes zu erziehen suchten; daß sie, im Glauben an Jesus Christus, sich täglich bemühten, was sie von seiner Lehre wußten, zu vollbringen und seinem Beispiele nachzufolgen, und daß sie immer betheten, Gottes heiliger Geist wolle

ihnen dazu Kraft verleihen; daß sie seit diesen fünfzehn Jahen nie mit einander gezankt, nie eine der andern oder ihren Männern ein unfreundliches Wort gegeben, sondern daß alle beständig in Eintracht und Frieden gelebt haben. Auch hatten sie mit einander einen Bund gemacht, und es Gott gelobt, nie von eitelu unnützen Dingen, und noch weniger Uebels von dem Nebenmenschen zu reden.

„Nun, rief Makarius, erkenne ich in Wahrheit, man kann in der Welt Gott so gut, ja besser dienen, als in der Zelle. Gott, der Allem Leben und Odem giebt, sieht nur auf das Herz. Wer immer Ihn fürchtet und recht thut, ist Ihm angenehm.“

Drey Parabeln des heiligen Barlaam.

1.

Die wüſte Inſel.

Die Einwohner einer Stadt hatten den ſonderbaren Gebrauch, daß ſie immer nur einen Fremden zu ihrem Könige wählten, nach einer Zeit aber ihn wieder entfernten, um abermal einen andern zu wählen.

Als ſie einmal eben auf eine neue Königswahl bedacht waren, und vernahmen, ein anſehnlicher Reiſender nähere ſich der Stadt, eilten ſie ihm entgegen, begrüßten ihn als ihren König, führten

ihn in den königlichen Pallaſt und huldigten ihm.

Die Hofleute drängten ſich um ihn, zeigten ihm alle Schätze und alle Herrlichkeiten des Pallaſtes, und ſprachen zu ihm: „Sieh, dieſes alles iſt dein, und du kannſt darüber nach Willkühr gebieten. Wir aber ſind deine Diener, und ſtehen immer bereit, alle deine Befehle zu vollziehen und alle deine Wünſche zu erfüllen. Bediene dich alſo deiner Macht, und wehre deinem Herzen keine Freude.“

Dem neuen Könige kam dieſes Alles ſehr wunderbar vor, und er konnte ſich nicht darein finden. Er bemerkte aber unter den Schmeichlern einen ernſten Mann von würdigem Ausſehen,

der ihm nicht schmeichelte und sich nicht zu ihm drängte. An diesen wandte er sich mit der Frage: „Sag mir doch, ist die Herrlichkeit, in die ich mich so auf einmal versetzt sehe, wirklich, oder ist Alles nur ein Traum?“

Der weise Mann gab ihm Auskunft über den alten Gebrauch dieser Stadt, der dem Fremden so seltsam dünkte, und sprach dann weiter: „Es ist allerdings wahr, daß du über alle diese Reichthümer, und über die Leute, die deinen Thron umgeben, gegenwärtig zu gebieten hast. Allein wisse: Alles dieses währt nur eine kurze Zeit. Es wird nicht lang anstehen, so werden die Einwohner dieser Stadt dich vom Throne stoßen, und dich auf eine

wüſte Inſel verweiſen. So ging es allen den Königen vor dir, ſo wird es auch dir gehen. —Viele von denen, die vor dir deinen Thron einnahmen, ließen ſich von den Vergnügungen, die ihnen zu Gebot ſtanden, blenden, und brachten ihr Leben gleichſam in einem beſtändigen Rauſche zu. Die Belehrung, die ich, und Andere vor mir ihnen gaben, waren vergebens. Sie hatten deßhalb auf ihrer öden Inſel nichts, als ein unüberſehbares Elend zu erwarten. Mache du von deiner gegenwärtigen Macht einen beſſern Gebrauch. Wenn du es recht anzugehen verſteheſt, ſo kannſt du die wüſte Inſel, auf die man dich bringen wird, dir in ein Paradies verwandeln.“

Der verständige König bat den weisen Mann um weitere Anleitung, was er zu thun habe, und war von dieser Stunde an nur darauf bedacht, die wüste Insel zu seinem künftigen Aufenthalte vorzubereiten. Er wählte sich aus seinen Untergebenen solche Männer aus, die er für die treuesten und zuverlässigsten hielt, vertraute ihnen große Schätze an, damit sie die nöthigen Werkzeuge anschaffen, und allerley Gesäme und Pflanzen, auch Hausthiere kaufen könnten, um auf der Insel ihm eine Wohnung zu erbauen, Gärten, Aecker und Wiesen anzulegen, und für Alles, was zu einem bequemen und frohen Leben gehört, reichlich zu sorgen.

Endlich kam der Tag, an dem die Einwohner der Stadt ihn ergriffen, und ihn an das Ufer des Meeres zu dem Schiffe führten, das ihn zur Insel brachte.

Als er dort ankam, eilten ihm die vorausgeschickten, treuen Arbeiter mit Jubel entgegen, zeigten ihm seine neue Wohnung, die herrlichen Gärten, die sie umgaben, die Aecker und Wiesen, die sich in weite Ferne hinzogen, und die schönen, grünen Auen, auf denen Heerden weideten. Er fand Ueberfluß an Allem, was nur immer nützlich und angenehm ist, und führte nun hier ein ruhigeres, glückseligeres Leben, als während seiner kurzen Herrschaft über jene Stadt.

Die Stadt in dieſer Parabel iſt die Welt, in welcher der Menſch, wenn er geboren wird, Alles zu ſeinem Empfange bereit findet, mit Freuden aufgenommen wird und die Macht erhält, über mancherley Güter und Vergnügungen zu gebieten.

Die Schmeichler, welche manchen Beherrſcher dieſer Stadt verleiteten, ſein Glück nur in eitler Ehre, vergänglichen Gütern und den ſchnell vorübergehenden Luſtbarkeiten zu ſuchen, ſind die Verſuchungen dieſer Welt.

Jener weiſe Mann iſt die Religion, die uns Auskunft giebt — über

unſere Beſtimmung auf Erden, über das, was wir in dieſer Welt zu thun haben, und über das, was uns in jener Welt bevorſteht.

Die wüſte Inſel iſt die Ewigkeit. Es hängt von uns ab, uns für die Zukunft unermeßlichen Jammer, oder ein frohes ſeliges Leben zu bereiten.

Heil dem Manne, der dieſe kurze Lebenszeit dazu verwendet, einer ſeligen Ewigkeit theilhaftig zu werden!

2.

Ein Bild des menſchlichen Lebens.

Ein Mann wurde von einem grimmigen Einhorn verfolgt, das ihn zu durchboren drohte. Er flüchtete ſich in

eine Felsenschlucht und auf einen Baum, der über einem Abgrunde hing.

Mit seinen Händen umfaßte er einen Ast des Baumes; seine Füße fanden auf dem wenigen Erdreich, das am Felsen klebte, nur schmalen Raum. Zwey Ratten, eine schwarze und eine weiße, nagten unausgesetzt an dem Stamme des Baumes; die morsche Erde unter seinen Füßen wurde unaufhörlich von vier nie ruhenden Nattern durchwühlt und zerbröckelt. Ein schöner Engel des Himmels stand bereit, sobald der Baum umstürzen und die Erde zerfallen würde, den Mann liebreich in seine Arme zu nehmen. In dem tiefen Abgrunde der Kluft lauerte ein furchtbarer Drache, der mit feurigen

Augen emporblickte, den Mann zu verſchlingen. An dem Baumaſte hing ein Tröpflein Honig. Der Mann ließ den Aſt los, um den Arm auszuſtrecken, und den Honig zu koſten, ſtürzte in den Abgrund, und wurde ein Raub des Drachen.

*

Der Mann in dieſer Parabel iſt ein Bild jedes Menſchen auf Erden. Das Einhorn, das ihn durchbohren wollte, bedeutet die gewaltſamen Todesarten, denen wir ausgeſetzt ſind. Die weiße und die ſchwarze Ratte bedeuten Tag und Nacht, die unmerklich, aber unausgeſetzt an unſerm Leben nagen; die vier Nattern ſind die vier Elemente, die beſtändig unſer

Leben untergraben. Die Religion ist der rettende Engel, der uns nach diesem Leben hinbringen will in eine bessere Welt. Der Drache des Abgrunds ist das ewige Verderben, das uns Menschen droht. Der wenige Honig ist die eitle Lust der Welt, die den Menschen, der sich von ihr bethören läßt, in die ewige Verdammniß stürzt.

3.

Die Freunde nach dem Tode.

Ein königlicher Diener hatte auf einer kleinen Insel eines großen weiten Königreiches viele Güter zu verwalten. Da kam plötzlich ein Bote des Königs, und brachte ihm den Befehl, unver-

züglich vor dem Throne zu erſcheinen, und Rechenſchaft abzulegen von ſeiner Verwaltung.

Der Mann hatte ſich manchen Fehler zu Schulden kommen laſſen, und es war ihm ſehr bange, wie er in ſeiner Rechenſchaft vor dem Könige beſtehen werde. Indeß hatte er mehrere Freunde, und bat ſie flehentlich, ihn auf dieſer ſeiner weiten Reiſe zu begleiten, und ſich bei dem Könige für ihn zu verwenden. Allein einige dieſer Freunde, um die er ſich ſein ganzes Leben hindurch die meiſte Mühe gegeben und in die er immer ſein größtes Vertrauen geſetzt hatte, regten ſich nicht von der Stelle. Sie warfen ihm blos ein ſchlechtes Leinentuch

zu, um sich auf der Reise darein zu hüllen.

Andere seiner Freunde, die er immer geliebt und ihnen viel Gutes erwiesen hatte, waren über seine Abreise sehr betrübt und begleiteten ihn unter vielen Thränen bis an das Schiff. Allein dort verließen sie ihn, kehrten wieder zurück an ihre Geschäfte, und vergaßen ihn nach und nach ganz.

Er hatte aber noch einige Freunde, die er freilich nicht so hoch geachtet hatte, als sie es verdienten; jedoch hatte er sie nie ganz vernachlässigt oder auf die Seite gesetzt. Zu diesen nahm er nun in seiner gegenwärtigen großen Noth seine Zuflucht; und diese bewährten sich jetzt als seine treuesten Freun-

de. Sie bestiegen mit ihm das Schiff, begleiteten ihn auf der weiten Reise, traten mit ihm vor den Thron des Königs, und sprachen mit solchem Nachdruck für ihn, daß der König ihn begnadigte, und ihm in dem herrlichen Königreiche eine bessere Stelle anwies, als er zuvor auf der kleinen Insel inne gehabt hatte.

*

Die ersten dieser Freunde sind die zeitlichen Güter, um die sich der Mensch nur zu viele Mühe und Sorgen macht, und, sie zu erwerben, oft sein zeitliches Leben, ja sogar seine ewige Seligkeit in Gefahr setzt Diese Freunde bleiben, wenn man ihn zu Grabe trägt, in seiner Wohnung zu-

rück. Von allen Reichthümern, aller Pracht und Herrlichkeit der Welt bleibt ihm nichts, als ein Leinentuch.

Die beſſern Freunde ſind ſeine Anverwandten. Dieſe begleiten ſeine Leiche, Thränen vergießend und in tiefe Trauer gehüllt, bis an das Grab. Allein dort verlaſſen ſie ihn, gehen wieder ihren Geſchäften und Vergnügungen nach, und Viele denken ſelten mehr an ihn.

Die treueſten und zuverläßigſten Freunde des Menſchen aber ſind Glaube, Hoffnung, Liebe; Barmherzigkeit, Mildthätigkeit gegen Leidende und Bedrängte, und alle ſeine edlen Handlungen und guten Werke. Dieſe begleiten uns in die

Ewigkeit, erlangen für uns Verzeihung, Gnade und Erbarmung bey Gott, und erwerben uns eine bleibende Stätte im Himmel.

Möchten wir unser Vertrauen nicht auf die vergänglichen Güter dieser Erde, auch nicht auf Menschen setzen, sondern uns vor Allem bemühen, Gottes heiligen Willen zu erfüllen, und Das zu thun, was Er uns befiehlt. Denn die Welt mit ihrer Lust vergeht, wer aber den Willen Gottes thut, der bleibt in Ewigkeit.

Inhalt.

Aus dem Leben des heiligen Antonius.

Seite

Antonius als Knabe und Jüngling. . . 1
Antonius in der Wüste. 5
Die Jünger des heiligen Antonius. . . 9
Denkwürdige Worte des heiligen Antonius. 13
Auslegung einzelner Stellen der heiligen Schrift. 15
Antonius wird von Kaufleuten und Gelehrten besucht. 19
Der Kaiser Konstantin schreibt dem Antonius. 23
Die Gefahren der Welt. 27
Antonius besucht den Einsiedler Paulus. 29
Paulus des Einsiedlers Tod. 34
Des heiligen Antonius letzter Besuch bey seinen Freunden. 39

Aus dem Leben mehrerer heiligen Einsiedler.

Alles mit der Gnade Gottes. . . . 46
Wissenschaft und Weisheit. 47

Inhalt.

	Seite
Die höchste Wissenschaft.	51
Weg zur Vollkommenheit.	53
Gottes Wort hören bleibt nie ohne Segen.	54
Oefteres Verkünden und Anhören des göttlichen Wortes.	57
Gottesdienst und Hofdienst.	58
Gottes Geboth geht über Menschengeboth.	60
Gott gefällige Opfer.	62
In Gott allein ist wahre Seligkeit. .	64
Sey dankbar gegen Gott und Menschen.	65
Gebethe von dreierley Werth. . . .	68
Eine gute und die beste Art zu bethen. .	70
Wir müssen Gott um seine Gnade bitten und ihr mitwirken.	74
Die beste Beschäftigung in einsamen Stunden.	73
Die rechte Absicht.	75
Mariens Innigkeit und Marthens Thätigkeit.	77
Mittheilung geistiger Güter.	80
Dreierley Beweggründe zur Tugend. .	82
Schneller Gehorsam.	85
Die Früchte des Gehorsams.	87
Warnung vor Stolz und Eitelkeit. . .	89
Was ist besser, Lob oder Tadel. . . .	91

Inhalt.

Seite

Ehrsucht benimmt auch sonst guten Handlungen allen Werth. 92
Thu das gute nicht um Menschenlobes willen. 94
Des heiligen Makarius gröſste Tugend. 96
Strafbare Eitelkeit. 98
Demuth siegt über Versuchung. . . . 99
Die fürchterlichſte Schlange. . . . 100
Uneigennützigkeit und Genügsamkeit. . 102
Man muß sich auch erlaubte Vergnügungen versagen können. 103
Einerley Speise von dreierley Geschmack 104
Was gehört zum rechten Fasten? . . 106
Was ist besser, Fasten oder Arbeiten? . 108
Geistes und Leibesnahrung. 108
Kleide dich nach Erforderniß der Umstände. 111
Ausrottung böser Neigungen. . . . 113
Trost und Rath bey Versuchungen. . 115
Sicheres Mittel gegen die Versuchungen. 117
Hüte dich vor unrechtem Gute. . . . 119
Beherrsche deinen Zorn. 122
Schnelle Beendigung eines Streites. . 125
Jeder Ueberwindung seiner selbſt ihre Krone. 126

Inhalt.

	Seite
Bewundernswerthe Wohlthätigkeit. . .	128
Eine ſchöne Ordensregel.	131
Gebt, ſo wird euch gegeben werden. .	132
Brüderliche Zurechtweiſung. . . .	134
Gedenke deiner eigenen Fehler, wenn du Andere fehlen ſiehſt.	136
Milde Schonung gegen Fehlende. . .	138
Ernſt und Milde gegen Uebelthäter. .	141
Krankendienſt.	144
Liebevolles Betragen gegen Anders-Glaubende.	146
Hüte dich nach dem Scheine zu urtheilen.	149
Urtheile nicht lieblos.	153
Vollkommene Liebe Gottes iſt die höchſte und reinſte Tugend.	156
Nichts Gutes ohne gute Folgen. . .	160
Die Kunſt ſtets fröhlich zu ſeyn. . .	166
Alles mit Maas.	167
Fröhlichkeit bey ſtrenger Lebensart. .	169
Der Grund deiner Unzufriedenheit liegt in dir.	170
Der Weg zum Frieden.	173
Beruhigung und Freudigkeit im Leiden.	175
Der Mann ohne Lebensſorgen und Todesfurcht.	176

Inhalt.

	Seite
Heiterkeit im Tode.	178
Drey lehrreiche Sinnbilder. . . .	180
Eine Parabel.	184
Noch eine Parabel.	188
Das Gleichniß von den zertrümmerten Bildsäulen.	190
Betrachtung über eine Nachtlampe. .	193
Eine Betrachtung bey dem Feuerherde.	195
Die Thränen des heiligen Pamon. .	196
Ein lebender umherwandelnder Beweis für die Wahrheit des Christenthums.	198
Des heiligen Theodors zweifach heilsame Beschäftigung.	200
Ein denkwürdiges Beispiel ernstlicher Buße.	201
Gedenke der Ewigkeit.	203
Der Kaiser und der Einsiedler. . .	204
Zwey frömmere Seelen als der heilige Makarius.	208

Drey Parabeln des heiligen Barlaam.

Die wüste Insel.	212
Ein Bild des menschlichen Lebens. .	219
Die Freunde nach dem Tode. . . .	222

Das

beſte Erbtheil.

Eine Erzählung

von dem

Verfaſſer der Oſtereier.

Mit einem Stahlſtiche.

Regensburg, 1842.

Verlag von G. Joſeph Manz.

1776 qb

Vorrede.

Unter den noch ungedruckten Schriften des Verfassers der Ostereier, die er zum Behufe der Gesammtausgabe seiner Erzählungen durchsuchte, fand sich auch die vorliegende.

Er gab sie einem hochgestellten Freunde von ausgezeichneter Beurtheilungskraft, besonders in diesem Fache, zum Durchlesen.

Dieser versicherte: Die Erzählung „Das beste Erbtheil" sey eine der allerbesten Erzählungen des Verfassers, und es sey zu wünschen, daß sie nicht nur in die Gesammtausgabe aufgenommen, sondern auch einzeln abgedruckt

werde, weil sie für Viele, die man nicht wohl mit der Gesammtausgabe beschenken kann, ein eben so angenehmes als nützliches Geschenk seyn werde.

Der Unterzeichnete hofft zuversichtlich, daß er die Befolgung dieses Rathes nicht werde zu bereuen haben, sondern daß vielmehr Gott seinen Segen dazu geben werde.

Christoph v. Schmid.

Erstes Kapitel.

Die Familie Vollmar.

Friedrich Vollmar, ein angesehener Kaufherr, und Therese, seine vortreffliche Ehegattin, gehörten mit ihren zwei hoffnungsvollen Kindern, Max und Franziska, nicht nur unter die reichsten, sondern — was noch mehr ist! — unter die würdigsten Familien einer großen Handelsstadt. Herr Vollmar hatte seine Handlung von seinem Vater in einem sehr guten Zustande übernommen; durch Kenntniß, Fleiß und Rechtschaffenheit gelang es ihm, seine Geschäfte noch mehr in das Große zu treiben, und sich sehr bedeutende Reichthümer zu erwerben. Der be-

ſcheidene Mann aber ſagte öfter zu ſeiner Hausfrau: „Liebe Thereſe! Alles, was wir haben, iſt Gottes reicher Segen; unſer größter Schatz aber ſind unſere Kinder. Dieſe gut zu erziehen, ſey die wichtigſte Angelegenheit unſers Herzens.“

Bisher hatte Herr Vollmar in ſeinen Handlungsgeſchäften nichts als Glück gehabt. Allein nun kam es anders! Eines Morgens, da Herr Vollmar in dem gewöhnlichen Wohnzimmer mit Frau und Kindern bei dem Frühſtücke ſaß, kam der Briefträger und brachte einen Brief, der die Nachricht enthielt: Ein großes Handelshaus, mit dem Herr Vollmar in Verbindung ſtand, habe ganz unerwartet ſeine Zahlungen eingeſtellt, und die Schuldenlaſt ſey ungeheuer groß.

Das war für Herrn Vollmar ein harter Schlag! Ein großer Theil ſeines Vermögens war verloren. Allein wie Glück und Reichthum ihn nicht über-

müthig gemacht hatten, so machte ihn Unglück und Verlust nicht kleinmüthig. „Der Herr hat es gegeben, der Herr hat es genommen," sprach er zu seiner Frau, und sie fuhr fort: „Der Name des Herrn sey gebenedeit."

Der weise Vater benützte dieses traurige Ereigniß sogleich zur Belehrung seiner Kinder. „Das ist es, sprach er, was ich euch immer sage: Auf die Reichthümer dieser Erde dürfen wir uns nicht verlassen, sondern allein auf Gott, der sie uns gibt und nimmt, und sie uns wieder geben kann, wenn er es Seinen weisesten Absichten gemäß findet."

„Dieß könnet ihr recht auffallend aus der Geschichte eures Urgroßvaters und eurer Urgroßmutter, sowie eures Großvaters und eurer Großmutter ersehen, deren Bildnisse in reiche goldene Rahmen gefaßt, die schönste Zierde dieses Zimmers sind."

„Euer Urgroßvater, mein Großvater, Lukas Vollmar, war wohl der reichste Mann in der Stadt. Alles zusammen, was wir hatten und noch haben, war im Vergleich mit seinem Vermögen, nur wenig. Allein durch den dreißigjährigen Krieg, von dem ihr oft reden gehört, wurde er arm. Er mußte sich vor dem Feinde flüchten. Meine Großmutter hatte diesen Jammer nicht mehr erlebt. Sie war kurz zuvor, ehe der Großvater sich zur Flucht genöthigt sah, gestorben. Der einzige Sohn, den sie hatten, mein Vater, war damals noch ein zartes Knäblein; mein Großvater hatte ihn auf seiner Flucht mit sich genommen."

„Bald darauf wurde diese unsere Stadt von dem Feinde hart bedrängt; unzählige Kugeln, von denen man hie und da noch eine eingemauert findet, wurden in die Stadt geworfen, viele Häuser in die Asche gelegt. Auch in dieses

unſer Haus, das wir jetzt noch bewohnen, fiel eine groſse Bombenkugel und richtete groſse Verheerungen an, jedoch ohne es in Brand zu ſtecken. Die Stadt wurde vom Feinde erobert und geplündert. Viele Familien geriethen in das äuſserſte Elend; Hunger und anſteckende Krankheiten rafften viele Menſchen hinweg. Es war eine betrübte, jammervolle Zeit.“

„Mein ehrwürdiger Groſsvater lebte indeſs im fremden Lande. Es ging ihm da ſehr hart. Er hatte ſich auf ſeine Reiſe wohl mit Gelde verſehen; allein es traf ihn das Unglück, unterwegs von dem Feinde ausgeraubt zu werden. Die Freunde, bei denen er eine gute Aufnahme zu finden gehofft, thaten gegen ihn ſehr fremd. So lange er reich geweſen, hatten ſie ihn hoch geehrt; da er aber in dürftigen Umſtänden bei ihnen angekommen war, wollten ſie ihn kaum

mehr kennen. Er mußte sich glücklich schätzen, bei einem Kriegskommissär, der die Lieferungen zur Armee besorgte, eine kleine Anstellung zu finden. Er brachte seinen Sohn Hugo, meinen Vater, sobald dieser das erforderliche Alter erreicht hatte, in einem sehr guten, einige Meilen von seinem damaligen Aufenthalte entfernten Handelshause als Lehrling unter. Als mein Vater ungefähr vierzehn Jahre alt war, wurde mein Großvater plötzlich von dem hitzigen Fieber ergriffen, das durch den Krieg sich auch in jene Gegend verbreitet hatte. Der Großvater ahnete seinen nahen Tod, und ließ sogleich einen eigenen Boten abfertigen, seinen geliebten Hugo, diesen seinen einzigen Sohn, an sein Sterbebett zu rufen. Allein als der Sohn ankam — erblickte er nur noch die Leiche des geliebten Vaters, und benetzte dessen erblaßtes Angesicht mit heißen Thränen.

So ſtarb dieſer edle Mann, der vor wenigen Jahren noch in großem Anſehen ſtand und große Reichthümer beſaß, im fremden Lande — ſo zu ſagen als landesflüchtig — in Armuth und Elend. Der Jammer ſeines Sohnes bei der Leiche des geliebten Vaters war unausſprechlich. Er hielt ſich aber von nun an, da er jeder menſchlichen Stütze beraubt war, deſto feſter an Gott.“

„Nachdem Hugo ſeine Lehrjahre zurückgelegt, bei ſeinem Lehrherrn noch einige Zeit als Handlungsdiener unermüdet gearbeitet, es in der Folge bis zum erſten Buchhalter gebracht hatte, und endlich der furchtbare Krieg beendigt war und die Welt ſich wieder des Friedens erfreute, kehrte Hugo, mein geliebter Vater, in dieſe unſere Vaterſtadt zurück, — arm an Gütern dieſer Erde, aber reich an Kenntniß und Tugend. Er hatte ſich zu einem trefflichen Kaufmanne gebildet.

Durch die weise Vorsorge des Magistrats war ihm doch wenigstens dieses unser gegenwärtiges Haus erhalten worden. Allein er fand darin nur leere Kästen; jedoch waren diese vortrefflich gemalten zwei Bildnisse seiner Eltern zu seiner großen Freude noch unversehrt vorhanden. „Seht sie einmal recht an!“ sprach er zu seinen Kindern. Hat dieser euer Urgroßvater, in seiner alterthümlichen Tracht, nicht ein recht würdiges Aussehen? Und eure Urgroßmutter, sieht man es ihr nicht an, daß sie eine recht fromme, bescheidene, sanfte Frau war? Ja, meine lieben Kinder, beide waren edle Menschen, wahre Christen.“

„Betrachtet nun auch die zwei Bildnisse meines Vaters und meiner Mutter, eurer Großeltern. Ich habe beide malen, und so wie die anderen zwei Gemälde in goldene Rahmen fassen lassen. Den edlen, vortrefflichen Hugo Vollmar hast du

Max noch gekannt und kannst dir ihn noch vorstellen. Er hat dich oft auf seinen Armen getragen und auf seinen Knien geschaukelt. An die gute, liebreiche Frau, die immer so freundlich gegen euch war, und euch so reichliche Weihnachtsgaben beſcherte, erinnert ihr euch wohl noch Beide! Mein seliger Vater — dieſer euer Großvater — mußte seine Handlung mit nichts, ja so zu sagen mit weniger als nichts, mit Schulden aufs Neue wieder anfangen. Er wählte sich dennoch keine reiche, sondern eine sehr verständige und tugendhafte Bürgerstochter zu seiner Ehegattin, deren Eltern durch den Krieg auch Alles verloren hatten. Er war überzeugt, mit ihr in seinem Hauswesen weiter zu kommen, als mit einer andern, die zwar viel Geld, aber wenig Verstand und Tugend hätte. Seine Geſchäftskunde, sein Fleiß, seine Thätigkeit, seine Rechtſchaffenheit, sowie ihre weiſe Spar-

ſamkeit, ihre Einſicht in Führung des Hausweſens halfen zuſammen, daß ſie zu einem nicht unbedeutenden Wohlſtand gelangten.“

„Nun hört noch, was für gute Lehren dieſe Geſchichte für euch enthält!“

„Wie das Beiſpiel eures Urgroßvaters euch lehrt, wie leicht man ohne ſein Verſchulden ein großes Vermögen verlieren und davon nichts übrig behalten könne; ſo zeigt das Beiſpiel eures Großvaters, wie man bei Gottesfurcht, Fleiß und Rechtſchaffenheit von Nichts zu Etwas kommen könne.“

„Was mein Vater mir öfter ſagte, hat er mir auch mit ſeinem Beiſpiele gezeigt. So wohlhabend er wurde — er blieb immer bei ſeiner einfachen, bürgerlichen Lebensart; er machte keine unnütze Ausgaben, ſondern legte immer etwas auf die Zeit der Noth zurück. Indeß war er durchaus nicht knickeriſch. Er

hatte immer die geſchickteſten und treueſten Handlungsdiener und die beſten Dienſtboten, weil er ſie gut behandelte und gut bezahlte. Er war ein großer Wohlthäter der Armen.“

„Seine Lehre, ſein Beiſpiel, glaube nun auch ich getreulich befolgt zu haben. Wenn ich und eure Mutter, wozu wir wohl das Geld hatten, großen Aufwand gemacht, prächtige Hauseinrichtung angeſchafft, große Tafeln gegeben, Kutſche und Pferde gehalten, Vergnügungsreiſen und dergleichen gemacht hätten, ſo wären wir jetzt ſehr ſchlimm daran. Der große Verluſt, den wir jetzt erleiden müſſen, könnte wohl den Sturz unſers Handelshauſes nach ſich ziehen. So aber läßt er ſich verſchmerzen. Er wird in meiner Handlung keine bedeutende Störung machen. Ich kann meine Geſchäfte nach wie ehevor fortſetzen; wir brauchen in unſerer gewohnten Lebensweiſe keine Ein-

ſchränkungen zu machen, die, wenn man plötzlich ſich dazu gezwungen ſieht, immer empfindlich fallen und beſchämend ſind.“

„Reichthum hat überhaupt große Gefahren. Die Kinder reicher Eltern werden gar zu leicht nachläßig, und mögen ſich keine rechte Mühe geben, etwas zu lernen; ſie glauben, es nicht nöthig zu haben. Wenn man ſich Alles, was man wünſcht, anſchaffen kann, verfällt man leicht in Prachtliebe und Vergnügungsſucht. Dieſer unſer Verluſt kann uns hingegen zum Gewinne werden und uns zum großen Segen gereichen, wenn wir lernen, mehr auf Gott zu vertrauen als auf Geld und Gut — wenn auch ihr immer mehr einſehen lernet, wie nothwendig Arbeitſamkeit, weiſe Sparſamkeit und Genügſamkeit ſey. Dies will Gott uns lehren, indem Er uns jetzt einen Theil unſers Vermögens entzieht. Macht

dieſe Lehre euch zu Nutzen und laßt uns Gott für ſeine Schickung danken.“

So redete Herr Vollmar mit ſeinen Kindern, und wußte ſo aus einem Ereigniſſe, das ihm Schaden brachte, höheren Vortheil zu ziehen, wie die Biene auch aus ſchädlichen Blumen Honig zu ſammeln weiß.

Der Sturz des großen Handelshauſes, bei dem Herr Vollmar ſo vieles verloren hatte, zog den Fall einiger anderer Kaufleute nach ſich, an denen er abermal verlor. Herr Vollmar bedauerte ſie von Herzen.“ Sie ſind viel unglücklicher als ich, ſagte er; wie gerne wollte ich Allen helfen, wenn es in meiner Macht ſtände.“ Indeß that er, was er konnte. Er unterſtützte diejenigen, denen noch zu helfen war, ſo großmüthig mit Geld und Bürgſchaften, daß ſie ihre Geſchäfte wieder fortſetzen konnten.

Allein die Zeiten wurden dem Handel immer ungünstiger, und er gerieth großen Theils ins Stocken. Nach manchen Waaren, die vor kurzer Zeit noch guten Absatz gefunden, war keine Nachfrage mehr; sie blieben liegen.“ Je nun, sagte Herr Vollmar, die Zeiten sind verschieden. Auch der Landmann hofft, wenn er den Acker im Schweiße seines Angesichts angebaut hat, auf eine reiche Aernte; aber ungünstige Witterung und Hagelschlag vereiteln nicht selten seine Hoffnung. Wie sollte es dem Kaufmanne besser gehen! Allein bei Allem, was geschieht, hat Gott seine weisesten Absichten; auch was uns unangenehm dünkt, dient uns zum Besten. Wir müssen uns darein ergeben, und demüthig und vertrauensvoll sagen: „Sein heiliger Wille geschehe!“

Ein neuer Unglücksfall traf Herrn Vollmar sehr schmerzlich. Ein Schiff

mit Waaren von groſsem Werthe, auf die er bereits groſse Bestellungen hatte, war untergegangen. Er war darüber allerdings sehr bestürzt; allein er sagte: „Gottlob, daſs doch wenigstens die Mannschaft gerettet wurde! Ein Menschenleben ist mehr werth, als die ganze reiche Ladung des untergegangenen Schiffes.“

Indeſs fing die Lage des Herrn Vollmar denn doch an bedenklich zu werden. Er setzte sich an seine Handlungsbücher und berechnete den gegenwärtigen Zustand seines Vermögens: „Leider! sagte er, als er die Feder weglegte, kann es dazu kommen, daſs ich meine Handlung aufgeben muſs, und von meinem Vermögen mir nur wenig bleiben wird. Indeſs gereicht es mir doch zum Troste, daſs ich als ehrlicher Mann alle meine Gläubiger befriedigen kann, und daſs Niemand an mir verlieren wird; mein Gewissen vor Gott und meine Ehre vor den Men-

ſchen bleiben unbefleckt, und kein Menſch wird ſich verſucht fühlen, mir zu fluchen. Wenn ich indeß von meinen Gläubigern nur nicht gepreßt werde — wenn ſie mir Zeit geſtatten, meine Geſchäfte zu ordnen, ſo hoffe ich mich aus der gegenwärtigen Verlegenheit ganz gewiß heraus zu reißen.“

Allein ein ſehr reicher Wechſelherr drohte dieſe Hoffnung zu vereiteln. Herr Vollmar hatte ihm in Zeit von acht Tagen einen Wechſel von mehrern tauſend Gulden zu bezahlen. Er bat ihn um eine längere Friſt. Allein der reiche Mann ſagte mit der größten Gleichgültigkeit: „Sie zahlen — oder ich klage auf Wechſelarreſt. Wenn ich heute über acht Tage — das iſt, ſagte er, indem er in ſeinen Kalender ſah — am Donnerſtage den zwanzigſten Juni dieſes Jahres — mein Geld nicht baar und blank, und in guten, gangbaren Sorten hier auf dem

Tiſche ſehe, ſo wandern ſie unvermeidlich in das Gefängniß.“

Herr Vollmar ging ſehr bekümmert nach Hauſe. „Ach, ſeufzte er auf dem Wege, mir iſt es nur um meine gute Frau und meine lieben Kinder! O wie werden ſie jammern, wenn der Vater ſich in das Gefängniß begeben muß! Guter, barmherziger Gott, wende Du dieſen Jammer von ihnen ab!“

Zweites Kapitel.

Der blinde Greis.

Herr Vollmar entschloß sich, zwei Freunde, denen er in früheren Zeiten schon öfter aus Geldverlegenheiten geholfen hatte, zu ersuchen, ihm die benöthigte Summe vorzustrecken. Er wußte, daß beide zusammen über so viel vorräthiges Geld, als er nöthig hatte, verfügen konnten und er zweifelte nicht, sie würden seiner Versicherung glauben, daß bei ihm keine Gefahr sey, auch nur einen Gulden zu verlieren. Allein der Eine sagte mit ganz ausnehmender Höflichkeit, es thue ihm unendlich leid, daß er nicht dienen könne, indem er gegenwärtig selbst

eine bedeutende Zahlung zu leisten habe; der Andere zückte die Achseln und ließ sich nicht undeutlich merken, daß er den Versicherungen des Herrn Vollmar nicht so ganz glaube, und dessen Umstände für verzweifelt halte. Dieser Undank seiner vermeinten Freunde schmerzte Herrn Vollmar tief." Allein, dachte er, es ist mir doch noch ein Freund geblieben, der mich gewiß nicht verläßt." Er ging vor das Stadtthor. „Ja, Du lieber Gott, sprach er mit einem Blick zum Himmel, sobald er in das Freie kam, Du kannst, Du wirst mich nicht verlassen. Dir habe ich immer vertraut! Dir empfehle ich mein Weib und meine Kinder! Du wirst für uns alle väterlich sorgen."

Er ging seinem Garten zu, um da seinen trüben Sinn ein wenig aufzuheitern, und für seine beklommene Brust frische Luft zu schöpfen. Er trat in den Garten. Die Sonne schien ganz unge-

mein freundlich. die Vögel sangen ihr Abendlied, die Blumen prangten in ihrem bunten Farbenschmuck. Allein es wurde ihm auf einmal unbeschreiblich schwer um das Herz. „Ach, sprach er, es wird mich doch recht hart ankommen, den schönen Garten, auf den ich so viel verwendet und in dem ich so viele fröhliche Stunden zugebracht habe, zu verkaufen! Dazu wird es wohl kommen. Ueberdieß werde ich vielleicht gar noch mit Frau und Kindern mein Haus verlassen und, weiß Gott, in welchem Winkel der Erde eine Zuflucht suchen müssen.“ Er wurde sehr traurig, und hätte auf die Knie sinken mögen, um Gott, der in allen Seinen Schickungen die lautere Weisheit und Güte ist, um Trost und Hilfe anzuflehen. Da er aber in dem nächsten Garten Leute bemerkte, so ging er in sein Gartenhaus, um dort zu beten. Hier, in dem kleinen Saale kniete er

nieder, und ließ sein Herz ungestört mit Gott reden. „Dir, o Gott, sprach er, vertraue ich und werfe mich ganz in Deine Vaterarme; mache Du es mit mir nach Deinem göttlichen Wohlgefallen. Er blieb mit festgefalteten Händen und emporgerichteten Blicken noch lange unbeweglich so knien.

Da hörte er draußen vor den Fenstern eine helle, liebliche Stimme, die laut und mit besonderem Nachdrucke sagte: „Sey getrost, der liebe Gott wird helfen!“ Herr Vollmar stand auf und trat an das Fenster, aus dem man in das Feld hinaus sehen konnte. Ein schmaler Fußpfad führte hier zwischen dem Garten und den Kornfeldern vorbei, der Stadt zu. Ein ehrwürdiger Greis mit schneeweißen Haaren, den ein lockiger Knabe mit blühend rothen Wangen an der Hand leitete, kamen des Wegs. Beide waren sehr dürftig, aber sehr reinlich

gekleidet. Der Knabe ſagte jetzt, eben ſo deutlich und vernehmlich, wie vorhin: „Hier unter dieſem Baum' iſt ein ſchöner, grüner Sitz. Du biſt ſehr müde, lieber Großvater. Ruhe hier noch ein wenig aus; und ſey getroſt. Es iſt gar nicht mehr weit in die Stadt. Ich ſehe ſchon das Thor.“

Beide ſetzten ſich unter den Baum, der nur wenige Schritte vom Gartenhauſe entfernt, auf einer kleinen Anhöhe ſtand. Die Abendſonne beleuchtete und verklärte gleichſam das ehrwürdige Angeſicht des Greiſes und das liebliche Geſicht des Knaben. Die zärtlichſte Sorgfalt des Kindes für den alten Mann gewährte dem Herrn Vollmar einen ſehr rührenden Anblick. Sie aber konnten ihn nicht ſehen; denn vor dem Fenſter befand ſich ein Gitter von engen, grün angeſtrichenen Stäben.

„Es ist ein groſses Wagstück, sprach der Greis über eine Weile, daſs ich alter, blinder Mann noch den weiten Weg in diese Stadt mache. Ich bin nicht ohne Kummer. Ich hörte freilich, der geschickte Augenarzt habe schon viele arme Blinde umsonst geheilt, und ich hoffe, er werde diese Barmherzigkeit auch an mir thun! Allein wird meine Blindheit wohl zu heilen seyn? Und dann ist unsere kleine Baarschaft auf der Reise schon ziemlich zusammen geschmolzen. Die Augenkur kann sich in die Länge ziehen, und wovon wollen wir dann leben? Es sind nun bald fünfzig Jahre, daſs ich in dieser Stadt als Maurergeselle arbeitete; ich kenne keinen Menschen mehr, und auch mich wird kein Mensch mehr kennen. Die Leute, die damals in dieser Stadt lebten, waren sehr fleiſsig und gewerbsam, und deſshalb sehr wohlhabend, auch überaus wohlthätig; ihre Gebeine

ruhen aber nun längſt in der Erde. Gott gebe, daß wir unter dem gegenwärtigen Geſchlechte gute Menſchen finden, die uns ein Winkelein in ihrem Hauſe einräumen, uns täglich eine Suppe geben — und nicht zu viel Bezahlung von uns verlangen.“

„Sorge nicht, liebſter Großvater, ſagte der Knabe. Und wenn uns auch das Geld ausgehen ſollte, ſo will ich bei den reichen Leuten dieſer Stadt ſchon recht bitten und flehen, daß ſie ſich deiner erbarmen. Sie ſind gewiß nicht ſo unbarmherzig, uns in Hunger und Kummer verſchmachten zu laſſen. Und dann vergiß die Hauptſache nicht: Der alte Gott lebt ja noch! Das ſagſt du ja ſelbſt immer. Er wird ſchon für uns ſorgen und uns barmherzige Leute finden laſſen.“

„Ich hoffe das auch, ſprach der Großvater; allein ich bin doch etwas

verzagt und kann mich nicht alles Kummers erwehren.“

Der Knabe sagte: „Sieh, lieber Großvater, ich habe dich jetzt bis hieher an der Hand geleitet. Könntest du glauben, daß ich dich hier sitzen lassen und davon laufen könnte? Denke doch von dem lieben Gott nicht geringer, als von einem einfältigen Knaben! Das wäre ja eine große Sünde.“

„Du hast Recht, lieber Aloys, sagte der Greis. Gott, der uns bisher geführt hat, wird uns nicht verlassen. Er wird weiter sorgen für einen armen, blinden Mann.“

Herr Vollmar, der dieses Gespräch deutlich vernommen hatte, ward sehr gerührt.“ Mein Gott, sagte er, blind seyn — den schönen blauen Himmel, das grüne Laub, die Blumen, die Sonne, das Angesicht des Menschen nicht sehen können, das ist hart! Dieser Jammer

iſt noch viel größer, als der Verluſt, der mir bevorſteht. Ich habe doch noch meine beiden geſunden Augen — und wenn ich auch mein ganzes Vermögen verlieren ſollte, was wäre es gegen den Verluſt der Augen? Dieſe armen Leute, dieſer gute Greis, dieſer holde Knabe wiſſen ſich in ihrem Elende mit ihrem Vertrauen auf Gott ſo gut zu tröſten! Es wäre nicht recht, wenn ich weniger Vertrauen auf Gott hätte!“

Jetzt kam die Frau des Herrn Vollmar mit ihren zwei Kindern in den Garten. Der Kummer ihres Mannes verwundete ihr Herz tiefer als der bevorſtehende Verluſt ihres Vermögens. Herr Vollmar hatte, als er ausging, ihr geſagt, er habe erſt zwei nöthige Gänge zu machen, und werde ſich dann in den Garten begeben. Sie war ihm in den Garten gefolgt, um den guten Mann

nicht ſo allein ſeinem Kummer zu überlaſſen, ſondern ihn, ſo gut ſie es vermochte, zu erheitern. Sie führte die beiden Kinder an einen Strauch im Garten, der voll Johannisbeeren hing, erlaubte ihnen von den Beeren zu eſſen, ſagte aber, hernach ſollten ſie das Körbchen, das die kleine Franziska am Arme trug, voll Bohnen pflücken. Sie ſelbſt ging, da ſie ihren Mann nirgends erblickte, in das kleine Gartenhaus. „Wie gehts? was machſt du? liebſter Friederich!“ ſagte ſie freundlich. „Ich bin ſehr getroſt, liebſte Thereſe! ſagte er leiſe, und winkte ihr, auch ſtille zu reden.“ „Der liebe Gott, flüſterte er, hat mir da einen kleinen Knaben hergeſchickt, der mein Lehrmeiſter wurde im Vertrauen auf Gott. Doch ſchweige jetzt und ſieh einmal!“ Er führte ſie an das Fenſter, und erzählte ihr mit leiſer Stimme, was er eben aus dem Munde des ehrwür-

digen Greiſes und des liebenswürdigen Knaben vernommen hatte.

Der Greis und der Knabe ſprachen jetzt davon, wie ſie in der großen fremden Stadt ein Unterkommen finden und ſich mit ihrem wenigen Gelde, ohne zu betteln, durchbringen wollten. Das Geſpräch ging der guten Frau ſehr zu Herzen. „Liebſter Friedrich, ſagte ſie jetzt zu ihrem Manne, wie wäre es, wenn wir dieſen alten Mann und den holden Knaben in unſer Haus aufnähmen?“

„Wie? ſprach Herr Vollmar, jetzt, in unſern gegenwärtigen Umſtänden? Die ganze Stadt würde uns tadeln. Wir ſind ja ſelbſt in Gefahr, vielleicht ſo arm zu werden, als dieſe armen Leute!“

„Du biſt zu kleinmüthig, ſagte die Frau. Ich habe noch immer Hoffnung. Und ſey es auch, daß wir den größten Theil unſers Vermögens verlieren, ſo viel bleibt uns, will's Gott, immer noch,

daß wir einem blinden Greiſe oder einem armen Kinde eine Suppe geben können. Was dieſe guten Menſchen uns koſten würden, macht in unſern gegenwärtigen Umſtänden keine bedeutende Aenderung. Eine Kammer in unſerm großen Hauſe können wir ihnen ja einräumen, ohne daß es uns einen Heller koſtet. Und ihre Verpflegung in unſerm Hauſe, wo zur Zeit noch täglich über zwanzig Menſchen eſſen, macht keinen merklichen Unterſchied. Wir wollen ſie in unſer Haus aufnehmen. Chriſtus der Herr ſagt ja: „Seyd barmherzig und ihr werdet Barmherzigkeit finden.“

„Nun wohl, ſagte Herr Vollmar, du haſt, wiewohl du dem ſchwächeren Geſchlechte angehöreſt, einen größeren Muth, als ich. Es ſey; wir wollen ihnen Koſt und Wohnung geben, und den Augenarzt, der ja unſer Hausarzt iſt, zu dem alten blinden Manne rufen laſſen.“

Der Greis ſtand jetzt auf; der Knabe leitete ihn an der Hand weiter. Sie gingen ſehr langſam. Die Frau ging zu ihren Kindern, und ſagte: „Du Max, komm mit mir!“ und beide Kinder folgten ihr zur Gartenthüre. „Seht, ſagte ſie jetzt, dort auf dem Fußwege geht ein blinder, alter Mann, den ein kleiner Knabe führt. Sagt ihnen, ſie möchten zu uns hieher in den Garten kommen; wir hätten mit ihnen zu ſprechen.“ Die Kinder eilten, was ſie konnten, und ſagten es ihnen.

Als der Greis und der Knabe, von den Kindern begleitet, ſich der Gartenthüre näherten, ſtanden Herr Vollmar und ſeine edelmüthige Gattin ſchon unter der Thüre, bezeigten dem alten Manne über ſeine Blindheit die herzlichſte Theilnahme, lobten den guten Knaben, der ſich ſeiner ſo freundlich annahm und erboten ſich, ſo lange die Augenkur währe,

beide in ihrem Hauſe zu verpflegen. Der Greis war vor Erſtaunen wie vom Himmel gefallen. „Guter Gott! rief er, und ſchlug die Hände zuſammen, das Vertrauen auf Dich iſt doch niemals vergebens!“ „Nun ſiehſt du, liebſter Großvater, ſagte ſein Enkel, daß Gott die Seinen nie verläßt!“

Herr Vollmar und ſeine Frau führten den Greis und den Knaben in den Garten, ſetzten ſich mit ihnen auf eine Bank, und erkundigten ſich ſehr liebreich nach den Umſtänden des alten, blinden Mannes. Er hieß Chriſtian Selb, war ein Maurer und lebte auf einem weit entlegenen Dorfe bei ſeinem Sohne. Er erzählte, daß er ſchon ſieben Jahre blind ſey, aber von ſeinem Sohne und ſeiner Schwiegertochter aufs liebreichſte verpflegt werde. Er redete mit großer Rührung von ihnen und von ſeinen Enkeln, aus denen Aloys hier der älteſte

ſey. Herr und Frau Vollmar nahmen hierauf den blinden Mann und deſſen Enkel mit ſich in ihre Wohnung, und wieſen ihnen ein ſehr hübſches Zimmer an. Die Frau ſelbſt brachte ihnen das Abendeſſen. Am andern Morgen ließ Herr Vollmar den Augenarzt rufen. Der Arzt kam, beſah die Augen, erklärte, ſie litten nur am grauen Staar', und er hoffe, ſie zu heilen. „Nur, ſagte er, muß der gute, alte Mann zuvor drei Tage von den Beſchwerden der Reiſe ausruhen. Mit der Hülfe Gottes wird dann die Kur gelingen."

„Nun Gottlob, ſagte Aloys, ich will den lieben Gott dieſe drei Tage hindurch ſchon recht bitten, damit er dem Herrn Doktor den Verſtand und die Hand regiere." „Wohl, lieber Kleiner, ſagte der Arzt, thu' das — dann wird Gott ſeinen Segen dazu geben, und die Kur wird nicht fehlſchlagen."

Nach drei Tagen Morgens kam der Arzt, um die Operation vorzunehmen. Der Greis mußte sich auf einen Sessel setzen; der Arzt nahm seine Instrumente hervor. Der kleine Aloys kniete in einiger Entfernung; seine erhobenen Hände zitterten; er verwandte mit klopfendem Herzen und zurück gehaltenem Athem kein Auge von dem Großvater. Weiterhin standen Herr Vollmar, seine Frau und seine zwei Kinder. Sonst wurde Niemand in das Zimmer gelassen — so gern alle im Hause zugesehen hätten. Alle Gegenwärtige waren so still, daß man eine Stecknadel hätte können fallen hören.

Der Arzt machte mit sicherer Hand die erforderlichen Schnitte. Auf einmal rief der Greis: „Ach Gott — ich sehe! Ich sehe dein Angesicht, liebster Enkel! O danke mit mir Gott und dem lieben Herrn Dokt[illegible]!“ Der Knabe sprang auf,

küßte dem Doktor mehrmals die Hände, hüpfte vor Freuden, und rief in einem fort: „O Gott, Dir sey Dank! O wie werden sich mein Vater, und meine Mutter, und meine Geschwister freuen, wenn ich den Großvater sehend nach Hause bringe!“

Der alte Mann saß mit gefalteten Händen da, und betete stille. Herr Vollmar und seine Frau stimmten in ihrem Herzen in das stille Dankgebet des Greises mit ein; ihre zwei Kinder aber jubelten so laut als der frohlockende Knabe, und alle wünschten hierauf dem alten Manne und dem Arzte recht von Herzen Glück.

Der Arzt sagte: „Nun müssen wir aber die Augen noch verhüllen; sie können noch nicht sogleich das Licht ertragen.“ Er sagte noch, er werde alle Tage kommen und nach den Augen sehen und dann das Weitere verfügen. Der Patient

müſſe ſich aber beſtändig ſehr ruhig und ſehr mäßig in Speis und Trank halten. Er ging und Herr Vollmar und ſeine Frau begleiteten ihn. Der Freudenruf der drei Kinder: „Er ſieht, er ſieht!“ erſcholl durch das ganze Haus, und im ganzen Hauſe war Jubel und Freude.

Der Greis aber kniete mit ſeinen verbundenen Augen nieder, um Gott ſeinen Dank darzubringen. Er betete lange und ſein Enkel kniete ſtill betend neben ihm.

Drittes Kapitel.

Das Christusbild.

Als der Arzt nach drei Tagen die Augen des guten Greises wieder besah, sagte er: „Es geht ganz vortrefflich mit der Heilung. Nur ist es in diesem Zimmer hier zu helle, als daß die Augen hier sich so leicht an das Licht gewöhnen könnten. Allein, mein wertbester Herr Vollmar, Sie haben unten in ihrem Hause, zu ebener Erde ein recht artiges Zimmerchen, das an Ihr Hausgärtchen stößt. Dieses kleine Kabinet ist grün ausgemalt; das Gärtchen daran ist mit grünem Rasen belegt und von laubreichen Bäumen beschattet; auch die Garten-

mauern sind dicht mit Laube bekleidet. Wollten Sie dem guten alten Manne, für den Sie so viele Großmuth haben, nicht gestatten, einige Stunden des Tages dort zuzubringen?"

„O mit tausend Freuden! sagte Herr Vollmar; er kann dort täglich so lange verweilen, als er nur will. Es ist dort, zumal bei der drückenden Hitze des Tags, ein recht kühles, trauliches Plätzchen; es fällt ein ungemein mildes Licht durch die Glasthüren ein."

„Thüren von Glas?" rief Aloys, der Knabe vom Lande. „Das ist wunderlich! Die möchte ich einmal sehen!"

„Darf ich sie ihm nicht zeigen?" fragte Max; „Aloys muß doch den Weg wissen, um seinen Großvater hinab zu führen." Herr Vollmar sagte: „Gut, geht miteinander hinab!" Die beiden Knaben sprangen Hand in Hand fort und Franziska folgte ihnen etwas langsamer.

Die einzige Zierde des schönen kleinen Zimmers war ein kostbares Gemälde, das Christus den Herrn mit der Dornenkrone auf dem Haupte, dem Purpurmantel über die eine Schulter, und dem Moosrohre in der Hand vorstellte. Es war ein Brustbild, aber in Lebensgröße gemalt, und von einem prächtigen goldenen Rahmen umgeben.

Der fromme Knabe Aloys faltete, sobald er es erblickte, die Hände, und rief: „O wie schön, wie anmuthig! — Man nennt das Bild: „Ecce Homo!“ In unsrer Kirche ist auch eines. Aber so schön gemalt, wie hier, hab' ich Jesum in meinem Leben noch nicht gesehen. Es ist, als ob Er lebte! O wie voll Geduld, wie voll Vertrauen Er seine Augen zum Himmel erhebt! Mir kommen die Thränen in meine Augen. Und die Dornenkrone — man glaubt, es seyen wirkliche Dornen! Und die Blutstropfen an

der dörnern Krone, an der Stirne und den Wangen und auf der Schulter, die nicht von dem rothen Mantel bedeckt iſt, ſind ſo natürlich, daß man meint, ſie werden alle Augenblicke herabtröpfeln. Ach wie Vieles hat Er aus Liebe zu uns gelitten!“

Franziska ſagte: „Die Mutter hat uns Kindern öfter geſagt: „Es iſt, als ſpreche Chriſtus in dem Bilde zu uns:

Ich lebt, und litt, und ſtarb,
O Chriſt, für dich,
So leb' und leid' und ſtirb
auch du für mich!

Auch ſagte die Mutter erſt neulich, da ſie eben ſehr traurig war und das ſchöne Bild betrachtete: „Da Chriſtus ſo Vieles für uns gelitten hat, und ſein Haupt mit Dornen krönen ließ — wie könnten wir verlangen, ohne alle Leiden und gleichſam auf Roſen in den Himmel einzugehen!“

Max ſagte: „Es iſt ein herrliches Bild! Ein Engländer, dem der Vater voriges Jahr einen Wechſel auszuzahlen hatte, ſah es, und wollte ihm 100 Pfund Sterling — über 1000 Gulden dafür geben, wiewohl es damals noch etwas rauchig und beſchmutzt in der Schreibſtube hing. Bei Tiſche ſprach der Vater mit der Mutter und dem alten Buchhalter davon. Der Buchhalter ſagte: „Ich gäbe das Bild für dieſe anſehnliche Summe. Es iſt ein todtes Kapital.“ Allein die Mutter rief: „Nein, nein, das iſt es nicht! Es weckte mich ſchon oft zur Andacht; es belebte meinen chriſtlichen Sinn. Was ein ſolches Leben in uns erregen kann, iſt kein todtes Kapital. Der Menſch lebt nicht allein vom Brode — auch nicht von dem Golde, das er beſitzt.“ So ſagte die Mutter. Der Vater aber ſprach: „Auch ich betrachtete das Bild öfter mit Andacht;

allein auf den hohen Kunstwerth dieſes alten Gemäldes hat mich erſt der engländiſche Herr aufmerkſam gemacht.“ Der Vater ließ es durch den geſchickteſten Maler dahier reinigen und den prächtigen goldenen Rahmen dazu beſtellen. Das Bild wurde ſo ſchön, daß wir es kaum mehr kannten, und alle im Hauſe darüber entzückt waren.“

Max und Franziska führten hierauf Aloys in das Gärtchen. Der Springbrunnen darin machte dem Knaben, der noch nie einen geſehen hatte, groſſe Freude und ergötzte ihn ſehr. Er konnte nicht aufhören, ihn zu bewundern.

Jetzt trat Herr Vollmar mit dem würdigen Greiſe, den er ſelbſt herabgeführt hatte, in das ſchöne Zimmer. Herr Vollmar nahm ihm, weil der Arzt dieſes erlaubt hatte, die Augenbinde ab. Das erſte, was der alte Mann erblickte, war das ſchöne Chriſtusbild. Er rief

voll des höchsten Erstaunens: „Gott im Himmel, was seh ich! Dieses Bild ist mir sehr bekannt. Ich habe es zwar in meinem Leben nur ein einziges Mal und schon vor mehr als vierzig Jahren, und nur beim Kerzenlicht gesehen, aber seit der Zeit es nie mehr vergessen. Ja dieses blasse, blutbespritzte Angesicht, dieser wehmüthige Blick zum Himmel, diese Dornen, die in Stirn und Schläfe eindringen, kamen mir seither oft im Traume vor. Jene Stunde, da ich es sah, war wohl eine der merkwürdigsten Stunden meines Lebens. Noch jetzt bricht mir der Schweiß aus, wenn ich daran denke.“

„Eure Reden setzen mich in Erstaunen, sagte Herr Vollmar; ich begreife sie nicht. Sagt doch, wie es gekommen, daß Ihr dieses Bild gesehen habt, und daß es einen solchen tiefen Eindruck auf Euch gemacht hat!“

„Erlauben Sie mir, erst Sie zu fragen, sprach der Greis, ist dieses Bild schon lange in diesem Hause, und sind Sie schon lange im Besitze dieses Hauses — oder haben Sie das Haus oder das Bild erst späterhin durch Kauf an sich gebracht?“

Herr Vollmar sagte: „Sowohl dieses Bild, als dieses Haus sind von meinem seligen Großvater auf mich gekommen. Aber wozu diese Fragen, lieber, alter Vater?

„Ich muß schon noch weiter fragen, ehe ich Ihnen antworten kann,“ sprach der alte Mann. „Sagen Sie einmal, ist dieser Ihr Großvater hier in diesem Hause gestorben, oder hat er sich zur Zeit des Krieges geflüchtet, ohne wieder in seine Heimath zurück zu kommen?

Herr Vollmar sprach: „Der Großvater starb weit von hier im fremden

Lande. Mich wundert aber, wie Ihr auf dieſe Fragen kommt?“

Der Greis fragte weiter: „Lebte damals Ihre Großmutter noch? War ſie bei ſeinem Tode zugegen?“

„Nein, ſagte Herr Vollmar, ſie war ſchon früher geſtorben. Eure Fragen kommen mir aber ſehr ſeltſam vor.“

Der Greis fragte ferner: „War vielleicht Ihr Vater bei dem Tode Ihres Großvaters zugegen — und hat er Ihnen nie geſagt, daß der Großvater ihm vor ſeinem Ende ein wichtiges Geheimniß entdeckt habe?“

„Eure ſeltſamen Fragen befremden mich immer mehr, ſprach Herr Vollmar. Mein Großvater ſtarb an einem hitzigen Fieber, das ihn ſogleich des Gebrauchs ſeiner Vernunft beraubte, mein Vater, damals noch ein Knabe, wurde wohl an ſein Sterbebett gerufen — allein er fand ihn ſchon todt.“

„Nun muß ich nur noch Eines fragen," ſprach der Greis. „Hinterließ Ihr Großvater Ihrem Vater ein großes Vermögen? War Ihr Vater ein reicher Mann?"

„Mein Vater, ſprach Herr Vollmar, war damals, als er in ſeine Vaterſtadt zurück kehrte, ſo zu ſagen ein armer Mann. Nur mit vieler Mühe gelang es ihm, ſeine durch den Krieg gänzlich zernichtete Handlung neu zu errichten und wieder in Gang zu bringen."

Der Greis betrachtete Herrn Vollmar ſehr aufmerkſam und ſagte dann: „Sie ſehen Ihrem ſeligen Großvater ſehr ähnlich — wie denn die Enkel ihren Großeltern oft mehr gleichen, als ihren Eltern. Ihr Großvater war damals, als ich ihn ſah, ungefähr in dem Alter, in dem Sie jetzt ſind. Wenn ich Sie ſo betrachte, ſo iſt mir als ſähe ich den würdigen Mann vor Augen. Doch hören

Sie nun meine Geſchichte; vielleicht kann ſie Ihnen von großem Nutzen ſeyn.“

„Ich arbeitete damals, kurz bevor die Stadt belagert und erobert wurde, als Maurergeſell dahier. Ein alter Handlungsdiener kam in der Nacht zu meinem Meiſter, und verlangte, der Meiſter, der ein überaus rechtſchaffener Mann war, ſolle mit ihm kommen, ſeinem Herrn deſſen beſte Habſeligkeiten verbergen zu helfen. Allein mein Meiſter war krank, und konnte nicht ausgehen. Er ſchlug daher mich vor, indem er verſicherte, für meine Ehrlichkeit und Verſchwiegenheit mit Leib und Leben zu ſtehen. Ich ging mit dem alten Diener. Es war eine finſtere, ſchauerliche Nacht; es regnete und ſtürmte furchtbar. Wie es mir ſchien, führte der Mann mich auf Umwegen durch allerlei Straßen in das Haus. Weder der Name des Hauſes noch des Hausherrn wurde mir genannt.

Ich wurde durch eine groſse Hausflur in die Schreibstube geführt. Ihr Groſsvater — denn ich kann gar nicht zweifeln, daſs er es gewesen — schien etwas bestürzt, daſs der Meister ihm einen solchen jungen Menschen schicke. Er schwieg eine Weile. Der alte Handlungsdiener wiederholte die Worte des Meisters. Da befahl der Kaufherr dem Handlungsdiener an der brennenden Lampe, die auf dem Schreibpulte stand, zwei Kerzen anzuzünden und sie auf den Tisch zu stellen, über dem dieſes Bild hing, und forderte mich auf, vor diesem Bildnisse des göttlichen Erlösers einen Eid zu schwören, von dem Geheimnisse, das er mir anvertrauen werde, keinem Menschen ein Wort zu sagen — als etwa nöthigen Falls seinen rechtmäſsigen Erben. Er sprach mir den Eid vor, und ich sagte mit erhobener Rechte, wie er es befahl, ihm jedes Wort nach.“

„Hierauf führte er mich aus der Schreibstube durch mehrere hochgewölbte und wohlgefüllte Waarenlager. Der alte Handlungsdiener mußte mitgehen. Wir kamen an eine schmale steinerne Stiege, die unter die Erde hinab führte, in ein enges Gänglein. Aus diesem kamen wir in einige Felsenkeller, worin viele große Fässer lagen. Endlich öffnete der Handlungsdiener noch eine Thüre, die mit starken Schlössern versehen war, und wir traten in ein kleines Gewölbe, das aus großen Quadersteinen bestand. Hier hatte der reiche Kaufherr seine besten Weine aufbewahrt; auf einer Seite waren aber jetzt die Fässer hinweggeschafft. Eine große und eine kleine Kiste und vieles Silbergeschirr stand längs der Mauer hin.“

„Der Kaufherr deutete auf einen Quaderstein in der Mauer, der nicht größer als die übrigen war, und sich etwa einen Schuh hoch über dem Boden

befand.“ Dieſer Stein, ſagte er, verſchließt den Eingang zu einem geheimen Behältniſſe, in dem ich die Sachen da aufzubewahren gedenke. Der Stein iſt nur etwa eine Spanne dick und kann ohne zu große Mühe ausgehoben werden. Dieſen Stein nun aus der Mauer heraus zu nehmen und wieder hinein zu ſetzen — das iſt die Arbeit, die ich von Euch verlange.“ Die nöthigen eiſernen Werkzeuge waren ſchon in Bereitſchaft; ein Kübel mit Mörtel ſtand dabei. Der kluge Herr hatte am Tage vorher die etwas ſchadhafte Mauer, die den Haushof umgab, durch zwei andere Maurer ausbeſſern laſſen, und von dem vorräthigen, ſehr gut bereiteten Mörtel, durch ſeinen alten vertrauten Handlungsdiener, ſo viel als nöthig, heimlich hieher bringen laſſen. Ich machte mich an die Arbeit, den Stein auszuheben, ohne ihn zu beſchädigen. Es erforderte eine nicht

kleine Geſchicklichkeit und groſse Mühe. Indeſs gelang es mir. Ich kroch durch die Oeffnung hinein, und fand innen ein ziemlich geräumiges Gewölbe. Der Kaufherr und ſein alter Diener ſchoben nun, indem ich ihnen von Innen half, zuerſt die gröſsere eichene und dann die kleinere eiſerne Kiſte hinein. Sie waren ſehr ſchwer. Dann wurde das Silbergeräth hinein geordnet. Ich fügte darauf den Stein wieder in die Mauer ein, und verſtrich die Fugen ſo gut mit Mörtel, daſs ſie von den Fugen zwiſchen den andern Steinen gar nicht zu unterſcheiden waren. Der Herr drückte mir hierauf ein Goldſtück in die Hand, legte mir ſeinen Zeigfinger auf den Mund und ſagte: „Gedenke an deinen Eid.“ Ich dankte ihm hocherfreut, und verſprach ihm nochmal mit Hand und Mund, das anvertraute Geheimniſs ſoll nicht über meine Lippen kommen.“

„Bald darauf rückte der Feind vor die Stadt. Alle Bauten wurden eingestellt; alle fremde Handwerksgesellen wurden verabschiedet. Ich machte mich auf den Weg, wanderte weit umher, und fand endlich, zwanzig Stunden von hier, Gelegenheit mich mit einer Meisterstochter zu verheirathen. Nie mehr kam ich in diese Stadt zurück, und habe schon seit vielen Jahren nicht mehr an die eingemauerten Kostbarkeiten gedacht. Damals, zur Zeit des Krieges, fielen mehr solche Geschichten vor, und ich mußte öfter dazu beihelfen. Erst jetzt, in dem Augenblicke, da ich dieses schöne Bildniß unsers göttlichen Erlösers hier erblickte, kam mir die alte Geschichte von den eingemauerten Schätzen wieder in den Sinn.“

Der alte Mann beschloß seine Erzählung mit den Worten: „Liebster, werthester Herr Vollmar! Ich denke, es ist eine offenbare Schickung Gottes, daß ich

hieher kam. Gott hat Ihr Herz bewegt, mich — einen armen, alten, fremden, blinden Mann — so liebreich in Ihr Haus aufzunehmen; Er hat meine Augen geöffnet, daß ich dieses schöne Bild sehen, und Ihnen Ihr verborgenes Erbtheil entdecken kann. Er will Ihre Wohlthätigkeit belohnen. Das anmuthige Bild, das Ihnen und den lieben Ihrigen, indem sie es oft mit Andacht betrachteten, bisher zum ewigen Segen gereichte, wird nun auch einen großen zeitlichen Segen über Ihr Haus bringen.“

Viertes Kapitel.

Der Schatz.

Herr Vollmar hatte der Erzählung des alten, ehrlichen Maurers mit großer Aufmerksamkeit zugehört. „Ihr könnet Recht haben, lieber, alter Vater! sagte er. Man vermuthete immer, mein Großvater müsse irgendwo bedeutende Schätze verborgen haben. Als ein kluger Mann hatte er vorausgesehen, der Krieg werde den Handel ganz zu Grunde richten; er hatte deßwegen seine weit ausgebreiteten Handelsgeschäfte auf sehr wenige eingeschränkt, und seine großen Kapitalien wahrscheinlich anderwärts untergebracht oder, nebst vielen Sachen von Werth,

gar vergraben. Allein wo? davon konnten weder mein Vater noch ich die geringste Spur entdecken. Die Beschreibung aber, die Ihr von der schmalen steinernen Stiege, von dem engen Gange, von den unterirdischen Gewölben gemacht habt, trifft genau zu. Ich bin vollkommen überzeugt, daß mein seliger Großvater seine besten Schätze hinter jenem Steine versteckt habe. Allein ob sie sich noch dort befinden werden — daran zweifle ich sehr. Die Feinde, die unsere Stadt plünderten, und alle Keller, Gewölbe, sogar Gräber durchwühlten, und eine ganz besondere Schlauheit und Geschicklichkeit im Auffinden verborgener Kostbarkeiten hatten, haben vielleicht auch diese entdeckt. Auch ist es möglich, daß mein Großvater einem Freunde, den er für redlich hielt, der aber falsch war, sein Geheimniß anvertraute, und daß dieser den Schatz heimlich erhoben. Doch

iſt die Sache eines Verſuches werth. Wir wollen, ſo bald es möglich, nachſehen.“

„Das können wir auf der Stelle,“ ſagte der Maurer. „Führen Sie mich nur ſogleich hin. Ich werde auf den erſten Blick erkennen, ob der Stein verrückt worden, oder nicht — und wie es alſo um den Schatz ſtehe.“

„Nein, ſagte Herr Vollmar, jetzt noch nicht; es könnte Euren Augen Nachtheil bringen.“

„Ei, ſagte der Maurer, die Dämmerung in den düſtern Kellern wird meine Augen ſicherlich nicht blenden, und ihnen alſo nicht ſchaden.“

„Nun wohl, ſagte Herr Vollmar, ſo kommt mit mir. Ich habe Euch als einem erfahrnen, ſachkundigen Maurermeiſter ohnehin eines meiner Gewölbe zeigen wollen, das einen mächtigen Sprung hat, auf den meine Leute mit beſorglicher Miene mich ſchon mehrmal

aufmerksam gemacht haben. Diese Ursache wollen wir nennen, die andere Ursache aber zur Zeit noch verschweigen.“

Sie gingen Arm in Arm. Als der Greis in das letzte Kellergewölbe trat, sagte er: „Ja, dieses ist es. Ich erinnere mich dieser kleinen runden, mit starken eisernen Stäben vergitterten Kelleröffnung noch wohl. Wir haben sie damals mit einem dicken härenen Packtuche bedeckt, damit das Licht nicht hinaus scheine, und man uns bei unserer nächtlichen Arbeit nicht zusehen könne. Gerade diesem Fensterlein gegenüber ist der mir wohlbekannte Stein.“

Herr Vollmar rückte zwei von den Fässern, die längs der Wand hin lagen, etwas auseinander. Der Greis drängte sich mit einiger Mühe zwischen den zwei Fässern hindurch und rief: „Viktoria! Der Stein ist unverrückt. Ich kenne

meine Arbeit. Der Schatz iſt noch da! Gott ſey Lob und Dank!“

„Ja, Gott ſey Dank! ſprach Herr Vollmar. Er weiß es, daß mein Herz nicht an Geld und Gut hängt; aber in meiner gegenwärtigen Lage iſt dieſer Fund für mich eine wahre Wohlthat Gottes zu rechter Zeit. — Ich werde heute noch dieſe Fäſſer herausbringen und Brecheiſen und andere nöthige Werkzeuge herbei ſchaffen laſſen. Mein Hausknecht Paul muß uns dabei Hülfe leiſten. Er iſt zwar noch ein junger Menſch, wie Ihr, lieber Maurermeiſter, damals wohl geweſen ſeyn mochtet, aber auch ſo treu und ehrlich, wie Ihr. Kommt jetzt wieder mit mir! Auf die Nacht wollen wir unſer Geſchäft vornehmen, das aber, wie geſagt, vor der Hand noch ein Geheimniß bleiben muß.“

Als es bereits finſtere Nacht war, begaben ſich Herr Vollmar und ſeine

Frau, der alte Maurer und Paul, der Hausknecht, in das Gewölbe. Das kleine runde Kellerfenster hatte Herr Vollmar schon am Abende mit einem Teppiche verhüllen lassen. Die Fässer waren bei Seite geschafft und die eisernen Werkzeuge lagen bereit. Der alte Maurer wollte sich an das Werk machen. Allein Herr Vollmar sagte: „Ihr müßt Euch noch schonen, alter Vater; ich will einmal versuchen, was ich in Eurer Kunst, ohne sie gelernt zu haben, leisten kann. Ich erbitte mir blos Euern Rath. Er fing an, den Mörtel aus den Fugen heraus zu meiseln. Der dienstfertige Paul löste seinen Herrn von Zeit zu Zeit bei der Arbeit ab. Endlich ward der Stein los, und Herr Vollmar und Paul hoben ihn weg. Paul kroch mit einer brennenden Kerze hinein und erblickte zuerst das viele grün angelaufene Silbergeschirr. Er bot ein Stück nach

dem andern heraus — einen silbernen Tafelaufsatz — schwere silberne Leuchter — Kannen — Becher — Teller — Salzgefäße — Löffel und Bestecke. Frau Vollmar nahm sie mit zitternden Händen ihm ab, und betrachtete und bewunderte die alterthümlichen Formen. Nun schob Paul die kleine eiserne Kiste heraus, die Herr Vollmar in Empfang nahm. Endlich machte Paul sich an die große eichene Kiste; sie war so schwer, daß er sie nur mit Hülfe eines Hebeisens unter die Oeffnung schieben konnte. Herr Vollmar und der Maurer, der für sein Alter noch wohl bei Kräften war, zogen sie vollends heraus, indem Paul von Innen mit großer Anstrengung nachschob.

Herr Vollmar mußte anstatt der fehlenden Schlüssel sich des Brecheisens bedienen, die Kisten zu öffnen. In der eichenen Kiste befand sich oben auch einiges feinere Silbergeräth von getriebe-

ner Arbeit und im Feuer vergoldet. Nun folgten mehrere kleine leverne Beutel, die mit Ziffern bezeichnet waren. Der Schwere nach zu urtheilen, waren sie voll Gold. Herr Vollmar öffnete einen; es waren wirklich lauter Goldstücke darin, von sehr altem Gepräge, jedoch alle so schön und glänzend, als wären sie eben erst geprägt worden. Weiter unten befanden sich schwere Säcke voll großer Thaler, die aber fast alle ganz grün aussahen. Die kleine eiserne Kiste enthielt in Futteralen von mancherlei Form und Größe allerlei kostbare Kleinodien, besonders aber Frauenschmuck von Gold, und reichlich mit Edelsteinen besetzt. Frau Vollmar hatte daran fast noch mehr Freude, als über die Goldstücke und Silbermünzen. Unten in dem Kistchen befanden sich zwei blecherne Kapseln, die rings mit wasserdichtem Kitt bestrichen waren, damit die Feuchtigkeit nicht ein-

dringe. „Sie sind sehr leicht, sagte Herr Vollmar, und enthalten vermuthlich bloß Familienpapiere, die aber ohne Zweifel für mich einen großen Werth haben.“

Herr Vollmar befahl nun seinem Paul: „Trage zuerst die schweren Geldsäcke, um die Kiste zu erleichtern, hinauf in mein oberes Schreibkabinet mit den blauen Tapeten.“ Nachdem Paul diesen Befehl, nach seiner Art sehr flink, vollzogen hatte, sagte Herr Vollmar zu ihm: „Nun hilf mir die große Kiste hinauf tragen. Du aber Thereſe, sagte er zu seiner Frau, kannst die kleine Kiste mit den Kleinodien, die dir so werth sind, mit Hülfe unsers alten Freundes herauf bringen, was du auch gerne thun wirst. Das übrige Silbergeräth wollen wir einstweilen hier stehen lassen, die Gewölbe aber sorgfältig verschließen.“

Er verschloß sie, und alle wanderten

hinauf in das blaue Kabinet. Der alte Maurer und der junge Paul begaben ſich hierauf ſehr vergnügt zu Bette, denn beide nahmen an Herrn Vollmars Glück den herzlichſten Antheil; auch hatte Herr Vollmar ihnen eine anſehnliche Belohnung verſprochen. Er ſelbſt aber und ſeine Frau blieben noch auf, bis gegen Tag.

Die Frau muſterte die gefundenen Kleinodien. Sie reinigte mit feinem Gemsleder die Edelſteine. „O ſieh nur, Friedrich, ſagte ſie, mit welchem Glanze, mit welchem bunten Feuer nach ſo langer Zeit dieſe Diamanten noch funkeln! Sie freuen mich ſehr; aber die alterthümliche, ſchwerfällige Faſſung erregt traurige Gefühle der Vergänglichkeit in mir. Dieſe Steine hat ſicher in längſt verfloſſenen Zeiten deine Großmutter getragen!“ — „Doch, ſagte ſie, was iſt denn hier noch in ölgetränktes Papier eingewickelt und mit Wachs verklebt? —

O ſieh nur, rief ſie, dieſes kleine Porträt in Chriſtallglas und Gold gefaßt, iſt das Bildniß deiner Großmutter, Barbara Vollmar. Sie wurde gemalt, als ſie noch Braut war. Da auf der Rückſeite ſteht es geſchrieben. Ach Du mein Gott, damals war ſie wohl erſt achtzehn Jahre alt! O wie lieblich, heiter und blühend ſie ausſieht! Nicht ſo ernſt, wie ſie droben in unſerm Wohnzimmer als eine ſehr ehrwürdige Frau in Lebensgröße abgemalt iſt! Und ſieh nur, und lies da! Dieß iſt dein Großvater, Lukas Vollmar. Damals war er faſt noch ein Jüngling! Wie feurig und lebhaft er aus den Augen blickt! Wie vollblühend ſeine Wangen ſind! Und mit welchen reichen Locken ſein Haupt prangt! — Dieſe geſcheitelten Haare ſind freilich ſchöner, ſagte ſie lächelnd, als die altfränkiſche Perücke, die er in dem großen Gemälde trägt.“ Aber ſogleich ſchoſſen

ihr Thränen in die Augen. „Ach, ſagte ſie ſeufzend, was ſind wir Menſchen! Dieſe Diamanten funkeln noch mit ungetrübtem Glanze! Dieſe blühenden Geſtalten, mit zarten Pinſelſtrichen auf Elfenbein abgebildet, prangen noch mit friſchen Farben! Aber die edlen Menſchen ſelbſt ſind nun Staub und Aſche; wir gehen wie Schatten vorüber!“

„Darum iſt es gut, ſprach Herr Vollmar, daß unſer Geiſt etwas Bleibenderes iſt, als das Fleiſch, das ihn umgibt, und das wie die Blumen des Graſes dahin welkt. Unſer Geiſt iſt dauernder als Diamant, der auch einſt beim Ende der Welt im Feuer zerſchmelzen wird. Gott ſchuf unſere Seele unſterblich! Ihm ſey dafür Ruhm, Preis, Lob und ewiger Dank!“

Fünftes Kapitel.

Wichtige Familienpapiere.

Herr Vollmar durchblätterte, während seine Frau mit den kostbaren Kleinodien beschäftigt war, die vergelbten Papiere, die er in den Kapseln fand. Sie enthielten manche Familiennachrichten, die für ihn merkwürdig waren. Er sah daraus, daß sein Großvater mit einigen der ausgezeichnetsten Männer jener Zeit im Briefwechsel gestanden. Indem er wieder ein Blatt entfaltete, sagte er zu seiner Frau: „Dieses Blatt ist das merkwürdigste; es gibt Auskunft über die gefundenen Schätze. Der selige Großvater hat es mit eigener Hand geschrieben und

darauf gesetzt: „Mein Testament und letzter Willen.“ „Laß uns hören, was er schreibt.“ Herr Vollmar las die Schrift, ganz so, wie sie nach der alten Art sich auszudrücken lautete:

„Im Namen des heiligen dreyeinigen Gottes!“

„Ich, Lukas Vollmar, Bürger und Kaufmann, auch des großen Rathes Mitglied beurkunde hiermit wie folgt:

In Anbetracht, daß bei den gegenwärtigen gefährlichen Zeitläuften unsere gute Stadt keinen Tag sicher ist, von dem Feinde überfallen und geplündert, ja sogar grausamblicher Weise verbrannt und in die Asche gelegt zu werden; so habe ich für rathsamblich erachtet, meine besten Habseligkeiten, sowohl Geld als Geldeswerth, in einem verborgenen, Feuer- und Bombenfesten Gewölbe dieses meines Hauses einzumauern und aufzubewahren.“

„Da aber bey sothaner großer Ge-

fahr, sogar meines Lebens, allhier meines Bleibens nicht mehr ist, massen der Feind insbesondere mir auffätzig und abhold ist, und wie ich sicher erkundschaftete und er dessen auch keinen Hehl macht, mir den Tod geschworen hat, dieweilen ich es für meine Pflicht und Schuldigkeit gegen Gott und Vaterland erkannte, durch Stellung, Muntierung und Berittenmachung mehrerer Mannschaft aus meinen eigenen Geldmitteln, auch Herbeyschaffung von Waffen, Munizion und anderen Kriegsbedürfnissen die gerechte Sache getreulich und nach Kräften zu unterstützen.

Da ferner anselbsten innerhalb der Mauern dieser unsrer Stadt sich eine feindlich gesinnte Parthey erhoben, die Oberhand zu gewinnen droht, und mich alsdann nicht ferner dahier geduldeu will; so sehe ich zufolge solcher Gestalt der Sachen mich nothgedrungen, unserer ge-

liebten Vaterstadt den Rücken zu kehren und die traurige Flucht zu ergreifen." — —

„In fernerer Erwägung, daß ich das Ende dieses schrecklichen Krieges, der bereits fünfzehn Jahre dauert, allem Anschein nach, nicht mehr erleben werde, und daß mein einziger Sohn Hugo, der auf meiner Flucht, als ein noch zartes Knäblein, mein einziger Freund und Begleiter ist, erst nach beendigtem Kriege und wieder hergestellter Ruhe und Ordnung, also vielleicht erst nach vielen Jahren in diese seine Vaterstadt wird zurückkehren können, dieses mein verlassenes Haus aber während der Zeit zu frembden Handen gekommen seyn kunnte, so lege ich diesem meines Sohnes väterlichem Erbtheile an Geld und Geldeswerth, das ich in dem zugemauerten Gewölbe für ihn aufbewahre, diese gegenwärtige, mit eigener Hand geschriebene und mit meinem beygedruckten Insiegel versehene Urkunde nie-

der, damit er sich bei seiner Zurückkunft darauf berufen und ohne Gefährde, Rechtsstreit und zu fürchtende juristische Bedenklichkeiten dieses sein rechtmäßiges Erbe als sein Eigenthumb in Besitz nehmen könne."

„Sintenmahlen ich aber noch ferner in Betrachtung gezogen, daß mir auf dieser meiner vorhabenden betrübten Flucht leicht etwas Menschliches begegnen, und mich Gott nach Seinem unergründlichen und unerforschlichen Rathschlusse, noch während der Kinderjahre meines geliebten Sohnes Hugo, aus dieser Zeitlichkeit abfordern könnte, und ich das Geheimbnuß, betreffend die Aufbewahrung meines mehrbesagten Vermögens, einem sozusagen unmündigen Kinde nicht wohl eröffnen kann, ich keine andern Blutsverwandte habe, und mir eben sonst Niemand kund ist, dem ich ein solches Geheimbnuß anvertrauen kunnte, auch wohl in der Fremde Niemanden zu finden hof-

fen kann, indem bey der gegenwärtigen Verwirrung und Wandelbarkeit der Partheyen, wer heut noch Freund ist, morgen zum Feinde übergehen kann, mein alter treuer Diener Nikolaus aber, der allein um die Sache weiß, und den ich als Bewahrer meines Hauses zurücklasse, bereits 80 Jahre zählt, und alle Tage sterben kann, ja da es auch leichtlich geschehen kunnte, daß benannter mein Sohn Hugo und einziger Erbe, bey gegenwärtigen bedrängten und betrübten Zeiten, wo Krieg, Hunger und Pest weit umher das Land verheeren, und der gute Hugo, trotz seines ihm bescheerten aber ihm unbewußten großen Reichthumbs, im fremden Lande in Armuth und Elend umkommen und gegenwärtiger vergrabener Schatz erst in spaten Jahren an das Tagslicht gebracht und in fremde Hände fallen kunnte; so erkläre ich für diesen Fall hiemit feierlich als meinen ernstlichen

und rechtskräftigen letzten Willen, und verordne, alles Vorgefundene in drey gleiche Theile abzutheilen, und vermache einen Theil dieses Fundes dem Finder, einen Theil dem Spital und den Armen und einen Theil den Kirchen und Schulen meiner Vaterstadt. Dem künftigen Finder gebe ich es aber auf sein Gewissen, auf Seele und Seligkeit, daß er dieses mein Gut nicht unterschlagen und verheimblichen, nichts davon veruntreuen, sondern davon der Obrigkeit getreue Anzeige machen, und wohl bedenken wolle, daß wir in jener Welt jeden ungetreuen Heller werden abbüßen müssen, daß also, wer solchen Schatz verheimblichen wollte, sich nur Schätze des Verderbens und der Verdambnuß für die Ewigkeit sammlen würde. Die wohllöbliche Obrigkeit, Bürgermeister und Rath unsrer Stadt, wollen aber nach hochselben gemachter Anzeige, Alles gehörig

und gewissenhaft abschätzen lassen, und meiner Willensmeynung gemäß die Theilung rechtskräftig vornehmen."

„Da ich jedoch zu Gott hoffe, Er werde den reichen Segen, den Er mir gnädiglich beschert hat, benanntem meinem einzigen Sohne und Erben, so wie dessen Nachkommen, meinen künftigen Enkeln und Urenkeln zuwenden, so füge ich noch diese treuväterliche Ermahnung bey: „Lieber Sohn Hugo und auch ihr meine lieben Enkel! Laßt dieses mein Vermächtnuß euch nicht zu Müssiggang und Wohlleben, Leichtfertigkeit und eitler Pracht verleiten, gleichet nicht dem reichen Prasser im heiligen Evangelio, weil ansunsten euch der Segen sich in Fluch verkehren müßte. Seid arbeitsamb, genügsamb, mäßig — wohlthätig und barmherzig gegen die Armen. Vergesset nie, daß Gott die Reichen gleichsamb nur als seine Haushälter und zu Verwaltern des ihnen

anvertrauten Gutes aufgestellt hat — und daß wir einst vor Gottes Richterstuhle werden Rechenschaft geben müssen, wie wir dasselbe zum Wohle unsrer Mitmenschen, zu milder Unterstützung der Armen, und zum allgemeinen Besten verwaltet und verwendet haben. So wird der zeitliche Segen euch zum ewigen Heile gereichen.“

„Mein Sohn, gieb diesen Worten deines liebenden Vaters Gehör — und präge auch diesen meinen Sinn den Kindern ein, mit denen dich Gott vielleicht einmal erfreuen wird. Ich segne dich — und auch ihr, meine künftigen Enkel, deren Angesicht ich wohl nie erblicken werde, seyd mir gegrüßt und gesegnet! Ich schwebe gegenwärtiglich in beständiger Todesgefahr, und verfasse diese Schrift gleichsam als mein Testament. Haltet diesen meinen letzten Willen in Ehren. Somit empfehle ich euch und alle meine

Nachkommen in den Schutz Gottes. Er wolle euch bewahren vor allem Bösen, vor Sünde und Lastern, wolle euch in allem Guten erhalten und gnädiglich verleihen, daß ihr eurer Voreltern nicht unwürdig, sondern als gottesfürchtige, tugendhafte und ehrenfeste Leute hier auf Erden wandelt. Wenn ihr, meine geliebten Enkel, diese Schrift, die ich nicht ohne viele vergossene Zähren verfasse, lesen werdet, so ruhen meine Gebeine, so wie die Gebeine eurer frommen Großmutter, wohl schon lange auf dem Gottesacker. Bedenkt, daß auch ihr sterben müsset, und lebet so, daß wir uns einst alle, in Hoffnung einer fröhlichen Urständ, im Himmel, wohin auch ich aus diesem armseligen Leben zu gelangen hoffe, wiedersehen! Amen.

Geschrieben in der Nacht des Festes Peter und Paul, im Jahre nach Christi Geburt 1633.

Lukas Vollmar.
(L. S.)

Während Herr Vollmar las, hörte seine Frau so andächtig und mit gefalteten Händen zu, als wäre sie in der Kirche, und reichliche Thränen flossen über ihre Wangen. „Dein Großvater Lukas, sagte sie, war doch ein recht frommer, lieber, redlicher Mann! Diese seine Anrede an seinen Sohn Hugo, an dich, lieber Friedrich, und an mich und unsre Kinder, geht mir tief zu Herzen. Gott habe ihn selig und vergelte ihm, droben in dem Himmel, seine christlichen Gesinnungen und die Liebe und Vorsorge für uns und unsere Kinder.“

„Das wolle der liebe Gott! sprach Herr Vollmar; wir aber wollen die Ermahnungen des guten, ehrwürdigen Großvaters getreulich befolgen. Der liebe Gott hat es weislich gefügt, daß Er uns diese Schätze erst jetzt finden ließ. Er hat sie uns getreulich aufbewahrt bis zu dieser Stunde, da wir die Hülfe am nothwen-

digsten haben. Es war gut und von Gott so angeordnet, daß mein Großvater meinem Vater nicht mehr sagen konnte, wo er sein großes Vermögen zur Zeit des Krieges vergraben hatte. Zwar ging es deßhalb meinem Vater in seiner Jugend recht hart; er mußte als ein armer Waisenknabe unter fremden Leuten sich Vieles gefallen lassen; er mußte früh und spät am Schreibtische sitzen. Und als er nach beendigtem Krieg zurückkam in unsere Stadt mußte der gute Vater Hugo sich unsägliche Mühe geben, seine Handlung neu zu errichten und in Gang zu bringen. Eben so gewöhnte er auch mich an Fleiß und Arbeitsamkeit, und hielt mich mit Ernst an, mir alle Kenntnisse zu erwerben, die einem Kaufmanne nöthig sind. Wäre ich früher in den Besitz all dieses Geldes und Gutes gekommen, so wäre mir vielleicht davon der Kopf schwindlicht geworden. Ich hätte

mich auf den vergänglichen Reichthum verlassen, und mich dem Nichtsthun und der Vergnügungssucht ergeben. Die Erfahrung lehrt es ja, daß große Reichthümer selten auf den dritten Erben kommen, wie ein altes Sprichwort sagt: Die Großeltern sammeln, die Kinder zerstreuen, die Enkel darben. Das trifft nur zu oft ein. Wir wollen daher in unsrer gewohnten bürgerlichen, arbeitsamen und genügsamen Lebensart bleiben und auch unsere Kinder daran gewöhnen, besonders aber sie, wie bisher, in der Furcht Gottes erziehen; Reichthum ohne Gottesfurcht ist ein gefährliches Geschenk und hat schon Viele zu Grunde gerichtet an Leib und Seele.

Eine gute Erziehung ist der größte Reichthum, den wir unsern Kindern zurücklassen können. Geld ist ein sehr unsicheres Gut; allein wahre Frömmigkeit und ächte Tugend sind mehr als alles

Gold. Sie haben ein Gepräge, das nicht nur in dieser Welt gilt, sondern einen bleibenden Werth für die Ewigkeit hat.

Sechstes Kapitel.

Das Abschiedsmahl.

Herr Vollmar schlief nur mehr wenige Stunden, und begab sich dann auf das Zimmer des alten Maurers, den er als einen redlichen, verständigen Mann sehr lieb gewonnen hatte. Er sprach zu ihm: Lieber, alter Vater! ich bin euch großen Dank schuldig. Ihr habt mir zu meinem großväterlichen Erbtheile geholfen.“

„O nein, nein, sagte der Greis; ich bin Ihnen den größten Dank schuldig; Sie haben mir wieder zu meinem Augen-

licht geholfen. Sie haben mich als einen fremden, alten, blinden Mann in Ihr Haus aufgenommen; Sie haben mir den Augenarzt rufen lassen, und ihm reichliche Belohnung versprochen, wenn er meine Augen wieder herstelle; Sie haben mich und meinen Enkel auf das Sorgfältigste verpflegen lassen. In meinem ganzen noch übrigen Leben, das bereits auf die Neige geht, werde ich Ihnen nicht genug dafür danken können. Doch — danken wir dem lieben Gott! Er hat, was ich nicht zu oft wiederholen kann, Ihr Herz bewegt, mich in Ihr Haus aufzunehmen; Er hat meine Augen geöffnet, das schöne Bild zu sehen, um Ihnen Ihr eingemauertes Eigenthum zu entdecken."

„Ihr habt Recht, sagte Herr Vollmar, wir haben Beide Ursache, Gott zu danken. Allein das überhebt mich nicht meines Dankes gegen Euch. Bleibt nun,

lieber, alter Vater, für immer hier in meinem Hauſe. Ich, meine Frau und meine Kinder wollen Euch gleich unſern Großvater ehren, und Eure Wege, wie man heut zu Tage ſagt, mit Blumen beſtreuen.“

„O nein, nein, ſagte der Greis; ich ehre und liebe zwar Sie und alle die Ihrigen von Herzen; allein ich ſehne mich auch recht von Herzen zurück in meine arme Hütte. Mein Sohn und meine Schwiegertochter zählen Tage und Stunden, mich zu ſehen. O wie freue ich mich darauf, meine kleinern Enkel, die ich noch nie von Angeſicht geſehen habe, das erſte Mal zu erblicken. Auch ſie werden jubeln über die Ankunft ihres geliebten Großvaters. Alle Kinder und Kindeskinder werden jauchzen, mich, der jetzt wieder ſieht, wieder zu ſehen. — Laſſen Sie mich alſo in Frieden dahin ziehen! — Ich alter, abgelebter Mann

tauge nicht mehr in dieſe Welt. Dieſe Zimmer ſind mir alle zu hoch, zu lang und zu breit. Ich bin da nicht recht zu Hauſe. In meinem kleinen, traulichen Stüblein werde ich mich beſſer befinden. Da will ich den Reſt meines Lebens Gott widmen, unſere kleine Dorfkirche fleißig beſuchen, und des Todes und der Ewigkeit gedenken, bis ich auf unſerm kleinen Gottesacker, unter der grünen Bettdecke von Raſen, mich ſchlafen legen werde.“

Nun denn, ſagte Herr Vollmar, wenn Ihr durchaus nicht anders wollt, ſo reiſet denn in Gottes Namen zurück in Eure Heimath. Ich werde Euch aber ein Jahresgehalt auswerfen, daß Ihr gewiß keinen Mangel leiden ſollet. Und da ich aus Euren Reden abnahm, daß Euer Sohn die Schulden, womit er ſein Hausweſen antreten mußte, noch lange nicht alle abbezahlen konnte, und nur ein kleines Ackerfeld und eine kleine Wieſe

beſitzt, ſo werde ich ſeine Schulden bezahlen, und ihm größere Wieſen und mehr Ackerfeld ankaufen. In jeder Erdennoth, welcher mit Geld abgeholfen werden kann, ſollet Ihr und Euer Sohn bei mir Hülfe finden. Für jetzt aber müßt Ihr noch bei uns bleiben, bis Eure Augen ganz hergeſtellt ſind und Ihr ohne alle Gefahr reiſen könnet. Ich werde Euch dann in meiner Kutſche bis in Euer Dorf fahren laſſen.“

An dem Tage vor der Abreiſe ſagte Herr Vollmar zu dem ehrlichen Alten: „Meine Frau bereitet uns auf dieſen Abend noch ein kleines Abſchiedsmahl. Gehen wir, Ihr und Euer Enkel, ich und meine Kinder, bis es Zeit zum Eſſen ſeyn wird, noch ein wenig hinaus vor das Thor in meinen Garten.“

Sie gingen. Es war ein unvergleichlich ſchöner heiterer Sommerabend. Kein Wölkchen war am Himmel, und nur

ſanfte erfriſchende Lüftchen wehten. Als der Greis in den Garten getreten war und um ſich blickte, ſprach er: „Lieber Gott, hier ſtand ich vor wenigen Wochen blind und in tiefer Finſterniß, und konnte von all der Herrlichkeit, die Du geſchaffen haſt, nichts ſehen! O wie ſchön iſt der Abendhimmel, wie lieblich ſcheint die Abendſonne, die Alles rings umher vergoldet; wie herrlich blühen die Roſenſtöcke und ſo viele andere Blumen, die ich nicht zu nennen weiß! Es iſt doch wahr: Ein blinder Mann, ein armer Mann. Die Sehenden ſind reich; ſie wiſſen aber ihren Reichthum nicht zu ſchätzen.“

Max ſchloß die Augen, und ſagte: „Ja, es iſt wahr! Es iſt traurig, blind zu ſeyn und nur ſo im Finſtern zu tappen. Für alles Gold und Silber und alle Edelſteine, die der Vater im Keller gefunden hat, gäbe ich meine zwei Augen nicht.“

„Du haſt Recht, ſagte der Vater; allein blicke einmal alle dieſe grünen Blätter, dieſe Roſen, all die Blumen des Gartens, die Aehren des Feldes da draußen und die Grashalme dort auf der Wieſe recht an. Alle Blumen, Blätter, Aehren und Grashalmen, Alles, was wir ſehen, malt ſich in dem kleinen Augapfel ab. Welche wunderbare, unendlich kleine, feine, zarte Gemälde ſind dieſes!“

„Darauf habe ich gar noch nie gedacht!“ rief Max verwundert. „Wie, Aloys, laß dir einmal in die Augen ſehen! Wahrhaftig, ich ſehe mein Bild darin! O wie winzig klein, wie zart und fein es iſt! Die wunderſchönen Miniaturbildchen, die wir vom Großvater haben, ſind bei weitem nicht ſo zart; ſie ſind nichts dagegen.“ Max hatte ein kleines Büchlein in der Hand; er öffnete es, und hielt es etwas empor. „Auch das Büchlein ſehe ich, rief er; aber

von den Buchſtaben kann ich nichts erkennen! Beide Seiten ſcheinen faſt ganz weiß.“

„Und doch, ſprach der Vater, iſt jeder Buchſtabe, jedes Tüpflein in dem Auge abgemalt. So wie wir ein gedrucktes oder geſchriebenes Blatt nur anſehen, iſt die Schrift augenblicklich in unſerm Auge abgebildet!“

„O wie unendlich fein muß dieſe Schrift ſeyn! ſagte Max; ſo fein könnte unmöglich ein Menſch ſchreiben. Ich kann nur ſtaunen.“

„Wir haben wohl Urſache, zu ſtaunen, ſprach der Vater. Welche Weisheit und Allmacht, welche göttliche Kunſt iſt in den Gemälden, in den Buchſtaben, die ſich, ohne daß wir es ſelbſt merken, ohne Farben und Pinſel, ohne Dinte und Feder, und doch ſo ſcharf und genau in unſerm Auge abbilden? Jede Roſe, jede

Nelke wird da getreu abgemalt; jeder Buchstabe uns gleichsam ins Auge geschrieben. Eben so wunderbar, ja wohl noch wunderbarer ist es, daß alle Gegenstände, die sich in unserm Auge so winzig klein abbilden, uns dennoch so groß erscheinen. Wie klein malt sich der hohe Kirchthurm unsrer Stadt in unserm Auge ab? Die kleinste Nadelspitze ist nicht so fein und zart. Und dennoch sehen wir den Thurm mit seinen alterthümlichen Verzierungen, seinen kunstreich durchbrochenen Mauern, und den lichten, Fenstern-ähnlichen Oeffnungen fast unermeßlich groß vor uns dastehen. — Wenn wir nur das Auge des Menschen, dieses Wunder der göttlichen Allmacht recht betrachten — so sollten wir auf die Knie niederfallen und den allmächtigen Schöpfer im Staube anbeten.“ Er blickte anbetend zum Himmel, und der Greis und die drei Kinder wurden von einem

ehrerbietigen Schauder über Gottes Allmacht und Weisheit ergriffen.

Als die Sonne untergegangen war, kehrte Herr Vollmar mit seiner kleinen Gesellschaft zurück in die Stadt. Die Frau Vollmar hatte in dem Zimmer, in dem das schöne Christusbild hing, die Abendtafel gedeckt, und mit dem gefundenen Silbergeschirre, das ein Silberarbeiter gereinigt hatte, herrlich geziert. Vier Wachskerzen brannten auf silbernen Leuchtern, und alles Silber auf der blendend weiß gedeckten Tafel glänzte und schimmerte so schön und hell, als wäre es ganz neu aus der Werkstätte gekommen. Max sagte zu seinem Schwesterchen: „Nicht wahr, jetzt sieht dieses Silber ganz anders aus? Damals aber, als du es das erste Mal gesehen, sagtest du: O weh, aus diesen grünen Bechern möchte ich nicht trinken.“ Er lachte dabei. Der Vater befahl Stillschweigen,

und Franziska, an der eben die Ordnung war, mußte das Tischgebet vorbeten. Man setzte sich. Der ehrwürdige Greis, dem zu Ehren das Abschiedsmahl gegeben wurde, mußte zwischen Herrn und Frau Vollmar sitzen; Aloys aber zwischen Max und Franziska.

Während des Essens wurde fast nur davon gesprochen, was sich Alles seit jenem Abende ereignet hatte, da Herr Vollmar den Greis und dessen Enkel aus dem Fenster des Gartenhauses erblickt hatte.

„Es war ein großes Glück für mich, sagte der Greis, oder vielmehr eine liebreiche Schickung Gottes, daß Herr Vollmar mich dort sitzen sah, und mein Gespräch mit meinem Enkel hörte. Ja, wertheſter Herr Vollmar, sprach er, ich kann es nicht genug wiederholen: Gott hat Ihr Herz gerührt, daß Sie, wiewohl Sie selbst in bedrängten Umständen

waren, sich meiner Noth erbarmt und mich so gütig in Ihre Wohnung aufgenommen haben. Ach damals, als ich blind und von Finsterniß umgeben dort gesessen, da war es in meiner Seele wohl noch dunkler; mir war sehr bange um das Herz, wie es mir, einem fremden alten Manne, in der großen volkreichen Stadt ergehen werde! O wie glücklich bin ich nun, da mir meine beiden Augen gleichsam neu geschenkt sind! Blind und arm kam ich hierher; sehend und reichlich beschenkt kehre ich zurück. Welche Freude werde ich nach Hause bringen, da nun auch mein Sohn, sein gutes Weib und meine Enkel vieler Sorgen überhoben und aus großer Noth herausgerissen werden. Ach, ich bin zu geringe all der Barmherzigkeit, die Gott an mir gethan hat.“

„Gegen uns hat Gott sich eben so gnädig und barmherzig erwiesen, sagte

Frau Vollmar; wir ſtanden wirklich in Gefahr, nicht nur dieſes unſer Haus und den Garten draußen vor dem Thore zu verlieren, ſondern in ſehr dürftige Umſtände zu kommen, und überdieß noch vieler Schmach und Verachtung ausgeſetzt zu werden. Gott hat ſich Eurer, lieber, alter Vater, als eines Engels bedient, der uns anzeigen mußte, wo Hülfe für uns bereitet ſey. O ſchon damals, als der Großvater dieſe Schätze durch Euch in jenes geheime Gewölbe bringen ließ, hatte der liebe Gott im Sinn, uns und Euch eine große Wohlthat zu erweiſen! Er ſah dieſe Stunde voraus, in der wir uns gemeinſchaftlich hier erfreuen und ſeine Güte preiſen. Er legte ſeinen Segen auf den großen Schatz, den uns der Großvater hinterlegt hat.“

„Ja, ja, ſagte Max, der reiche Schatz, den uns der Großvater hinterlaſſen hat, iſt ein herrliches Erbtheil.“

„Nein, lieber Max, sprach der Vater, ich weiß noch ein viel besseres Erbe, das von unsern Großeltern auf uns gekommen ist.“

„Einen noch größern Schatz, als das viele Gold und Silber?“ rief Max verwundert.

„Und als die schönen funkelnden Edelsteine, fragte Franziska, die noch mehr werth seyn sollen, als Gold und Silber?“

„Alles Gold und Silber, und alle Edelsteine der Welt sind nichts gegen den Schatz, den ich meine!“ sprach der Vater.

„Wissen Sie denn wirklich, wo dieser Schatz verborgen liegt?“ fragte Max.

„Es ist kein verborgener Schatz, sprach der Vater; Jedermann, der nur nicht ohne alles Gefühl ist, kann ihn wahrnehmen.“

„Ei, jetzt weiß ich wohl, was der Vater meint, sagte Max; es ist das

schöne Christusbild. Die Mutter sagte oft, es ruhe ein besonderer Segen darauf. Und hätte es der Vater damals verkauft, als jener Engländer ihm vieles Geld dafür geben wollte, so hätten wir den Schatz, der in unserm Haus verborgen war, sicher nicht gefunden."

„Auch das schöne Bild ist es nicht, was ich meine, obgleich es wegen der großen Kunst des Malers und noch mehr wegen Desjenigen, den es vorstellt, einen hohen Werth hat. Das beste Erbtheil, das schon von euren Urgroßeltern, auf eure Großeltern gekommen, das, wie ich glaube, auf uns eure Eltern forterbte, und das, wie ich hoffe, auch euer Erbtheil seyn soll — ist Gottesfurcht und Frömmigkeit, Tugend und Rechtschaffenheit. Eben dieses ist es, was Christus, der Herr selbst gesagt hat, als die Schwester Marthas, Maria, zu Seinen Füßen saß, einzig nur darauf bedacht, Seine

Worte zu hören und zu vollbringen.“ „Eines nur ist nothwendig, sprach Er; Maria hat den besten Theil erwählt, der ihr nicht wird genommen werden.“

„Was könnten alle Schätze der Welt uns helfen, wenn wir Gott vergessene, leichtsinnige, lieblose Menschen wären, die nichts Besseres wissen, als es sich in dieser Welt wohl seyn zu lassen? Diese Schätze würden uns dann nur noch schlechter und elender machen. Auch würde es uns nichts helfen, das herrliche Bild des Erlösers, so geistreich es auch gemalt ist, blos im Hause zu haben, wenn wir gegen Ihn selbst keine Liebe und Dankbarkeit hätten, wenn wir uns dadurch nicht an all Seine Liebe gegen Seinen himmlischen Vater und gegen uns Menschen erinnern ließen, wenn wir Seine Dornenkrone, die Wunden in Seinem heiligen Angesichte. die Spuren der Faustschläge, die herabrinnenden Blutstropfen, Seine vertrauensvolle Blicke zum Himmel mit kaltem Herzen ansehen könnten,

wenn wir uns davon nicht zum Gehorsam gegen den himmlischen Vater; zur aufopfernden Liebe gegen die Menschen; zur Geduld und Gottergebenheit im Leiden; zum Abscheu vor allen Sünden, wegen deren Er so viel gelitten hat, bewegen ließen."

„Unsere frommen christlichen Voreltern zierten ihre Wohnungen mit solchen Gemälden, nicht blos um die Kunst des Malers daran zu bewundern, die auch jetzt noch bewundert und theuer bezahlt wird — nein, sie thaten es aus Andacht. Wahres Christenthum war ihr kostbarstes Kleinod. Ihr frommer, christlicher Sinn zeigte sich in ihrem ganzen Leben — auch in ihrer Hauseinrichtung."

„Betrachtet einmal, hier auf dem Tische, diese alterthümlichen Becher, die sich unter dem gefundenen Schatze befanden. Der silberne Becher mit goldenen Verzierungen, den die Mutter unserm Freunde, dem alten Vater Christian vorsetzte, ist das älteste Erbstück unsrer Fa-

milie. Dieſer Becher wurde meinem Urgroßvater, Albert Vollmar, der über fünfzig Jahre Bürger und Kaufmann dahier geweſen, von ſeinen Kindern und Enkeln zu ſeinem fünfzigjährigen Jubiläum geſchenkt. Seht da, in dem goldenen Schildchen, von kunſtreich getriebener Arbeit, iſt der ehrwürdige Greis Simeon mit dem Jeſuskinde vorgeſtellt; dieſe Vorſtellung drückt den Wunſch dieſes meines Urgroßvaters aus, im Glauben an Jeſus, ſo fröhlich, wie Simeon, dahin zu ſcheiden. Die Namen des ehrwürdigen Lukas Vollmar und ſeiner Hausfrau, Monatstag und Jahrzahl ſind rings um den Becher zierlich geſtochen. Ehrfurcht gegen Gott und Eltern gingen gleichſam Hand in Hand. Mein Becher da, und der Becher eurer Mutter, ſind Hochzeitgeſchenke, die meinen Großeltern verehrt wurden; auf dem goldenen Schildchen meines Bechers hier, iſt das erſte Ehepaar im Paradieſe, und auf dem Becher eurer Mutter die Hochzeit zu Kana ab-

gebildet; und in den silbernen Becher rings umher sind Namen, Tag und Jahr eingegraben. So haben die frommen Menschen jener Zeit die heilige Geschichte und ihre Familiengeschichte mit einander vereinigt; so waren sie bemüht, ihr häusliches Leben zu heiligen und ihre Familienfeste zu christlichen Festen zu machen."

„Die drei silbernen Becherchen, aus denen ihr Kinder heute trinkt, sind Geschenke von Taufpathen. Dein Becherchen da, Franziska, ist noch das Pathengeschenk, das meiner Großmutter von ihren Taufpathen gemacht wurde; dein Becherchen, Max, wurde meinem Großvater am Tage seiner Taufe seinen Eltern für ihn überreicht; wie das Alles darauf geschrieben steht. Der kleine zierliche Becher, den Aloys vor sich stehen hat, war ein Pathengeschenk für die Schwester meines Großvaters. Ihr Namen, Maria Vollmar, und der Tag ihrer Geburt ist, mit einem zarten Kranze von Rosen und Lilien umgeben, in das

Silber hineingestochen. Sie wuchs zu einer Jungfrau von ganz ausnehmender Schönheit heran, eben so ausgezeichnet an Frömmigkeit und Tugend. Allein sie starb in der vollsten Blüthe des Lebens als Braut! Auf der andern Seite des Bechers ließen ihre trauernden Eltern den Tag ihres Todes eingraben, und darunter die Worte der heiligen Schrift setzen: Alles Fleisch ist wie Gras und alle Herrlichkeit des Menschen wie die Blume des Grases. Das Gras verdorrt und die Blume fällt ab. — Die Welt mit ihrer Lust vergeht; wer aber den Willen Gottes thut, der besteht in Ewigkeit."

„O, es ist rührend, sprach Herr Vollmar, so seiner Eltern und Großeltern zu gedenken! Wir wollen ihr Andenken ehren und in ihre Fußstapfen eintreten und nie von ihren frommen einfachen Sitten abweichen. In Gottesfurcht und Tugend allein ist Heil."

Doch, sprach jetzt der Vater, laßt uns nun auf das Wohl unsers lieben

Gastes trinken, der die Becher da einst eingemauert hat, und sie mit ihren Inschriften, die so theure Erinnerungen in uns erwecken, wieder an das Tageslicht gefördert hat. Er soll noch lange das Tageslicht sehen und an seinen Kindern und Enkeln noch recht viele Freuden erleben." Der ehrwürdige Greis ward sehr gerührt; Thränen hingen an seinen grauen Augenwimpern und flossen ihm über seine von Alter abgezehrten Wangen.

„Meine großen Wohlthäter, Herr und Frau Vollmar sollen leben! sagte er; Gott wolle es Ihnen vergelten, was Sie an mir gethan haben, und Er wolle auch Ihre Kinder reichlich segnen — zeitlich und ewig." Er trank, schwieg eine Weile und sagte dann noch: „Ich erkenne es als eine große Wohlthat Gottes, daß ich das Augenlicht wieder erlangt habe; allein für eine noch größere Wohlthat Gottes halte ich es, daß Er mich in eine so christliche Familie geführt hat, wo ich so viel Gutes hörte, und

mein Glaube neu belebt wurde. Das Licht der Seele ist mehr als das Licht des Leibes, als das Augenlicht, das wir mit den Thieren gemein haben. Eine rechte lebendige Erkenntniß Gottes ist das Licht der Seele. Wir wollen daher den Glauben an Gott — Christus — Tugend — und ewiges Leben höher, als selbst unsere Augen schätzen — uns davon leiten lassen, und diesen Glauben auch sorgfältiger bewahren, als unsere beiden Augen. Wir wollen uns einen Schatz im Himmel sammeln, der mehr ist, als alle Schätze der Welt. Gottesfurcht, Tugend und Rechtschaffenheit sey das beste Erbtheil, das wir unsern Kindern zurücklassen."

Am folgenden Morgen, nach dem Morgengebete und Frühstücke, wurde angespannt und die Kutsche fuhr vor. Sie war wohl bepackt; Frau Vollmar hatte sie mit mancherlei Geschenken für den Greis und dessen Kinder und Enkel vollgestopft. Der Greis nahm von Herrn

und Frau Vollmar mit Thränen in den Augen Abſchied; auch Aloys küßte Beiden die Hand, und ſagte den Kindern Lebewohl. Alle begleiteten den gerührten Greis und den ſchluchzenden Knaben an die Kutſche. „Gott vergelte Ihnen Alles, ſagte der Greis noch einmal, und ſey und bleibe mit Ihnen. Er laſſe uns im Glauben an Chriſtus leben — und einſt ſo ſelig ſterben, wie Simeon mit den Worten: „Nun, Herr, laß Du Deinen Diener im Frieden dahin ſcheiden, denn meine Augen haben das Heil und das Licht geſehen, das Du für alle Völker bereitet haſt.

Der

Wunderarzt.

Ein

Mährchen zum Ostergeschenke

von dem

Verfasser der Ostereier.

[Christoph v. Schmid]

CHRISTOF • FRIEDRICH
N.-Th.-J.
BIETIGHEIM
Württbg.
LANDBECK

Augsburg,
Verlag der J. Wolffischen Buchhandlung.
1844.

Stadtbibliothek
Augsburg

1968. 1829

„Heute ist's Ostermontag und ein unvergleichlich schöner Frühlingstag! Heute gehen wir nach Emmaus, heute machen wir einen Spazirgang auf das Land? Nicht wahr, lieber Vater, liebe Mutter?"

So sagten die Kinder eines reichen Kaufmannes in einer ansehnlichen Handelsstadt, als sie Vormittags mit ihren Eltern aus dem Gottesdienste nach Hause gekommen waren.

„Ja freilich, sagte die Mutter. Wir hörten ja heute in der Kirche das schöne Evangelium von den zwei Jüngern vorlesen, die nach Emmaus gingen. Der Prediger hat uns die Liebe und Freundlichkeit des Auferstandenen überaus lieblich vor Augen gestellt. Es läßt sich aber

auch nichts Rührenderes denken — als wie die zwei Jünger über seinen Tod so tief betrübt waren, wie Er, der Liebevollste und Liebenswürdigste, auf dem Wege, unter einer fremden Gestalt zu ihnen kam, wie er ihnen die heilige Schrift auslegte, in ihrer Wohnung einkehrte, sich mit ihnen zu Tische setzte, und bei dem Brodbrechen sich ihnen zu erkennen gab, und ihre Traurigkeit in unbeschreibliche Freude verwandelte. — Jedermann wandert heute, zum Andenken an diese erfreuliche Begebenheit, hinaus auf einen benachbarten Flecken oder in irgend ein Dorf. Man nennt deßhalb diesen alten christlichen Gebrauch: „Nach Emmaus gehen. Aber wohin wir heute gehen wollen, das müssen wir erst noch überlegen."

„Dieses Mal, sprach der Vater, wollen wir uns nach Tische hinaus in die Klause begeben und den guten alten Einsiedler Meinrad besuchen. Dort werdet

ihr Kinder vieles Vergnügen finden, und auch wir Erwachsene werden uns, wie ich denke, recht gut unterhalten.“

„Wie? Was? In eine Klause, zu einem alten Klausner?“ sagte ein Handelsfreund des Vaters, ein fremder Kaufherr, der eben auf Besuch da war. „Was wird ein Waldbruder uns Vernünftiges sagen können, und was wird in seiner Klause Bemerkenswerthes zu sehen seyn?“

Der Vater sprach: „Sie müssen sich diesen Mann als keinen gemeinen, unwissenden Klausner denken. Der Einsiedler, zu dem ich Sie führen werde, ist ein sehr ehrwürdiger Greis, aber noch rüstig, beinahe wie ein Jüngling. Er war ehemals königlicher Hofgärtner und Oberaufseher über alle königliche Gärten; eine Menge Gärtner, Meister und Gesellen, und andere Arbeiter waren ihm untergeordnet. Auch luden viele Grafen und Baronen, wenn sie neue Gartenan-

lagen machen oder die alten verſchönern wollten, ihn auf ihre Landſitze ein, um ihn zu Rath zu ziehen. Er iſt es gewohnt, mit hohen Herrſchaften umzugehen, hat viele Erfahrung und mannigfaltige Kenntniſſe. Erſt in ſeinem Alter hat er ſich von der Welt zurückgezogen, um nur Gott und ſich ſelbſt zu leben. — Auch ſeine Wohnung iſt keine gewöhnliche Klausnerhütte, ſondern ein ſehr ſchönes, ziemlich geräumiges Gebäu, und, ſo wie die ſchöne große Kapelle dabei, von altdeutſcher Bauart, die man die gothiſche zu nennen pflegt. Vor mehr als zweihundert Jahren hat eine reiche, andächtige Wittwe, die in der Stadt hier wohnte, dieſe Einſiedelei bauen laſſen, und im Frühlinge oder Sommer manchen Tag dort zugebracht. Die Ausſicht, die man dort in die ganze umliegende Gegend hat, iſt ganz entzückend ſchön. Es wartet aber dort noch eine beſondere Freude auf

Sie, von der ich Ihnen jetzt noch nichts ſagen will. Es wird Sie gewiß nicht reuen, uns begleitet zu haben.“

Die Familie machte ſich alſo mit ihrem Gaſte, ſogleich nach Tiſche, auf den Weg zur Klauſe. Oſtern war in dieſem Jahre ſehr ſpät gefallen; der Frühling aber hatte ſich ſehr frühe eingeſtellt und erſchien bereits in ſeiner vollen Pracht. O wie erſtaunten, wie freuten ſich die Kinder, als ſie aus den engen, düſtern Gaſſen der Stadt hinauskamen vor das Thor und um ſich blickten! Abwechſelnd rief bald das eine, bald das andere: „O wie ſchön, wie ſchön iſt es hier! Wie iſt der weite Himmel ſo hell und blau! Wie lieblich und warm ſcheint die Sonne! Wie grünt und blüht Alles rings umher! Die Wieſen ſind voll Blumen, und die Bäume voll Blüthen! Und wie die Saaten ſo ſchön grün ſtehen und ſchon ſo hoch emporgeſchoſſen ſind. Dort fliegen ein Paar

Schmetterlinge! Und hier an dem grünen Blatte der Hecke hängt, wiewohl es noch April ist, schon ein Maikäfer! Und wie herrlich die Vögel singen! Dort auf dem niedrigen Zweige des Apfelbaumes zwitschert ein Emmerling, und in dem Gipfel jenes hohen Birnbaumes schlägt ein Fink. Und seht nur, da aus dem Kornacker voll dichter, grüner Halmen steigt eine Lerche empor! Seht, seht, wie sie trillernd vor Lust und Freude sich hoch in die Lüfte schwingt, so hoch hinauf zum Himmel, daß man sie nicht mehr sieht, sondern nur noch hört! Ostern ist doch die schönste, die erfreulichste Zeit im ganzen Jahr!"

„Ja, so ist es," sprach der Vater. Nicht ohne Grund wird das Osterfest im Frühlinge gefeiert. Im Frühling ist Christus, der Herr, vom Tode auferstanden, im Frühlinge feiert die ganze Natur gleichsam ein allgemeines Auferstehungsfest. Auf den Wiesen da sah man vor

wenigen Wochen noch keinen grünen Grashalm; und nun ſind — welch' ein Wunder! — unzählige Gräſer, Kräuter und Blumen aus der Erde hervorgewachſen. Die Bäume ſtanden den Winter über dürr und wie abgeſtorben da. Man ſah an ihnen kein grünes Blättchen, und nun prangen ſie, neu lebendig, mit unzähligen Blättern und Blüthen. Sogar der alte, hohle Weidenbaum dort am Bache treibt neues Laub, und lebt neu auf. Auf den Acker da ſtreute der Landmann im Herbſte die Getreidkörnlein in die ſchwarzen Furchen, und brachte ſie mit der Egge unter die Erde. Schnee und Eis bedeckten den Boden. Sie ſind aber in der Erde lebendig geworden, ſind nun ſchon hoch empor gewachſen, und werden nach wenigen Monaten mit goldenen Aehren prangen. So verkünden uns Millionen Halme und Blätter, Laub und Blüthen, die kein Menſch zählen kann, gleichſam als eben

ſo viele Zungen, die Hoffnung eines künftigen Lebens nach dem Tode. Tauſend und abermal tauſend Schmetterlinge und niedliche Käferchen und Sommervögelein lagen wie todt in der Erde begraben; aber nun ſind ſie aus ihren Gräbern in ſchönerer Geſtalt wieder auferſtanden. So werden auch die Menſchen, die vor uns lebten und in ihren Gräbern ruhen, dereinſt wieder herrlich auferſtehen, wie Jeſus Chriſtus auferſtand. Deßhalb ſingt man zur öſterlichen Zeit in allen Kirchen: Alleluja! Lobet den Herrn!"

Auf allen Straßen, Wegen und Stegen, wandelten unzählige, ſchöngeputzte Menſchen. Als aber der Weg ſich wandte, und der Klauſe zuführte, ſah man faſt Niemand mehr darauf. Die Kinder, die bisher ſtill und ſittſam vor ihren Eltern einher gegangen waren, fingen nun an zu ſpringen und zu ſingen, und aus ihrer aller Mund erſchallte: „Alleluja, Alleluja!"

Nachdem die kleine Gesellschaft die Anhöhe, auf der die Einsiedelei stand, erreicht hatte, bewunderten alle zuerst die wunderschöne Aussicht in das reich angebaute Thal. Hierauf ergriff der Vater an der Pforte des kleinen Vorhofs der Einsiedlerwohnung den Glockenzug und läutete. Ein grüngekleideter Diener, der Sohn eines Gärtners, den Meinrad, weil dessen Vater ein sehr braver Mann gewesen, in seinen Diensten behalten hatte, öffnete die Thüre. Sogleich aber kam Meinrad selbst, dem die Familie längst als sehr achtbar bekannt war, und der besonders den würdigen Familienvater sehr gut kannte und sehr hoch schätzte, aus seiner Zelle und begrüßte sie alle mit sichtbarer Freude und edlem Anstande. Der edle Greis in dem langen, dunkelbraunen Gewande, mit seinen schneeweißen Locken und mit seinen hellen freundlichen Augen, setzte den fremden Gast in Erstaunen. „Nun, nun! sagte

er bei ſich ſelbſt, und wiederholte es nachher noch öfter laut: Dieſer Einſiedler iſt keiner der gemeinen Klausner, die in rauhem Gewande einhergehen. Er hat ein ſehr feines Betragen, und auch ſein Habit iſt von ſehr feinem Tuche.“ Dieſe letztere Bemerkung machte der Kaufherr nicht ohne Urſache; denn er handelte vorzüglich mit Tuch.

Die Mutter wollte ſich zuerſt in die Kirche begeben. Sie kniete mit ihren Kindern vor dem Altare nieder. Das Altarbild ſtellte den Auferſtandenen vor, wie Er im Garten der trauernden Maria erſchien. Es war eben der Augenblick dargeſtellt, da er zu Maria, die Ihn anfangs für den Gärtner hielt, mit ſeiner ihr wohlbekannten Stimme ſagte: „Maria!“ und wie ſie Ihn erkannte und voll unausſprechlicher Freude ausrief: „Rabbuni — (o mein Lehrer!)“ Meinrad hatte dieſes Gemälde um keine geringe Summe gekauft und den Altar damit geziert.

Die Mutter ſagte, nachdem ſie eine Weile andächtig gebetet und ſich wieder von den Knien erhob: „Das Altargemälde iſt ungemein anmuthig und man kann es nicht ohne Andacht betrachten. In dem Auferſtandenen neben der offenen Grabeshöhle iſt uns das Leben nach dem Tode recht anſchaulich vor Augen geſtellt. Und an Maria Magdalena, die ſo hocherfreut zu dem Auferſtandenen aufblickt, iſt uns die Freude des Wiederſehens nach dem Tode ſehr ſchön vorgebildet.“

Der Vater ſprach: „Auch die zwei Palmen neben dem Felſen des Grabes ſind nicht ohne Bedeutung; ſie verkünden uns den Sieg des Lebens über den Tod. Auch unſer wartet, wenn wir geduldig leiden und im Glauben an den Auferſtandenen ſterben, die ewige Siegespalme im Himmel.“

Der fremde Herr ſagte: „Man ſieht an dem Bilde auch recht ſchön, daß die

erfreuliche Begebenheit in einem Garten vorging. Die Erde im Vordergrunde ist mit Blumen bedeckt. Ich wette, der ehemalige Herr Gärtner hat auch deßhalb das schöne Bild so theuer bezahlt."

Die Mutter blieb, ehe sie die Kapelle verließ, noch einmal vor dem schönen Gemälde stehen, und sagte wehmüthig, indem sie die Thränen trocknete: „O wie tröstlich ist doch die Hoffnung des Wiedersehens nach dem Tode! Auch ich hoffe die lieben Unsrigen, und meine selige Mutter, die im letzten Herbste starb, wieder zu sehen!" — „Und, riefen die Kinder freudig, auch unsere liebe Schwester, die, noch nicht sechzehn Jahre alt, in diesem Winter gestorben ist! O welche Freude wird das seyn, wenn wir sie sehen werden!"

Der Vater sprach: „Ja, ohne Hoffnung eines Lebens, eines Wiedersehens nach dem Tode, wären wir Menschen die elendesten Geschöpfe auf Erden. O Dank,

Lob und Preis unserm göttlichen Erlöser! Er hat uns diese Hoffnung gewiß, zuversichtlich und unbezweifelt gemacht.

Meinrad führte hierauf seine Gäste in seinen Garten. Er hatte seine Kunst nicht aufgegeben; sie war vielmehr, da er doch nicht immer beten und lesen konnte, in seiner Einsamkeit seine liebste Beschäftigung und Erholung. Er hatte viele Gewächse in seinem Glashause überwintert und viele Blumenpflänzchen in Frühbeeten gezogen. Man sah deshalb in seinem Garten zu Ostern schon einen Flor von Blumen, die zum Theil erst um Pfingsten und noch später blühen. Vater, Mutter und die Kinder waren davon überrascht und entzückt. Der fremde Herr, ein großer Blumenfreund und Blumenkenner, bewunderte vorzüglich die Beete voll Aurikeln und Hyazinthen. Meinrad führte ihn hierauf an ein Blumengestell, wo erst die seltensten und

prächtigſten Hyazinthen, damit man ſie bequemer beſchauen könne, in zierlichen Geſchirren reihenweis aufgeſtellt waren. Der Fremde war vor Erſtaunen faſt außer ſich und konnte gar nicht aufhören, ſie zu betrachten und zu bewundern.

Meinrad ſagte: „Ein Garten iſt gleichſam ein aufgeſchlagenes Evangelium, in dem wir von Auferſtehung und neuem Leben leſen können. Anſtatt der Worte iſt es in Blumenſchrift geſchrieben. Es iſt dies eine Blumenſprache, die Jedermann, aus welchem Volke er ſeyn mag, verſtehen kann. Welch' ein Wunder iſt es, daß die unanſehnlichen Samenkörnlein oder Blumenzwiebeln, die wir in die Erde legen, verwandelt und in ſo herrlicher Geſtalt wieder aus der Erde hervorkommen! Ein Gärtner hat einen lehrreichen Beruf. Alles, was er vor Augen hat, erinnert ihn an das Begrabenwerden — und an das Auferſtehen. Ich

ſinge daher, wenn ich meine Blumen ſo aufblühen, ja gleichſam auferſtehen ſehe, gar oft das ſchöne Lied:

Auferſtehn, ja auferſtehn wirſt du,
Mein Staub, nach kurzer Ruh.
Unſterblichs Leben
Wird, der dich ſchuf, dir geben!
Halleluja!

Wieder aufzublühn werd' ich geſät;
Der Herr der Aernte geht,
Und bringt als Garben
Uns alle heim, die ſtarben.
Halleluja.

Während Meinrads Gäſte an den Blumen ſich ergötzten, hatte Meinrads Diener den Tiſch, der an einer bequemen Stelle unter einem ſchattigen Baume des Gartens ſtand, mit allerlei Erfriſchungen beſetzt. Die Kinder nahmen ſogleich auf der Bank dabei Platz; Vater und Mutter ſetzten ſich auf die herausgetragenen Seſſel und beſtan-

den darauf, daß Meinrad in beider Mitte ſitzen ſolle. Der fremde Herr konnte aber von den Aurikeln und Hyazinthen gar nicht wegkommen. „Die Blumen, ſagte er, gehen mir jetzt über Eſſen und Trinken!“

Nachdem Eltern und Kinder ſich erquickt hatten, und es beſonders den Kindern, nach dem etwas weiten Spazirgange, recht wohl geſchmeckt hatte, ſprach Meinrad: „Es iſt ſehr ſchön, daß Sie, um nach altem Brauche das Andenken an die Geſchichte, die uns das heutige Evangelium erzählt, zu ehren, ſich, obwohl Ihnen Kutſche und Pferde zu Gebot ſtehen, doch zu Fuße hieher bemüht haben. Ich möchte nun den lieben Kindern auch eine kleine Freude machen, und ich denke, ein anderer alter Gebrauch giebt mir Gelegenheit dazu. Man pflegte vor Alters an dem heutigen Tage dem chriſtlichen Volke und

besonders der Jugend, sogar in der Kirche, ein erheiterndes, jedoch belehrendes Mährchen zu erzählen, das Ostermährchen genannt. Wie dieser Gebrauch entstanden ist, weiß ich nicht. Man wollte, denke ich mir, in diesen erfreulichen Tagen Alles aufbieten, um das Volk zu erfreuen. Dieser Brauch ist nun, weil er an sich nicht ganz schicklich war, und in der Folge noch mehr ausartete, mit Recht abgekommen. Indeß bestand er noch, als ich aufwuchs, und ich erinnere mich, vor fünfzig bis sechzig Jahren, eine solche Erzählung gehört zu haben, die mir, und wohl Alt und Jung, große Freude gemacht hat. Ich denke, auch die zwei lebhaften Knaben und die drei freundlichen Mägdlein hier, werden Vergnügen daran finden, und die Eltern werden sich wenigstens der Freude ihrer Kinder freuen. Da ich dieses Mährchen seit dieser Zeit von Niemand erzählen

hörte, und ein Freund, der sehr belesen ist, mich versicherte, daß er es auch nirgends gedruckt gefunden habe, so dürfte es Ihnen noch ganz neu seyn. Wenn Sie es zu hören wünschen, so will ich es erzählen."

Die Kinder klatschten in die Hände und riefen: „O ja, o ja! Erzählen Sie das Geschichtchen. Wir hören nichts lieber, als Erzählen."

„Ich muß, sprach Meinrad, diesem meinen Geschichtchen jedoch zuvor noch ein Paar Bemerkungen vorausschicken.

Fürs erste ist meine Erzählung blos zum Vergnügen und Nutzen ersonnen, und indem ich sie deßhalb ein Mährchen nenne, so bezeuge ich ausdrücklich, daß die erzählten Begebenheiten nicht wirklich geschehen sind. Ich rechne deßhalb darauf, Sie werden nicht sagen, ich lüge.

Zweitens erscheint in dieser Erzäh-

lung, als eine der Hauptperſonen — der Tod. Der mir unbekannte Dichter, der uns den Tod in einem heitern Mährchen vorführt, hatte vermuthlich die Abſicht, uns daran zu gewöhnen, mit Heiterkeit an den Tod zu denken, und den Gedanken an ihn uns minder ſchrecklich, ja tröſtlich und erfreulich zu machen. Und in der That: Wer an den Auferſtandenen glaubt, der das Leben und die Auferſtehung iſt, kann Tod und Grab nicht fürchten."

Meinrad erzählte nun das folgende

Mährchen:

1.

Es war einmal ein armer Tagewerker, Namens Jakob; ein überaus frommer und fleißiger Mann. Er hatte Margaretha, das ärmſte aber frömmſte und fleißigſte Mädchen im Dorfe geheirathet. Beide lebten in Eintracht und Frieden,

und nährten ſich von der Arbeit ihrer Hände. Ihr Wohnhaus war wohl das geringſte und unanſehnlichſte des kleinen abgelegenen Walddorfes; allein ſie dünkten ſich unter ihrem niedrigen Strohdache die Glücklichſten von der Welt.

Gott ſegnete ihre Ehe mit einem wunderſchönen Knäblein. Da zog Jakob ſeinen Sonntagsrock an, und ging zum Müller im Dorfe, bei dem er gewöhnlich im Taglohne arbeitete, und bat ihn zu Gevatter. Der Müller war ſehr reich, und beſaß außer ſeiner einträglichen Mühle viele Aecker und Wieſen; allein er war auch ſehr geizig. Er ſagte: „Gevatterſtehen wäre wohl aller Ehre werth; allein es koſtet Geld. Wenn ich nicht muß, gebe ich keinen Heller aus — kann alſo nicht dienen.“ Jakob ging betrübt weiter, und ſeufzte: „Ach Gott, ſo iſt denn dieſem reichen Manne an einem elenden Stücke Geld mehr gelegen, als an mei-

nem armen Kinde, deſſen Wohlthäter er werden könnte für Zeit und Ewigkeit.“

Der arme Mann begab ſich hierauf zu dem Wirthe im Dorfe, und bat ihn flehentlich, das ehrenvolle Geſchäft zu übernehmen. Allein der Wirth, der ſehr ſtolz und hochmüthig war, ſprach: „Was unterſtehſt du dich, dieſe Bitte an einen Mann, wie ich bin, zu ſtellen? Du biſt der Geringſte im Dorfe, und überdies mein ſchlechteſter Kunde. Du beehrſt ja meine große, ſchöne Trinkſtube faſt das ganze Jahr mit keinem Beſuch. Geh weiter, und wende dich an deines Gleichen.“ Jakob ging und dachte: „Es iſt doch etwas Leidiges und Verkehrtes um den Stolz. Dieſer ſtolze, hoffährtige Mann achtet ein frommes chriſtliches Werk, das ihm vor Gott und allen guten Chriſten Ehre machen würde, für nichts; ihm iſt es nur um eitle Weltehre zu thun!“

Jakob dachte nun ſeine Bitte bei einem

jungen Bauer anzubringen, der das beſte Meiergut im Dorfe beſaß und deßhalb der Meierbauer genannt wurde. Dieſer war weder geldgeizig, noch ehrgeizig; er war ſehr freigebig, ja beinahe ein Verſchwender zu nennen, und um die Achtung der Menſchen bekümmerte er ſich wenig. Dieſer ſagte, als Jakob ſeine Bitte vortrug: „Wie du ſiehſt, bin ich eben geſtiefelt und geſpornt, und mein Roß ſteht geſattelt vor der Hausthür. Ich will eben auf den Jahrmarkt nach Buchenthal reiten. Dort hat ein Marktſchreier, der einen Hanswurſt und einen Affen bei ſich hat, ſeine Bude aufgeſchlagen. Den Spaß muß ich doch auch mit anſehen. Auch iſt das Bier dort im Bräuhauſe gar zu gut. Nimm mir's alſo nicht übel, daß ich diesmal deiner Bitte nicht willfahren kann. Auf ein andermal ſtehe ich dir gerne zu Dienſten.“ Er ſchwang ſich auf ſein Roß und gallopirte eilig davon.

Jakob sah ihm traurig nach und sagte bei sich selbst: „Ach, was ist es doch um die Menschen! Auch diesem, der sonst so gutherzig und wohlthätig gegen alle Bedrängte ist, liegt an einem Spaß und einem Kruge Bier mehr, als an meinem armen Kinde und einer heiligen Handlung.“

Der gute bedrängte Vater wußte, nachdem er dreimal abgewiesen worden, nun nicht, an wen er sich wenden solle, indem er den Minderwohlhabenden keine Kosten verursachen wollte. Er getraute sich auch nicht, sogleich nach Hause zu gehen; er fürchtete, die wartende Mutter mit den abschlägigen Antworten zu betrüben. Er ging hinaus in das Feld und weinte bitterlich: „Lieber Gott,“ sprach er, „die Menschen haben kein Mitleid mit mir und weisen mich ab. Du aber weisest Keinen ab, der auf Dich vertraut. Erbarme Du Dich meiner.“

Er nahm seinen Weg einer kleinen

Kapelle zu, in der er ſchon oft gebetet hatte. Das Gemäuer war von vielem Alter dunkelgrau, das Ziegeldach ſchwarzbraun, und zwei ungeheuer große Linden beſchatteten das Kirchlein. Indem Jakob hineingehen wollte, erblickte er einen himmliſch-ſchönen Jüngling. Sein langes Kleid war weißer als Schnee, und ein Glanz umgab ihn, heller als Blitz. Er glänzte wie der Engel am Grabe des auferſtandenen Erlöſers in dem heiligen Evangelium beſchrieben wird. Jakob erſchrak. Der Engel aber ſprach freundlich: „Fürchte dich nicht! Ich will dein Kind zur heiligen Taufe heben. Allein Pathengeld kann ich ihm keines einbinden.“ Jakob verbeugte ſich tief und ſagte: „Ach, du lieber Engel Gottes! Du biſt mir zu vornehm zu meinem Gevattermanne. Auch iſt es mir gar nicht um das Geld. Sey du der Schutzengel meines neugebornen Knäbleins. Das iſt mir lieber als

das reichste Pathengeschenk.“ Der Engel nickte freundlich. „Gott, sagte er, wird dir auf eine andere Weise helfen“ — und verschwand.

Jakob wollte auf einem kürzeren Wege, als auf dem er gekommen war, nach Hause eilen, um die frohe Botschaft der Mutter zu bringen. Als er so, längs des Waldes, mit schnellen Schritten an dem dunkelnsten Gebüsche vorbei kam, trat ein Jäger heraus, in grünem Rocke und mit einer krummen Hahnenfeder auf der Mütze. Dem frommen Jakob kam das Gesicht und das grinsende Lächeln des Jägers gar verdächtig und widerlich vor; auch bemerkte er, daß unter dem langen grünen Rocke ein Pferdefuß hervorgucke. „Das ist,“ dachte Jakob erschrocken, „Gott sey bei uns! gar der böse Feind!“ Der Jäger bot ihm aber die Hand, an der er jedoch die Krallen eingezogen hatte, und sagte: „Jakob, schlag ein! Wir wollen

Gevattern seyn. Da habe ich einen ganzen Sack voll Gold und Silber. Sieh, wie die Goldstücke und Silbermünzen schimmern und funkeln! Die Reichen haben dich abgewiesen, und was kannst du von den Armen erwarten? Anstatt eines armseligen Pathenpfennigs will ich alles dieses Gold und Silber dir schenken. Laß uns also Gevatterleute werden!" Allein der arme Jakob rief: „Nein, du bist mir zu schlecht! Ehe ich von deinem Golde und Silber ein einziges Stück anrühren möchte, wollte ich lieber verhungern." Der Satan blickte ihn voll Ingrimms mit feurigen Augen an. Allein Jakob sagte: „Der für uns am Kreuze starb und wieder vom Tode auferstand, hat dir alle Gewalt genommen. Auf Ihn vertraue ich und fürchte dich nicht." Er bekreuzte sich und der Teufel verschwand wie ein Rauchgewölk.

Als bereits die Abenddämmerung an-

brach und Jakob sich wieder dem Dorfe näherte und den Kirchhof erblickte, dachte er: „Ich will doch noch hineingehen, und die Gräber meiner seligen Eltern besuchen. Ich will mich an ihre guten Lehren, ihre tröstlichen Ermahnungen zum Vertrauen auf Gott erinnern und an den zwei grünen Grabhügeln beten: Gott wolle den Segen, den mir der gute Vater und die liebe Mutter auf ihrem Sterbebette gegeben haben, in Erfüllung gehen lassen!" Indem Jakob zu dem schwarz angestrichenen Kirchhofthore hineintrat, begegnete ihm — mit Stundenglas und Sense in den knöchernen Händen — der Tod und sprach zu ihm: „Ich will dein Gevattermann seyn."

Jakob sagte: „Du bist der rechte Mann für die Armen; durch dich werden sie reich — in jener Welt. Du nimmst ihnen alle Bürden ab und erlöset sie aus aller Noth. Der Gedanke an dich hat

mich in meinen Leiden und Trübsalen schon oft getröstet. Ich denke oft an dich, du lieber Knochenmann, oder wie mein seliger Vater dich nannte, du lieber Freund Hain. Allein mein Gevatter kannst du doch nicht werden. Denn wenn du zu dem Taufsteine hintrittst, so laufen Pfarrer und Meßner vor Schrecken davon."

Der Tod sprach: „Sorge nicht! Den guten Menschen bin ich nicht fürchterlich, sondern vielmehr erwünscht und willkommen. Ich bin ihnen ein Bote, der sie aus dieser Welt voll Jammer abruft, und sie hinbringt in den Himmel, in die ewigen Freuden. Dein Pfarrer ist ein frommer Mann; ihm würde ich so freundlich vorkommen, wie ein Engel. Der Meßner ist nicht so fromm; es könnte leicht seyn, daß er sich vor mir entsetzte und Reißaus nähme. Es werden sich zwar noch andere Leute bei der Taufe in der Kirche einfinden. Allein sey unbekům-

mert! Ich werde mich in die Leichentücher einhüllen, die Christus der Herr in seinem Grabe zurück gelassen hat. Mit den Grabtüchern des Auferstandenen bekleidet kann ich keinem Menschen fürchterlich vorkommen. Sage also heute noch bei dem Pfarrer und dem Meßner die Taufe getrost an; sage aber keinen Menschen wer zu Gevatter stehen werde. Morgen frühe werde ich zur bestimmten Stunde gewiß am Taufsteine erscheinen."

2.

Als das Glockenzeichen zur Taufe gegeben war, und Pfarrer und Meßner, Jakob, und die Hebamme mit dem Kinde auf dem Arme bereits am Taufstein standen und nur noch auf den Taufpathen warteten, da trat, über und über in blendend weiße Leinentücher verhüllt, der Tod in die Kirche. Seine Arme waren bis an die Fingerspitzen, und die Füße bis an

die Zehen damit bedeckt, und eine lange Schleppe ſchleifte noch auf dem Kirchenpflaſter nach; ſein Angeſicht war mit der feinſten, jedoch nur wenig durchſichtigen Leinwand verſchleiert. Pfarrer, Meßner und Hebamme erſtaunten; die Weiber und Kinder aber, die ſich in der Kirche eingefunden hatten, ſagten leiſe zu einander: „Seht, ſeht, das iſt ein vornehmes Frauenzimmer, das aber nicht aus unſerm Lande zu ſeyn ſcheint. Dem ärmſten Manne im Dorfe iſt es gelungen, ſich die reichſte Gevatterin zu erbitten.“

Nachdem die heilige Handlung vollzogen war, ſagte der Tod dem Jakob in's Ohr: „Komm mit mir!“ ging hinaus auf den Kirchhof, blieb an den Gräbern von Jakobs Eltern ſtehen und ſprach zu ihm: „Obwohl ich nach dem Willen Gottes, des höchſten Herrn über Leben und Tod, den Menſchen — außer ihrer Tugend und Frömmigkeit — Alles nehme,

Haus und Hof, Gold und Silber, auch Perlen und Edelsteine, wenn sie welche haben, so behalte ich doch Nichts davon für mich. Ich kann daher deinem Kinde kein Pathengeld geben. Ich will dir aber doch aus der Noth helfen. Da dein Weib zu Bette liegt und du ihr abwarten mußt, und ihr Beide also mit Taglohn nichts verdienen könnet, so würde sich bald Mangel einstellen."

„Höre also meinen Rath. Der Amtmann zu Eichberg ist wirklich sehr krank. Schon drei Aerzte haben ihn aufgegeben, und mit Achselzücken versichert, er sey nicht mehr zu retten. Weil er aber ein gewissenhafter Beamte ist und immer auf Recht und Ordnung hielt, so haben nicht nur seine Frau und seine Kinder, sondern alle seine Amtsangehörigen mit gleicher Inbrunst gebetet, der liebe Gott wolle ihn wieder gesund werden lassen. Gott befahl mir daher, ihn zu verschonen. Nimm

du nun von den heilsamen Kräutern, die ihr Landleute wohl kennet, was für eines du willst, dörre und zerreib' es, und wickle davon eine Messerspitze voll in feines weißes Papier, oder begieße das Kräutlein mit heißem Wasser, und fülle von dem Abgusse ein ganz kleines reinliches Gläschen. Dann mache dich morgen vor Anbruch des Tages auf den Weg, damit du bei Aufgang der Sonne in Eichberg eintreffest. Sage der Ehefrau des Amtmanns, du habest da eine Arznei; wenn der Herr Amtmann sie einnehmen wolle, so werde es sich noch diese Stunde mit ihm bessern, und nach drei Tagen werde er wieder vollkommen gesund seyn. Das wird auch geschehen, und die Leute werden darüber höchst erstaunt und verwundert seyn, und du wirst bald zu diesem, bald zu jenem Kranken gerufen werden. Ich werde dir dann allemal am Krankenbette erscheinen, jedoch wird mich kein anderer Mensch

ſehen, als nur du allein. Nun merke dir aber wohl, was ich dir jetzt ſage. Wenn ich unten an der Bettſtatt zu den Füßen des Kranken ſtehe, ſo gieb ihm von deinem Pulver oder deinen Tropfen ein, und er wird ſicher davon kommen und wieder geſund werden. Siehſt du aber, daß ich oben bei dem Kopfe des Kranken ſtehe, ſo laß dich durchaus nicht bewegen, ihm nur das Geringſte einzugeben, ſonſt wäre es mit dem Ruhme, denn du als Arzt erlangen wirſt, vorbei. Denn der Kranke ſtirbt gewiß."

„Nun höre weiter, was ich dir noch zu ſagen habe und drücke meine Worte dir tief in das Herz."

„Nimm von den Armen, zu denen du gerufen wirſt, und zu denen du allemal ohne Verzug gehen mußt, für deine Bemühung nie einen Heller; von den Reichen aber magſt du für deinen Gang, für die erfreuliche Verſicherung, die du

ihnen giebst, und anstatt der Ausgaben für andere Arzneien, die sie sonst gehabt hätten, eine Bezahlung nehmen. Nur verlange nicht zu viel!"

„Laß das Geld, daß du erwerben wirst, dich nicht zur Verschwendung, zum Wohlleben, zu Trunk und Spiel, und eitler Pracht verleiten, sondern verwende es nützlich für dich und Andere."

„Kleide dich schlecht und recht, wie es einem ordentlichen Landmanne geziemt. Laß dein altes baufälliges Haus, das den Einsturz droht, neu bauen, aber um nichts vornehmer, als die übrigen Häuser im Dorfe. Schaffe dir nur Das an, was in der Haushaltung nothwendig ist. Mit dem, was dir von deinen Einnahmen übrig bleibt, komm den Bedürftigen und Nothleidenden zu Hülfe."

„Bete gern; laß dich nichts abhalten, am Sonntage den Gottesdienst zu besuchen. Entrichte den Morgen- und

Abendsegen mit Andacht, wie bisher, und das Gebet vor und nach Tisch. Denke auch unter Tags recht oft, je öfter, je besser, an Gott."

„Arbeite, wenn du eben keine Krankenbesuche zu machen hast, wie sonst, auf dem Acker, auf den Wiesen, und in der Dreschtenne. Wie das Gebet zur Gesundheit der Seele unumgänglich nöthig ist, so ist es die Arbeit zur Gesundheit des Leibes."

„Versprich mir, daß du Alles, was ich dir jetzt gesagt habe, getreulich befolgen wollest, und Gott wird ferner mit dir seyn."

Jakob versprach es — und der Tod verschwand.

3.

Als die Morgenröthe am folgenden Tage über der dunkeln Eichenwaldung hervorbrach, hatte Jakob auf dem Wege

nach Eichberg schon zwei Meilen zurückgelegt, und als er in das Amthaus trat, ging eben die Sonne auf. Der Amtsdiener kam ihm entgegen und fragte, was er wolle. Jakob sagte sein Anbringen. Der Diener wies ihn in die untere Stube, und ging die Stiege hinauf, ihn bei der Frau Amtmännin zu melden. In der Stube befanden sich einige Bürger, die schon so frühe gekommen waren, sich nach dem Befinden ihres geliebten Herrn Amtmannes zu erkundigen; zwei, welche die Nacht hindurch bei dem Kranken gewacht hatten, saßen auf der Bank. Alle waren sehr traurig. Ueber eine klein. Weile trat die Frau herein, begrüßte den Jakob freundlich, und führte ihn hinauf in das Krankenzimmer. Zu Jakobs großer Freude stand sein Freund, der Tod, unten an der Bettstatt. Jakob that sein Pülverlein in einen silbernen Löffel, goß Wasser darauf, und gab es dem kranken Herrn ein. Der

Tod verſchwand, und der Kranke fühlte ſich augenblicklich beſſer. Noch an demſelben Morgen konnte er aufſtehen, am andern Tag ging er ſchon im Garten ſpaziren, und am dritten Tage ſaß er wieder in der Amtsſtube an ſeinem Schreibtiſche, und gab Bürgern und Bauern Gehör. Da der treffliche Mann viele angeſehene Verwandte hatte, von allen Bürgern herzlich geliebt wurde, und überall im Lande umher in hoher Achtung ſtand, ſo verbreitete ſich die Freudenbotſchaft, er ſey wieder geſund, ſogleich nach allen Seiten, und die ſchnelle, unerwartete Heilung einer ſo hoffnungsloſen Krankheit machte überall ein ganz außerordentliches Aufſehen.

Wenige Tage nachdem Jakob reichlich beſchenkt nach Hauſe gekommen war, fanden ſich ſchon von da und dort Boten ein, ihn zu dieſem oder jenem gefährlichen Kranken zu berufen. Er wußte

kaum, wohin er zuerſt gehen ſollte, und befand ſich faſt die ganze Woche hindurch auf dem Wege von Dorf zu Dorf. Sein Ruhm drang nun auch in ſein abgelegenes Dörflein, und die Bauern, die ihn bisher wenig geachtet hatten, ſahen ihn nun mit ganz andern Augen an. Ja, mancher reiche Bauer zog vor dem armen Tagelöhner im zwillchenen Kittel den Hut ab. Nur der Bader im Dorfe wurde ihm todtfeind und ſah ihn gar nicht mehr an.

Jakobs wunderſame Kuren waren, wenn die Bauern am Sonntage Abends in dem Wirthshauſe zuſammenkamen, faſt ihr einziges Geſpräch. Einmal kehrte ein Handelsmann, der mit ſeinen Waaren im Lande umher reiste, in dem Wirthshauſe ein, um da zu übernachten. Er wußte von den vielen Kranken, denen Jakob geholfen hatte, ſo Vieles zu erzählen, daß die Bauern ihm mit offnem Munde zu-

hörten. „Ja, ja, sagte er, am Ende seiner Erzählung, der Doktor von Holzau, wie ihn die Leute nennen, ist ein berühmter Arzt, und euer Dorf wird mit ihm berühmt. Ihm ist noch kein einziger Kranke, dem er Arznei gab, gestorben. Dessen kann sich sonst kein Doktor in der ganzen Welt rühmen. Der versteht seine Kunst."

Der Bader schrie ergrimmt: „Nichts versteht er, ganz und gar nichts von der Arzneikunst. Wie mögen die Leute sich doch wundern, daß ihm kein Kranker stirbt? Wenn er merkt, daß ein Kranker nicht mehr davon kommen werde, so gibt er ihm nichts mehr ein." „Das ist eben recht, sagte der Krämer. Wozu den Kranken noch mit Euren sauern und bittern Tränklein quälen, und den Leuten vergebliche Unkosten machen, obwohl Ihr überzeugt seyd, daß die Arznei nichts mehr helfen kann. Der Doktor von Holzau ist ein so ehrlicher Mann, als trefflicher Arzt."

Eines Morgens, als Jakob erſt am geſtrigen Abende ſpät von einem Krankenbeſuche zurückgekehrt war, trat der ſtolze Wirth — ſchüchtern und demüthig, und mit betrübtem Angeſichte in die Stube und ſagte: „Lieber Herr Doktor Jakob! Ich begegnete Euch einſt unfreundlich und verächtlich. Das war nicht recht. Es war auch nicht klug; denn man weiß nicht, ob man die Leute nicht noch einmal brauchen kann. Verzeiht mir und entgeltet es mir jetzt nicht. Meine einzige Tochter iſt auf den Tod krank. O ich bitt' Euch inſtändig, kommt doch mit mir, und helft ihr. Ihr wißt ja, ſie iſt ein gutes, frommes, verſtändiges Mädchen, und auch bildſchön." Jakob ging auf der Stelle mit ihm. Der Tod ſtand glücklicherweiſe unten am Bette. Jakob ſagte: „Seyd getroſt! Eure Tochter kommt davon." Und ſo geſchah es auch. Der ſtolze Wirth gab dem beſcheidenen Manne, nicht ſo faſt

um ihn, als um sich selbst, zu ehren, ein sehr ansehnliches Geschenk, und war von der Zeit an der größte Lobredner seines lieben Freundes, des Herrn Doktors Jakob.

Der junge Meierbauer, der lieber auf den Jahrmarkt reiten als Jakobs Knäblein zur heiligen Taufe heben wollte, hatte sich durch seine ausschweifende Lebensart die Auszehrung zugezogen. Er ließ den Jakob bitten, zu ihm zu kommen, und ihm ärztliche Hülfe zu leisten. Jakob ging sogleich, dachte aber unterwegs: „Du lieber Gott, da wird wohl nicht mehr zu helfen seyn! Der junge Mann hat gar zu arg auf seine Gesundheit eingestürmt. Wo es nur ein Trinkgelage oder eine Tanzmusik gab, mußte er dabei seyn. Er hätte das Sprüchlein bedenken sollen: Junges Blut, spar dein Gut. Er wird wohl in seinen besten Lebensjahren ohne Rettung sterben müssen."

Als Jakob in die Stube trat, erblickte er den Tod auch richtig zunächst dem Kopfkissen. Der gutherzige Jakob hatte mit dem abgezehrten, bleichen Kranken, dessen Wangen ehemals von Gesundheit strotzten und wie Rosen blühten, großes Mitleid. Er sagte zu ihm mit Thränen in den Augen: „Lieber Philipp, wie gerne wollte ich dir helfen! Aber für diese Krankheit ist kein Kräutlein gewachsen.“ „Ich dachte es wohl, seufzte der Kranke; ich hätte nicht so leichtsinnig in den Tag hinein leben sollen!“ Jakob sprach: „Das ist gut, daß du dies einsiehst. Wende dich daher zu Gott, und bereue deinen Leichtsinn. Laß den Herrn Pfarrer rufen und thue Buße. Da du dir dein zeitliches Leben durch dein eigenes Verschulden abgekürzt hast, so mache wenigstens, daß du nicht auch noch um das ewige Leben kommest.“ Philipp befolgte getreulich den guten Rath, und sah sei-

nem Tode getrost entgegen. Nach wenigen Wochen war er eine Leiche.

Eine Zeit nachher herrschte ein heftiges Fieber in dem Dorfe, und viele Leute lagen krank darnieder. Jakob wurde zu allen gerufen. Von den Armen nahm er für seine Bemühung nicht das Geringste, ja er vertheilte unter sie Alles, was er von den Reichen im Dorfe erhielt. Da die Noth sehr groß war, so verkündete der Pfarrer eine freiwillige Kollekte. Zwei ehrwürdige alte Männer gingen von Haus zu Haus, die milden Gaben einzusammeln. Der reiche Müller gab — nicht ohne Unwillen — einen Kreuzer. Bald darauf aber wurde er selbst von dem Fieber ergriffen. Er ließ sogleich den Jakob holen. Der Tod stand unten am Bette. Der Kranke sagte: „Jakob! Wenn ihr mir helft, so zahle ich euch zehn Thaler baar.“ „Nein, sagte Jakob, das sey ferne! Von Euch nehme ich keinen Heller, obwohl ich Euch

helfen werde.“ Da lächelte der reiche Geizhals. Jakob kannte den Mann, und wußte, er werde ganz gewiß nicht Wort halten. Er ſagte daher: „Ich hätte jedoch noch eine kleine Bitte an Euch. Da Ihr, wie Ihr ſagt, bereit ſeyd, mir zehn Thaler zu geben, ſo ſchickt das Geld dem Herrn Pfarrer, damit er es unter die Armen vertheile. Bevor ich den Empfangſchein in der Hand habe, bekommt ihr von mir keine Arznei. Der reiche Müller kratzte hinter den Ohren, und ſagte: „Darüber muß ich mich noch bedenken. Ich will noch eine Weile zuſehen. Vielleicht wird es ohne Arznei wieder beſſer mit mir.“ Der geizige Mann wäre lieber geſtorben, als daß er ſo viel Geld ausgelegt hätte. Allein die Müllerin trug die zehn Thaler, ohne ihrem Manne, für jetzt noch, etwas davon zu ſagen, hin in das Pfarrhaus, brachte dem Jakob den Schein, und Jakob gab ihr — zierlich in

Goldpapier eingewickelt — das Pülverlein. Der Müller wurde wieder gesund, beklagte sich aber oft bitter, wie theuer ihm diese seine Gesundheit zu stehen komme.

Jakob brachte, unerachtet seiner Wohlthätigkeit gegen die Armen, mit seiner ärztlichen Praxis eine hübsche Summe Geldes zusammen. Er ließ nun sein altes baufälliges Haus abbrechen und neu aufbauen. Es wurde zwar merklich größer, aber ganz nach der ländlichen Bauart hergestellt, wie es vorher gewesen war, nur bekam es anstatt des Strohdaches ein Ziegeldach. Er kaufte den schönen großen Garten, der an das Haus stieß und ehemals zu dem Hause gehörte, den aber sein seliger Vater aus Noth verkaufen mußte. Ein kleiner Theil des Gartens war zu Gemüsbeeten hergerichtet; der größte Theil aber mit fruchtbaren Bäumen besetzt, die noch Jakobs Vater gepflanzt hatte. Da in dem Gar-

ten Gras genug wuchs, so kaufte Jakob ein Paar schöne Kühe. Margaretha, seine Hausfrau, war höchst erfreut, daß sie nun in Haus, Stall und Garten so viel zu thun fand, und arbeitete unermüdet. Jakob ließ sich und seine Grethe, von Fuß auf, neu und sehr gut kleiden, aber um nichts besser und vornehmer, als andere ehrbare Bauersleute im Dorfe. Das fromme fleißige Ehepaar lebte in dem neuen Hause sehr vergnügt und Jakob sagte öfters: „Haus und Garten haben wir dem frommen Segen meines sterbenden Vaters zu danken. Es bleibt doch wahr, was in der heiligen Schrift geschrieben steht. „Ehre deinen Vater mit Wort und That, so wird sein Segen über dich kommen. Der Segen des Vaters befestiget die Häuser der Kinder."

4.

Einmal an einem ſchönen Frühlingsabende ſaß Jakob unter einem blühenden Apfelbaume in ſeinem Garten; Margareth mit ihrem Knäblein, das bereits zu reden anfing, ſaß neben ihm. Ein kleiner Tiſch von Tannenholz ſtand vor ihnen, auf dem ſich ihr Abendeſſen befand — eine irdene Schüſſel voll geſtockter Milch und ein großes länglich rundes Brod von Roggenmehl.

Da kam plötzlich ein Kurier auf ſchäumenden Roſſe in das Dorf geſprengt, fragte nach der Wohnung des berühmten Doktors, ſtieg vor Jakobs Hausthüre ab, eilte, als er Niemand im Hauſe fand, in den Garten, und ſprach zu Jakob: „Sind Sie der Herr Doktor von Holzau?“ Jakob antwortete: „Die Leute ſagen es wenigſtens.“ „Nun wohl, ſprach der Kurier. Ich habe einen wichtigen Auftrag

an Sie. Unſer durchlauchtigſter Fürſt iſt gefährlich krank; die gnädigſte Frau Fürſtin befahl, Sie unverzüglich nach Hofe zu rufen. Ich wurde vorausgeſchickt, damit Sie einſtweilen ſich reiſefertig machen können. Ein fürſtlicher Reiſewagen, der auf den ſchlechten Wegen durch den Wald nicht ſo ſchnell weiter kommen kann, wird indeß ſo bald möglich eintreffen, um Sie abzuholen."

Jakob ging eilig in ſeine Kammer, nahm ſeine ſchönſten Kleider aus dem Kaſten, zog ſie an, und machte ſein Ränzchen zurecht, in dem ſich, nebſt etwas Leinenzeug, einige Arzneigläschen und Schächtelchen und verſchiedene Kräuter befanden, und das er ſonſt gewöhnlich auf dem Rücken trug und ſeine Reiſeapotheke nannte.

Nach einem Paar Stunden kam der prächtige Wagen und hielt vor Jakobs Haus. Ein fürſtlicher Kammerherr ſtieg

aus, half dem Jakob einsteigen, setzte sich zu ihm, und der Wagen fuhr unverzüglich ab. Da es schon Nacht war, mußten zwei Vorreiter mit brennenden Fackeln dem Postillion durch den Wald leuchten. Man fuhr die ganze Nacht hindurch. Der Kurier hatte auf allen Poststationen Pferde bestellt. Die Postknechte fuhren, sobald man sich auf der Poststraße befand, fast beständig im Galopp.

Unterwegs erzählte der Kammerherr dem Jakob, wie lange der Fürst schon krank sey und wie viele Arzneien er schon vergebens eingenommen habe. „Man hat, sagte er, auf Verlangen des Leibarztes noch zwei andere Doktoren rufen lassen. Einer derselben ist der geschickteste Arzt in unsrer Stadt; der andere ist sogar Professor an der Universität. Alle drei hielten zusammen ein Consilium über den hohen Kranken. Allein aus ihren betrübten Mienen und zweifelhaften Reden

konnte man gar wohl merken, daß wenig Hoffnung sey. Sie verschrieben indeß auf's Neue Arznei. Der Fürst nahm sie; allein es wurde von Tag zu Tag schlimmer mit ihm. Da erzählte eine Hofdame, die eben von einer Reise zurückkam, der trostlosen Fürstin von dem Doktor zu Holzau, und betheuerte, alle Kranken, die auch nur einen einzigen Löffel voll Arznei von ihm genommen haben, seyen auf der Stelle gesund worden. Die Fürstin hielt es für rathsam, Sie, mein werther Herr Doktor, unverzüglich rufen zu lassen. Mehrere Herren am Hofe zogen diese Wunderkuren, wie sie diese Heilungen nannten, sehr in Zweifel; allein ich, der ich mit dem Herrn Amtmann zu Eichberg verwandt bin, bezeugte als ganz zuverlässig und unbezweifelt gewiß, daß dieser treffliche Mann, sobald er von Ihrer Arznei eingenommen habe, sogleich wieder gesund wurde. Ich erbot mich,

Sie abzuholen — und die Fürstin beehrte mich mit diesem Auftrage. Der gütige Gott wolle nun geben, daß Sie diese hartnäckige Krankheit des allgeliebten Fürsten, an welcher die Kunst so großer Aerzte scheiterte, glücklich kuriren mögen."

Die Morgensonne war schon weit am Himmel heraufgekommen, als Jakob durch das hohe Thor in den weiten Schloßhof hinein fuhr. Zwei prächtig gekleidete Bedienten, die auf den fremden Herrn Doktor mit Sehnsucht warteten, eilten herbei, ihm aussteigen zu helfen. Einer nahm ihm den Mantel ab, der andere trug ihm das Ränzchen nach. Sein Reisegefährte, der Kammerherr, bat ihn, die marmorne Treppe hinauf zu gehen und begleitete ihn. Oben an der Treppe stand der Leibarzt des Fürsten, ganz schwarz gekleidet, eine große, reichlich gepuderte Perücke mit hundert Locken auf dem Kopf, einen flachen Hut unter dem Arm, und

den Degen an der Seite. Die Fürstin hatte ihm, zu seinem großen Verdrusse, befohlen, den berühmten Arzt so ehrenvoll als möglich zu empfangen. Jakob neigte sich vor ihm sehr tief. Als aber der Leibarzt den Mann im braunen Kittel, mit rothem Brustlatz und grünem Hosenträger, und mit dem dreispitzigen Hut in der Hand erblickte, sprach er unwillig: „Was will der Bauer hier? Wenn Ihr ein krankes Weib oder Kind zu Hause habt, so kommt in meine Wohnung. Dort will ich euch Audienz geben. Hier in der fürstlichen Residenz ist nicht der Ort dazu. Packt Euch! Auf der Stelle geht!"

„Ho, ho! sagte Jakob, schnauzt die Leute nur nicht so an. Ich komme nicht, Euch um ärztliche Hülfe anzusprechen; ich komme, um dem Fürsten ärztliche Hülfe zu leisten."

„Was? Ihr! rief der Leibarzt. Der

Menſch muß verrückt ſeyn. He, ihr zwei Bediente dort! führt ihn hinweg.“

Der Kammerherr bedeutete den Leibarzt, der Mann da ſey der erwartete fremde Doktor. „Der! ſprach der Leibarzt. Je nun, große Gelehrte und ſeltene Genie's haben oft ſeltſame Einfälle. Es iſt eine närriſche Grille, daß der Herr Kollega ſich als Bauer kleiden mögen. Indeß bitt' ich wegen meiner Unhöflichkeit um Verzeihung.“

Jakob wollte dem Manne in der großen Perücke keine weitere Acht geben, und verlangte, daß man ihn unverweilt in das Krankenzimmer des Fürſten führe. Allein der Leibarzt ſagte: „Das geht nicht ſo ſchnell. Es iſt der Brauch, daß ein fremder Arzt ſich zuerſt mit dem bisherigen Arzte, dem Herrn Ordinarius, unterrede.“ Er führte Jakob in das Zimmer, das man für ihn beſtimmt hatte, und benannte die Krankheitsum-

ſtände und die bereits verordneten Arzneien mit griechiſchen und lateiniſchen Namen.

Jakob ſchüttelte den Kopf und ſagte: „Von dem Kauderwälſch da verſtehe ich kein Wort.“

„Wie? rief der Leibarzt entrüſtet, Ihr deutſcher Michel verſtehet nicht griechiſch, ja nicht einmal lateiniſch, und Ihr wolltet es wagen, Seine Durchlaucht, den Fürſten zu kuriren?“

„Was liegt an den Namen der Krankheit? ſagte Jakob. Die ſeltſamen Worte machen einen Kranken nicht geſund.“

„Die Worte thuns freilich nicht, ſprach der Leibarzt. Allein da heut zu Tage — es war vor zweihundert Jahren — alle mediziniſche Bücher in lateiniſcher Sprache geſchrieben ſind, und darin auch viele griechiſche Worte vorkommen, ſo muß jeder, der die Arzneiwiſſenſchaft ſtudiren will, vor Allem dieſe Sprachen erlernen. Ihr könnet alſo

durchaus kein ſtudirter Arzt, kein Doktor ſeyn. Es iſt daher um ſo mehr meine Pflicht, die Arzneien, die Ihr mitgebracht habt, zu unterſuchen, ob ſie nichts Schädliches enthalten.“

Jakob öffnete ſein Ränzchen. „Da haben wirs! ſprach der Leibarzt. Nichts als Kamillen und Schafgarben, Bachmünzen und Holderblüthen und andere dergleichen Kräuter, die auf Aeckern und Wieſen und an allen Bächen und Hecken wachſen. Und mit dieſen Kräutern gedenkt Ihr die Krankheit des Fürſten zu heilen? Das iſt unmöglich. Da ſind wirkſamere Arzneien nothwendig, die weither über das große Weltmeer zu uns gebracht werden.“

Jakob ſagte: „Ei, ei! Was der gelehrte Herr da zu ſagen beliebt, kommt mir, mit Verlaub zu reden, ein wenig ungeſchickt vor. Es iſt, wie mich däucht, gegen allen geſunden Menſchenverſtand.

Wie könnte der liebe Gott für einen Kranken in unserm Lande die Arzneien nicht auf unsern Aeckern und Wiesen, sondern tausend Meilen von uns jenseits des Meeres wachsen lassen. Das wäre nicht weise. Nein, nein! ich selbst habe schon, bevor ich ein Doktor wurde, Verkältungen und Krämpfe mit Kamillen und Holderblüthen glücklich kurirt."

„Ich kann Euch hierin nicht ganz Unrecht geben. Für deutsche Krankheiten müssen auch deutsche Arzneikräuter wachsen. Es ist aber zu beklagen, daß die Aerzte, die vor uns lebten, ihre Aufmerksamkeit vorzüglich ausländischen Arzneien zugewendet haben. Wir gegenwärtigen Aerzte sind daher genöthigt, uns an ihre Beobachtungen zu halten. Es mag auch immerhin seyn, daß irgend ein Bauer ein einzelnes Kräutchen für eine einzelne Krankheit entdeckt hat, und damit, als mit einem Geheimnisse, hie und

da eine glückliche Kur macht. Allein wenn er damit alle Krankheiten heilen will, so ist dieses eine unverständige Anmaſsung, und er ist nichts weiter als ein Quackſalber. Ich werde daher über Eure vorgebliche Kunst weiteren Bericht erſtatten, und darauf antragen, daß Euch das Kuriren verboten werde. Bleibt indeß hier in dieſem Zimmer, und erwartet das Weitere."

Allein in eben dieſem Augenblicke trat der Kammerherr, der den Jakob abgeholt und deſſen Ankunft unverzüglich der Fürſtin gemeldet hatte, in das Zimmer und ſprach zu Jakob: „Ihre Durchlaucht, die Fürſtin befiehlt, der fremde Herr Doktor ſoll auf der Stelle in das Krankenzimmer ihres durchlauchtigen Gemahls kommen. Ich werde die Ehre haben, mein Herr! Sie zu begleiten."

5.

Die Fürstin stand bereits unter der Thüre des Krankenzimmers und erwartete Jakob. Sie war schon darauf vorvereitet, der bewundernswerthe, so überaus glückliche Arzt, sey bloß — ein einfacher Landmann. Seine Bauerntracht befremdete sie daher nicht. Sie begrüßte ihn mit großer Freundlichkeit und führte ihn in das Zimmer.

Wie erstaunte Jakob, als er in das prachtvolle Zimmer trat, das ihm beinahe so hoch vorkam, wie die Kirche in seinem Dorfe, und als er die farbenreichen Tapeten, die vergoldete Bettstätte und darüber den Baldachin mit purpurnen Vorhängen erblickte! So etwas hatte er in seinem Leben noch nicht gesehen. Er sagte ziemlich laut: „Ich sehe hier deutlich, Gold und Seide helfen nicht gegen das Krankseyn und das Sterben."

Jakob näherte ſich dem Krankenbette. Zur rechten Seite des Bettes ſtand, was aber nur Jakob ſah, hell wie Licht, ein Engel, bereit, die Seele des guten Fürſten in den Himmel zu begleiten, und blickte Jakob, als einen alten Bekannten, himmliſch freundlich an. Zur Linken des Bettes ſchaute ein dunkles, ſchwarzes Ungethüm mit glühend rothen Augen unter der Bettſtatt hervor, lauerte, ob die Seele des Fürſten nicht noch zu erhaſchen ſey, ſchoß grimmige Blicke auf den frommen Landmann, der den Sack voll Geld ſo heldenmüthig verſchmäht hatte, ballte ſeine krallige Pratze zur Fauſt, und drohte ihm fürchterlich. Aber zu oberſt an dem Bette ſtand, zu Jakobs großem Schrecken, mit Stundenglas und Senſe der Tod, und neigte ſich weit über das Haupt des Fürſten herein. Der Fürſt lag in einem ſchweren Schlummer, den der Leibarzt für den Vorboten des

Schlafes bis zum jüngsten Tage erklärt hatte.

Jakob, der nie gelernt hatte, seine Empfindungen zu mäßigen, und Das, was er dachte, nicht laut zu sagen, schlug die Hände zusammen und rief laut: „O weh, o weh! Da steht es schlimm, da hilft nichts mehr! Meine und alle Arzneien der Welt sind da vergebens.“ Die Fürstin erschrak. Sie und die fürstlichen Kinder umringten, mit Augen voll Thränen und mit weißen Tüchern in den Händen, den geringen Landmann und baten ihn flehentlich, es doch wenigstens zu versuchen, ob nicht seine Arzneien noch helfen können. Dem guten Jakob brach das Herz, und er fing selbst an zu weinen. Er näherte sich dem Tode, und sprach leise: „Lieber Freund Hain! Ich bitte dich mit aufgehobenen Händen, geh doch hinab zu den Füßen!“ Der Tod sprach mit hohler Stimme, jedoch so, daß nur Jakob es

hörte: „Ich weiche nicht von der Stelle, auf der ich stehe.“

„Nun, das ist mir recht, sprach Jakob, das freut mich. Ich nehme dich beim Wort.“ Er rief mit lauter Stimme zu den Umstehenden: „Laßt uns die Bettstatt umkehren. Dahin, wo jetzt der Kopf ist, müssen die Füße kommen; und dahin, wo jetzt die Füße sind, komme der Kopf. Dies Einzige kann noch helfen.“ Er zog seinen braunen Kittel aus, und legte sogleich Hand an, und alle Hofherren, sogar die Fürstin und Prinzen und Prinzessinnen halfen mit.

Der Tod drohte dem Jakob mit aufgehobener Rechte, und sprach so ernsthaft, daß es dem guten Jakob schauderte: „Komm mit mir!“ und entfernte, indem Jakob mit bangem Herzen ihm folgte, sich schnell durch eine Seitenthür.

Der Fürst aber richtete sich in dem Bette auf, wischte den Todesschweiß von

der Stirne, und ſprach: „Wie iſt mir! Alle Angſt, alle Bangigkeit, und der ſchwere Druck auf der Bruſt iſt weg. O Gott, Dir ſey Lob und Dank!“ —

Er befahl, ihm ſeinen Schlafrock zu bringen, und ihm zu eſſen zu geben. Er ſtand auf, ſetzte ſich an den Tiſch, und aß mit großem Appetit. Die Fürſtin, die Prinzen und die Prinzeſſinnen waren vor Freude und Entzücken faſt außer ſich. Das ganze Schloß wiederhallte von lautem Jubel. Alles lobte und dankte Gott.

Nachdem ſich die erſte ungeſtüme Freude der fürſtlichen Familie etwas gelegt hatte, blickte die Fürſtin überall im Saale umher nach dem beſcheidenen Arzt vom Lande, der ſich ſo ſchnell und unbemerkt entfernt hatte. Auch der Fürſt wünſchte ihn zu ſehen. Einige der Hofherren gingen, ihn zu rufen, allein ſie fanden ihn nicht. Vergebens ſuchte man in der ganzen Reſidenz; ſelbſt die Prinzen und Prinzeſſinnen eilten

von Zimmer zu Zimmer, allein nirgends war er. Man fragte die Wachen vor dem innern und äußern Thore der Reſidenz, ob er nicht hinaus gegangen ſey. Allein kein Menſch hatte ihn mit einem Auge geſehen. Der Mann war wie verſchwunden und wie von der Welt hinweggenommen. „Das iſt unbegreiflich!“ ſagte die Fürſtin. „Ich möchte ihm ſo gerne meinen Dank bezeigen,“ ſprach der Fürſt. „Wenn er doch nur wieder zum Vorſchein käme, der liebe Mann,“ riefen die fürſtlichen Kinder.

6.

Während der Fürſt und die Fürſtin, die Prinzen und Prinzeſſinnen über das Verſchwinden des Mannes ſehr beſtürzt waren, und Jedermann in der Reſidenz ſich vergebens den Kopf zerbrach, wo er doch wohl hingekommen ſeyn möge — befand Jakob ſich in der fürſtlichen Gruft,

einer groſsen, unterirdiſchen Kapelle, die von mehrern brennenden Lampen erhellt wurde. Anſtatt des Altargemäldes ſah man ein Meiſterſtück der Bildhauerkunſt von weiſsem Marmor, das die Erweckung des Lazarus vorſtellte. An den Wänden zu beiden Seiten der Kapelle erblickte man marmorne Denkmale mit den Namen verſtorbener fürſtlicher Perſonen, und mit tröſtlichen Worten der heiligen Schrift. Zum Beiſpiele: „Es kommt die Stunde, da Alle, die in den Gräbern ruhen, die Stimme des Sohnes Gottes hören und hervorgehen werden.“ — „Verwesliches wurde geſäet, aber Unverwesliches wird auferſtehen.“ — „Erfüllt wird das Wort werden, das geſchrieben ſteht: „Der Tod iſt verſchlungen von dem Siege.“ — „Gott wird abwiſchen alle Thränen von ihren Augen; der Tod wird nicht mehr ſeyn, noch Trauer, noch Klage, noch Schmerz wird mehr ſeyn.“ — „Seht,

ſprach der auf dem Throne: Ich mache Alles neu."

Hieher, in dieſe Gruftkapelle wurde Jakob von dem voranſchreitenden Tode durch geheime Gänge geführt. Der Tod blieb vor dem Altare ſtehen, wandte ſich zu dem zitternden Jakob und ſprach: „Fürchte dich nicht! Ich habe dich hieher geführt, wo dich Niemand ſucht, damit ich ganz ungeſtört mit dir reden könne, und du meine Worte ungeſtört und mit Andacht anhören mögeſt. Denn du ſiehſt mich jetzt zum letzten Mal. Vernimm alſo, was ich dir noch zu ſagen habe."

„Zuerſt höre einige Worte über das Minderwichtige, über deine zeitlichen Angelegenheiten. Der Fürſt wird dich zu ſeinem erſten Leibarzte ernennen wollen. Du aber nimm dieſe Stelle durchaus nicht an. Denn du ſiehſt nun wohl ein, daß es mit deiner Kunſt für immer ein Ende habe. Aus Dankbarkeit wird der gütige

Fürſt dich dennoch an ſeinen Hofe behalten wollen. Dieſes Anerbieten nimm an; laß aber Weib und Kind für jetzt noch nicht hieher bringen. Denn bald wird die Zeit kommen, da du dich wieder nach deinen väterlichen Fluren zurück ſehnen wirſt. Wenn du dem Fürſten dieſes ſagen wirſt, ſo wird er dir frei ſtellen, dir was immer für eine Gnade auszubitten. Bitte dann, der Fürſt wolle ſo gnädig ſeyn, dir den ſchönen Acker und die große Wieſe zunächſt deinem Garten zu kaufen, und dir ſo viel Geld zu geben, daß du eine Scheure bauen, und ein Paar Zugochſen und die nöthigen landwirthſchaftlichen Geräthſchaften anſchaffen könneſt. Das wird der Fürſt dir mit Freuden bewilligen."

„So viel von dem, was dein zeitliches Wohl betrifft; nun kommt aber erſt das Wichtigſte, was ich dir recht nachdrücklich an das Herz legen möchte, weil dein

und deines Sohnes ganzes Heil für die Ewigkeit davon abhängt.“

„Laß es dir die erste Angelegenheit deines Herzens seyn, das Knäblein, dessen Taufpathe ich bin, fromm und christlich zu erziehen. Der liebe Gott hat den heiligen Engel, der dir erschienen ist, dem Kinde zum Schutzengel gegeben. Präge also dem Kinde tief in das Herz, daß dieser heilige Engel es überall unsichtbar begleite, und daß es deßhalb Alles, wie vor seinen Augen thun soll. Jesus Christus, der Herr, sagt ja von den Kindern: Ihre Engel sehen immer das Angesicht ihres Vaters, der im Himmel ist. Lehre es daher, daß dieser gute Engel es stets zu allem Guten ermahne und vor allem Bösen warne. Sag ihm, daß es diesen guten Eingebungen, die mit der Stimme des Gewissens eins sind, stets Gehör geben solle. So wird das Kind einem Engel Gottes ähnlich — fromm und andächtig

gegen Gott, und ſanftmüthig und liebevoll gegen alle Menſchen werden, und du wirſt nichts als Freude an ihm erleben."

„Jener böſe Geiſt, der dir als Jäger erſchien, auf deine Seele Jagd machen und dich mit dem Glanze des Goldes verblenden wollte, wird auch deinem lieben Kinde nachſtellen. Er wird trachten, es vom Guten abwendig zu machen, und es zum Böſen verſuchen. Wache alſo über das Kind, beſonders daß es nicht in böſe Gelegenheiten komme und unter böſe Geſpielen gerathe. Als die Leute ſchliefen, ſpricht Chriſtus der Herr, kam der Feind und ſäete Unkraut. Wache alſo über das Kind und lehre es, vor ſolchen Verſuchungen auf der Hut zu ſeyn. So erſparſt du dir den Jammer unglücklicher Eltern über ungerathene Kinder."

„Was nun mich, deinen Freund, den Tod betrifft, ſo vergiß vorerſt du meiner nicht, und ermahne, wenn es einmal Zeit

dazu seyn wird, auch deinen Sohn, meiner fleißig zu gedenken. Ich bin der beste Sittenlehrer. Ich zeige es den Menschen, nicht mit Worten, sondern durch die That, daß Alles, was in dieser Welt ist — Augenluſt, Fleiſchesluſt und Hoffahrt des Lebens — nichts sey. Vor mir verschwindet alle Pracht und Herrlichkeit der Welt gleich einer bunten Seifenblase."

„Ich muß dir, du guter Mann, das Zeugniß geben: Du biſt bisher immer gottesfürchtig und rechtschaffen gewesen. Beten und arbeiten war dein Lebenslauf. Du haſt keine Menschenseele je betrübt. Du biſt gegen alle Menschen redlich und aufrichtig gewesen; du haſt ihnen so viel Gutes gethan, als nur immer in deinen Kräften stand. Bleibe du, mit allen den Deinen, immer ein so guter Mann, und ich werde, wenn einmal dein Stündlein schlägt und ich komme, dich von dieser Welt abzurufen, dir nicht schwer fallen.

Ich werde dir freundlich und erfreulich seyn, dich sanft in meine Arme nehmen, und dich hinbringen in die bessere Welt — in den Himmel, zu dem lieben Gott."

Jakob versprach, Alles getreulich zu befolgen — und der Tod verschwand.

7.

Kaum war Jakob aus der Gruft in das ihm angewiesene Zimmer zurückgekehrt, so trat der Kammerherr, der ihn zu Holzau abgeholt hatte, eilig herein und sagte: „Der Fürst will Sie zu seinem Leibarzt ernennen; in der Freude über seine Genesung hat er es vor dem ganzen Hofe laut betheuert. Sie sollen deßhalb sogleich in das Kabinett kommen."

Als der Fürst, der in seinem schweren Krankheitszustande den Jakob gar nicht bemerkt hatte, den schlichten Landmann vor sich stehen sah, war er nicht wenig betroffen. Er fing an, von der Arznei-

wissenschaft, in der er nicht ganz fremd war, zu reden. Allein Jakob sagte: „Davon verstehe ich nichts; ich tauge zu keinem Leibarzt.“ Der Fürst war froh, daß Jakob ihm zuvorkam und ihn überhob, Wort zu halten, und sprach hierauf von der Landwirthschaft. Da konnte Jakob über Alles Red' und Antwort geben, und zeigte sich hierin wohl erfahren. „Nun wohl!“ sprach der Fürst zu dem wackern Bauersmann, über dessen ungezwungenes Betragen er lächeln mußte: „Ich ernenne Euch hiemit zum Oekonomierathe. Ihr könnet indeß, bis ich auf eine andere Art für Euch sorge, an dem Tische meiner Offizianten speisen.“

Dem Jakob gefiel es bei Hofe sehr wohl. Allein obwohl es ihm gar nicht an gesundem Menschenverstande fehlte und er in seinem Kreise ein kluger Mann war, so wußte er dennoch ganz und gar nichts davon, was bei Hofe Brauch und Sitte

ſey. Es fiel daher manches Unſchickliche vor. Sogleich als er das erſte Mal mit dem Kammerdiener, dem Hofgärtner, dem Leibjäger, dem Stallmeiſter und Anderen zu Tiſche ſaß, und ihm ein Teller mit Suppe gereicht wurde, griff er mit den Fingern in das ſilberne Salzgefäß, und ſalzte ſeine Suppe. Der Tiſchnachbar, der ihm zur Rechte ſaß, ſprach: „Man thut das Salz auf die Meſſerſpitze.“ Jakob ſagte: „Das kann ich wohl.“ Er griff mit den Fingern noch einmal in das Salzfäßchen, that das Salz ſorgfältig auf die Meſſerſpitze und ſalzte dann. Alle am Tiſche hatten Mühe das Lachen zurück zu halten.

Der Kammerdiener, ein ſehr heiterer Mann, benützte nun jede Gelegenheit, den guten Jakob zu etwas Lächerlichem zu verleiten. Als die erſten, vorzüglich ſchönen Spargel, oben ſchön bläulich grün und unten weiß wie Schnee, auf den Tiſch

kamen, fragte Jakob: „Was sind denn dieß für seltsame Dinger?“ „O das ist eine köstliche Speise!“ sagte der Kammerdiener und that, als wolle er eine Spargel von unten auf anbeißen und essen. Jakob nahm beinahe sein ganzes Teller voll heraus, griff nach der dicksten Spargel und biß den untern, weißen Theil herab. Er machte aber, indem er sich bemühte, den harten Bissen zu verkauen, gar seltsame Mäuler. Endlich sagte er, indem er den Teller zurückschob: „Gottlob, nun hab' ich's hinuntergewürgt und überstanden. Das ist ein schlechtes Gemüs; da sind Kohlrabi und Rüben ohne Vergleich besser.“ Die Gäste waren es sehr zufrieden, daß sie nun alle Spargel unter sich theilen konnten.

Ein andermal wurden Krebse aufgetragen. „Haben Sie auch schon Krebse gegessen, Herr Rath?“ fragte der Kammerdiener. „Nein,“ sagte Jakob. „Rothe

Krebſe habe ich gar noch nie geſehen; ſchwarze Krebſe aber gibt es bei uns wohl hie und da. Allein uns Landleuten graut davor. Der Fiſcher trägt alle, die er fängt, in die Stadt.“ Der Kammerdiener ſuchte ſich einen Krebs mit neuer, noch ganz weicher Schale heraus, aß eine Scheere ſammt der Schale, und legte dem Jakob einen großen, hartſchaligen Krebs mit gewaltigen Scheeren auf den Teller. Jakob brach ſogleich eine Scheere ab und fuhr damit zum Munde. Er verzerrte aber, als er die Scheere zerbiß, das Geſicht gar fürchterlich und rief: „Die Krebſe ſind zu hart gebacken; ſie zerſtechen und verwunden mir das Maul. Ich glaube, ich blute gar.“ Er that die Krebsſcheere heraus in die hohle Hand, und ein allgemeines Gelächter entſtand.

Eines Abends trug man eine Waldſchnepfe auf, um die rings umher kleine

Moosschnepfen gelegt waren. Jeder der Gäste nahm eine Moosschnepfe heraus, indem man die Waldschnepfe erst hernach zerschneiden und vorlegen wollte. Jakob sagte, als die Reihe an ihn kam: „Den großen Vogel da, den Alten dieser jungen Vögelein, den keiner mag, will ich nehmen," und legte ihn auf seinen Teller. Alle lachten und bedeuteten ihn, daß jedem aus ihnen ein Bißchen von dem Vogel zugedacht sey, und Jakob entschuldigte sich mit seiner Unwissenheit und bat sehr um Verzeihung.

Der Kammerdiener, der den Fürsten bei der Tafel bedienen mußte, wußte alle Tage etwas Neues von dem ländlichen Gaste zu erzählen, woran sich die hohen Herrschaften sehr belustigten. Allein die Gutmüthigkeit des Mannes gewann ihm dennoch alle Herzen. Die Fürstin nannte ihn, wo sie ihn antraf, nur immer: „Guter Mann." Einmal begegnete sie, mit

der kleinſten Prinzeſſin auf dem Arm, ihm in dem Hofgarten. Da rief das Kind: „Gut Mann! Gut Mann!“ Von dieſer Zeit an nannten ihn Alle am Hofe Gutmann, und er behielt dieſen Zunamen, der ihm gefiel, für immer bei.

Bei dem Allen war es dem Jakob gar nicht recht, daß ſeine Tiſchgenoſſen ihn nur zum Beſten hatten. Noch gar manches Andere war ihm zuwider. Das Hofleben ward ihm verleidet. Er ging zum Fürſten und ſagte: „Ich kann es dahier nicht mehr länger aushalten. Anfangs hat mir zwar Alles ſehr wohl gefallen. Es war mir angenehm, ohne irgend eine Sorge oder Bemühung zum gedeckten Tiſche zu gehen, auf dem ſo viele koſtbare Speiſen aufgetragen werden, als wenn es alle Tage Kirchweih' wäre. Allein die allerlei ſüßen Speiſen ſchmecken mir nun gar nicht mehr; ich mag ſie kaum mehr anſehen. Ein tüchtiges Stück ſchwarzes

Brod iſt mir lieber als Torten. Das liebe Brod wird einem nie verleidet! Auch ſchmeckt mir ſauer Kraut mit Speck und Knödeln viel beſſer als Auſtern, Artiſchoken und Schnepfendreck. Die Weine ſind zwar auch ſehr gut, beſonders die man in ſo kleinen Gläslein, nicht viel größer als ein Fingerhut, hergibt; aber ich muß doch bekennen, noch nie hat mich der beſte Wein ſo erquickt, als wie am heißen Aerntetag ein Trunk Waſſer friſch aus der Quelle. Was aber das Schlimmſte iſt, ſo habe ich dahier keine Arbeit. Wenn ich, wie ich es gewohnt bin, Morgens um fünf Uhr, aufſtehe, ſo liegt dahier noch Alles in den Federn. Da wird dann der Vormittag, weil ich nichts zu thun habe und mit Niemand reden kann, mir erſchrecklich lang. Auch kann ich dahier nicht mehr die ganze Nacht durch ſo ruhig ſchlafen, wie ehemals, und wache öfter auf. Laßt mich alſo, ich bitt' Euch dar-

um, wieder nach Haus in mein kleines freundliches Dörflein.“

Der Fürſt lächelte über Jakobs Schilderung des Hoflebens und ſprach: „Ich billige dieſen Entſchluß. Aber ſo mit leeren Händen kann ich dich nicht abziehen laſſen. Sage aufrichtig, was kann ich für dich thun? Es ſey was es wolle.“

Jakob ſagte: „Ich hätte freilich eine recht große Bitte. An meinem Garten zu Holzau liegen ein Acker und eine Wieſe. Dieſe wären mir recht lieb, wenn ich ſie bekommen könnte. Ein Handelsmann von hier, der des Jahr's ein paarmal zu Holzau durchreist, ſagte mir, ſie ſeyen eben feil. Beide haben dem luſtigen Meierbauer gehört, der aber leider im ſchönſten Mannesalter geſtorben iſt — und verdorben. Seyd doch ſo gut, gnädigſter Herr Fürſt, und kauft mir dieſe Grundſtücke.“

„Den Acker und die Wieſe ſollſt du

haben, sprach der Fürst; ich werde meinem Amtmanne zu Eichberg in einem Schreiben den Befehl zustellen lassen, sie auf meine Rechnung zu kaufen, und sie dir zu übergeben. Aber damit wäre dir noch nicht ganz geholfen; du hättest dazu noch manches Andere nöthig. Nicht so?" —

„Freilich, freilich," sagte Jakob, „vor Allem ein Paar Ochslein, um den Acker zu pflügen."

„Nun wohl," sprach der Fürst, „ich werde zwei Paar der besten Zugochsen, die ich in meinem Bräuhause zu Buchenthal habe, dir zuführen lassen. Aber wo willst du die Ochsen unterbringen und wo Korn und Heu von Acker und Wiesen aufbewahren?"

„Dazu," sprach Jakob, „wäre freilich Stall und Scheure nothwendig. Aber ich getraue mir nicht, sie von Euer Durchlaucht zu verlangen."

„Auch Stall und Scheure, sprach der Fürst, werde ich dir bauen lassen, und überdies dem Verwalter zu Buchenthal befehlen, Pflug, Egge, Wagen und Alles, was ein Bauer zum Feldbau bedarf, dir ganz nagelneu anzuschaffen.

Jakob brach in Thränen der Freude und des Dankes aus und benetzte damit die Hand des so gnädigen Fürsten. Hierauf ging er auch zur Fürstin, und nahm von ihr und den Prinzen und den Prinzessinnen unter vielen Thränen Abschied. Als er mit seinem Ränzchen auf den Rücken und den Wanderstab in der Hand, sich eben auf den Weg machen wollte, kam der Kammerherr, der ihn nach Hof abgeholt hatte, in das Zimmer und sagte: „Der durchlauchtigste Fürst hat auf mein Anerbieten mir erlaubt, Euch wieder nach Hause zu begleiten, und bei dieser Gelegenheit meinen Schwager, den Amtmann zu Eichberg, zu besuchen. Da müßt

Ihr aber Euch schon gedulden, noch drei Tage hier zu bleiben. Denn früher kann ich, meiner Geschäfte wegen, nicht abkommen.“ Jakob willigte, so sehr er sich zu seiner Margarethe und dem kleinen Jakob nach Hause sehnte, gerne ein.

Als der fürstliche Wagen, mit zwei raschen Pferden bespannt und mit goldbordirten Kutscher auf dem Bocke, am späten Abend vor Jakobs Haus hielt, kam Margarethe mit dem kleinen rothbackigen Jakob auf dem Arm eilig heraus und beide begrüßten den lieben Vater. Der Kammerherr packte reichliche Geschenke aus, die ihm, ohne daß Jakob etwas davon wußte, die Fürstin für Margarethe, so wie die Prinzen und Prinzessinnen für den kleinen Jakob mitgegeben hatten, und fuhr dann, ohne in der Stube nur niederzusitzen, eilig nach Eichberg ab.

Margarethe hörte Jakobs Erzählung,

wie es ihm bei Hofe gegangen ſey, mit großer Freude, unterbrach ihn aber, als er etwas zu ausführlich geworden und ſagte: „Denke nur, der Acker und die Wieſe an unſerm Garten gehören nun uns. Geſtern Abends war der Herr Aktuar von Eichberg hier und ſagte es mir, und übergab mir den Brief, der dort am Fenſter ſteckt, und in dem uns beide Grundſtücke zugeſchrieben ſind.“

Am andern Morgen gingen Jakob und Margarethe in aller Frühe hinaus, ihren Acker und ihre Wieſe zu beſehen. „O, wie froh bin ich, rief Jakob öfter, daß ich wieder da bin, daß ich wieder heraus bin aus den hohen Gebäuden, wo ich faſt nichts als Mauern und Pflaſterſteine geſehen habe. Wie freue ich mich, daß ich wieder den Acker da, wo die Halme bald in Aehren ſchießen werden, und die grünen Wieſen voll Blumen im Glanze der Sonne, und dort den

ſchattigen Wald wieder ſehe. Wie erfreut bin ich, daß ich nun, vom Nichtsthun befreit, meinen eigenen Grund und Boden mit meinen Ochſen bauen werde. O Grethe! Laß uns dem lieben Gott danken, daß Er ſo gnädig und barmherzig für uns geſorgt hat.“ Beide gingen betend umher, und konnten nicht aufhören, dem lieben Gott mit Freudenthränen zu danken.

Sobald es bekannt worden, Jakob ſey wieder zu Hauſe, eilten mehr Leute, als je, herbei, die ihn zu ihren Kranken rufen wollten. Denn im ganzen Lande redete man davon, daß der Fürſt todtkrank geweſen, daß ihn aber der Doktor von Holzau wieder geſund gemacht habe. Der Zulauf war ſehr groß. Allein Jakob ſagte: „Ich bin nun kein Doktor mehr, oder vielmehr nie ein Doktor geweſen. Meine Arznei hat den Kranken eigentlich nicht geholfen, ſondern der

liebe Gott. Es iſt dieſes ein Geheimniß, das mein Gevatter, über deſſen Erſcheinen bei der Taufe die Leute ſich ſo verwundert haben, mir — nur auf eine Zeit — anvertraut hat. Es iſt aber nun aus damit, und ich kann nichts mehr. Ihr dürft mich nicht als ein Beiſpiel anführen, daß ein Landmann ein Doktor ſeyn könne. Wenn ein Bauer, ein Schäfer oder Waſenmeiſter euch Arznei anbieten will, ſo ſprecht zu ihm: Schuſter, bleib bei deinem Leiſt! — Schickt wenn ihr krank ſeyd, zu einem bewährten, aprobirten Arzt."

Jakob ſchätzte ſich glücklich, nichts weiter zu ſeyn, als ein Bauer. Noch vor der Aernte brachte ein Zimmermeiſter aus Eichberg Stall und Scheure zu Stand; ſobald ſie fertig waren, kamen die Zugochſen und ein Wagen von Buchenthal. Jakob ging täglich, Gott lobend, und mit Herzensluſt an ſeine Arbeit. Er be-

folgte Alles getreulich, was er dort in der fürſtlichen Gruft verſprochen hatte, und war recht das Muſter eines frommen und fleißigen Landmanns.

Der kleine Jakob wuchs heran, wurde eben ſo fromm und fleißig, wie ſein Vater, und half ihm getreulich und mit Luſt bei jeder Arbeit. Der gute Sohn gab ſtets den Eingebungen des guten Engels Gehör, und überwand alle Verſuchungen des böſen. Er wurde in Allem wie ſein Vater — gottesfürchtig, unermüdet bei der Arbeit, redlich und liebevoll gegen alle Menſchen.

Als endlich der Tod kam, um zuerſt den guten Vater, und dann die fromme Mutter, und endlich den wackern Sohn aus dieſer Welt abzurufen, ſo war er keinem von allen Dreien ſchrecklich. Nach einem ruhigen, zufriedenen Leben entſchliefen ſie alle ſanft und ſelig, voll der tröſtlichen Hoffnung, Jeſus Chriſtus,

der Auferſtandene, der das Leben und die Auferſtehung iſt, werde ihrem Geiſte das ewige Leben geben, und auch ihren Leib dereinſt wieder aus dem Grabe, neugeſchaffen, hervor rufen.

*

Dieß iſt das Mährchen, das der ehrwürdige Greis Meinrad den Kindern erzählt hat. Sie verwandten, ſo lange er erzählte, kein Aug' von ihm, und ihre lieblichen Geſichtchen lächelten freundlich, wurden manchmal von Wehmuth oder Bangigkeit getrübt, zuletzt aber ganz aufgeheitert.

Die Mutter ſagte: „Obwohl dieſe Erzählung nur ein Mährchen iſt, ſo ſind die guten Lehren, die darin für euch, meine lieben Kinder, und auch für eure Eltern vorkommen, doch die lautere Wahrheit. Dieſes Mährchen gleicht einer Muſchel, die Perlen enthält, die

für euch und uns einen groſsen Werth haben.“

Der Vater ſprach: „Die Erzählung iſt ſehr ſinnreich erdacht. Sie fängt von der Hütte eines armen Landmannes an, führt Menſchen aus den verſchiedenſten Ständen auf, und erhebt ſich bis zum Throne des Fürſten. Bei manchem Scherzhaften, das bloſs zur Unterhaltung dient, ſtellt ſie die groſse, ernſte Wahrheit dar, wohin der Menſch ſeinen Weg von der Wiege bis zum Grabe nehmen ſoll. Schon bei ſeiner Geburt wird er Gott geheiliget. Sein Weg geht zwiſchen Leiden und Freuden, wie zwiſchen Dornen und Blumen, hindurch. Gott ermahnt ihn auf mancherlei Weiſe zum Guten; es fehlt ihm aber auch nicht an Verſuchungen zum Böſen, um ihn zu prüfen, das heiſst, ihn im Guten zu üben und bewährt zu machen. Keine Stunde vor dem Tode ſicher ſchwebt er jetzt noch zwiſchen Engeln und

bösen Geistern gleichsam in der Mitte, bis nach der Prüfung seines kurzen Lebens auf Erden, wann der Tod kommt, es sich entscheidet, ob er für immer der Hölle oder dem Himmel angehören wird. Selig der Mensch, der so lebt, daß sein Tod eine Geburt ins bessere Leben ist — und daß sein Ausgang aus dieser Welt der Eingang in den Himmel werde."

„Diese Wahrheit ist der Edelstein in der Erzählung; das Uebrige ist Einfassung", sagte der fremde Kaufmann, der auch mit Juwelen handelte. Er war, als Meinrad zu erzählen anfing, herbei gekommen, und hatte hinter seinem Sessel stehend und sich auf die Lehne stützend, mit Wohlgefallen aufmerksam zugehört.

Die Sonne hatte sich indessen zum Untergange geneigt. Die Mutter stand auf und dankte dem edlen Greise für die freundliche Bewirthung und die angenehme und belehrende Unterhaltung. Mein-

rad beſchenkte die Kinder noch mit ſchönen Blumenſträußen, die ſein Diener indeß gebunden hatte. Dem Vater und der Mutter gab er zwei prächtige eben friſch aufgeblühte Hyazinthen in zierlichen Blumengeſchirren, eine rothe und eine blaue, und ſagte, daß die zwei Knaben ſie nach Hauſe tragen ſollen. Den fremden Blumenfreund aber erfreute er mit einem Geſchenk von einigen koſtbaren Blumenzwibeln.

Sehr vergnügt, und wiederholt dankend ſchieden Mutter und Kinder, der Vater und ſein Freund, von Meinrad. Auf allen Wegen ſahen ſie fröhliche Menſchen, die zur Stadt zurückkehrten. Die Sonne ging unter, und immer heller leuchtete der Mond. Bevor die kleine Geſellſchaft zum Thore der Stadt hinein gingen, dankte der Blumenliebhaber ſeinem Handelsfreunde für die überraſchende Freude, die er ihm in der Einſiedelei mit

dem seltenen Blumenflor bereitet hatte. „Die Hyazinthenzwibeln, sagte er, indem er auf seine Tasche klopfte, freuen mich sehr. Aber noch mehr freut es mich, daß ich den vortrefflichen Gärtner kennen gelernt habe. Ja, ja, unvergeßlich bleibt mir der heutige Gang nach Emmaus, und auch das Ostermährchen."

Im Verlag der J. Wolffischen Buchhandlung sind erschienen und können durch alle soliden Buchhandlungen bezogen werden:

Gesammelte Schriften

des

Verfassers der Ostereier,

(Christoph v. Schmid.)

Original-Ausgabe von letzter Hand.

5 Lieferungen oder 1tes bis 15tes Bändchen.

In klein Oktavformat auf schönstem weißem Velinpapier mit neuen Lettern gedruckt, mit farbigen Umschlägen und 15 prachtvollen Stahlstichen, Preis dieser 15 Bände 9 fl. 45 kr. oder 6 Rthlr. 6 ggr.

Inhalt:

I. Heinrich von Eichenfels. Der Weihnachtsabend. Die Ostereier. II. Der Kanarienvogel. Das Johanniskäferchen. Das Täubchen. Das Vergißmeinnicht. Die Kapelle bei Wolfsbühl. Die Krebse. Der Kuchen. Der Diamantring. Das Marienbild. III. Ludwig der kleine Auswanderer. Das Lämmchen. Das hölzerne Kreuz. IV. Gottfried der junge Einsiedler. Das Vogelneſtchen. Das stumme Kind. Die Waldkapelle. Die Wasserfluth am Rheine. V. Die Hopfenblüthen. Das Rothkehlchen. Kupfermünzen und Goldstücke. Das alte Raubschloß. Die Margarethablümchen. Die Feuersbrunst. VI. Das Blumenkörbchen. Die zwei Brüder. VII. Rosa von Tannenburg. VIII. Der Rosenstock. Die Kirschen. Die Melone. Die Nachtigall. Der Wasserkrug. Die rothen und weißen Rosen. IX. Ferdinand. Angelika. X. Timotheus und Philemon. Das Karthäuserkloster. XI. Der gute Fridolin und der böse Dietrich. XII. Klara oder die Gefahren der Unschuld. Das beste Erbtheil. Die Edelsteine. XIII. Genovefa. Anselmo. XIV. Eustachius. XV. Josaphat. Drei Parabeln Barlaams. Titus und seine Familie.

Jugendschriften zu Schulpreisen und Festgeschenken.

Die Beatushöhle. Eine Erzählung für die reifere Jugend. Vierte Auflage. 8. Mit einem Stahlstich. 36 kr. oder 9 ggr.

Bilder christlicher Frömmigkeit, zur Erweckung eines religiösen Sinnes in den jugendlichen Herzen. Eine Sammlung kleiner Erzählungen von J. Rauchenbichler. 8. 15 kr. oder 4 ggr.

Bilder-Sammlung zu Christoph von Schmids Erzählungen, 10 Blätter und dem Porträt des Verfassers der Ostereier, mit zwei Bogen Text, in Umschlag. 12°. 1. fl. 12 kr. oder 16 ggr.

Blümchen für Kinder. Eine Sammlung lehrreicher Denksprüche von L. St., mit einer Vorrede von Chr. von Schmid. 18. Dritte Aufl. 4 kr. od. 1 ggr.

Erzählungen, auserlesene, und fromme Sagen für Söhne und Töchter zu Erweckung und Befestigung eines gottesfürchtigen Sinnes und Wandels. Gesammelt von Jos. Rauchenbichler. 2 Bdch. 8. Mit einem Titelkupfer. 42 kr. oder 10 ggr.

Erzählungen, dem blühenden Alter gewidmet. Von dem Verfasser der Ostereier. 2. Bändchen. 8. Mit 2 Stahlstich. 48 kr. oder 12 ggr.

Erzählungen für kleine Knaben und Mädchen, von J. G. Wirth, Oberleiter der Kleinkinderbewahranstalten in Augsburg. 12. Mit einem Titelbild und lithographirten Umschlag. 18 kr. od. 5 ggr.

Eustachius. Eine Geschichte der christlichen Vorzeit, neu erzählt für die Christen unserer Zeit. Von dem Verfasser der Ostereier. 3te Auflage. 8. Mit einem Stahlstich. 30 kr. oder 8 ggr.

Die Familie Tobias. Ein Gemälde belohnter Tugendtreue, für die Jugend und für Erwachsene, neu erzählt von einem katholischen Geistlichen. 8. Mit 1 Titelkupfer. 18 kr. oder 4 ggr.

Ferdinand. Die Geschichte eines jungen Grafen aus Spanien. Von dem Verfasser der Ostereier. 2te Auflage. 8. Mit einem Stahlstich. 30 kr. od. 8 ggr.

Der gute Fridolin und der böse Dietrich. Eine lehrreiche Geschichte. Von dem Verfasser der

Oſtereier. 8. Dritte Auflage. Mit einem Stahlſtich. 36 kr. oder 10 ggr.

Die Früchte der guten Erziehung. Sechs Erzählungen vom Verfaſſer der Oſtereier. 2. Bändchen. 12. Mit 2 Stahlſtich. 42 kr. oder 11 ggr. Das 1te Bändchen allein auf feinem Velinpapier mit ſchön illuminirtem Stahlſtich. 36 kr. oder 10 ggr.

Früchte des Geiſtes Jeſu in zwei Jünglingen von S. Job. 8. 12 kr. oder 3 ggr.

Die Gefahren des Tanzes, dargeſtellt in einigen Erzählungen und der Jugend zur Beherzigung und Warnung gewidmet von einem ihrer Freunde. 8. Zweite Auflage. 18 kr. oder 5 ggr.

Genovefa. Eine der ſchönſten und rührendſten Geſchichten des Alterthums, neu erzählt von dem Verfaſſer der Oſtereier. 8. Sechste Auflage. Mit einem Stahlſtich. 24 kr. oder 6 ggr.

Gemälde chriſtlicher Religion, zur Erweckung und Begründung eines gottesfürchtigen Sinnes und Lebens. Eine Sammlung der rührendſten chriſtlichen Erzählungen vom Verfaſſer des Thomas Morus. 8. Mit einem Titelkupfer. 15 kr. oder 4 ggr.

Le Guide des Enfans et des Adolescens, ou maximes, traits d'histoire et Fables nouvelles en vers, propres a former l'esprit et le coeur de la jeunesse. 8. 1 fl. 12 kr. oder 18 ggr.

Johann von Nepomuck. Eine der ſchönſten und rührendſten Geſchichten des chriſtlichen Märtyrerthums. Neu erzählt von einem katholiſchen Geiſtlichen. Zweite verbeſſerte Auflage. 8. Mit einem Titelkupfer. 15 kr. oder 4 ggr.

Joſaphat, Königsſohn von Indien. Eine Geſchichte aus dem chriſtlichen Alterthume. Von dem Verfaſſer der Oſtereier. 8. Mit einem Stahlſtich. 30 kr. od. 8 ggr.

Der ägyptiſche Joſeph, das Vorbild der erhabenſten Tugenden. Für die Jugend und für Erwachſene neu erzählt von einem katholiſchen Geiſtlichen. 8. Mit einem Titelkupfer. 24 kr. oder 6 ggr.

Klara oder die Gefahren der Unſchuld. Eine Geſchichte, dem blühenden Alter gewidmet von dem Verfaſſer der Oſtereier 8. Mit einem Stahlſtich und Umſchlag. 24 kr. oder 6 ggr.

Das hölzerne Kreuz. Eine kleine Geschichte der Vorzeit, zum Troste für Leidende neu erzählt. Von dem Verfasser der Ostereier. 12. Zweite Auflage. 9 kr. oder 3 ggr.

Die kleine Lautenspielerin. Ein Schauspiel für Kinder und Kinderfreunde. Von dem Verfasser der Ostereier. 12. 12 kr. oder 3 ggr.

Lichtstrahlen christlicher Gerechtigkeit. Aus dem Leben frommer und heiliger Seelen gesammelt für die Jugend von J. Rauchenbichler. 8. 24 kr. od. 3 ggr.

Das Liederbuch der Schule zu Lilienthal. Eine zweckmäßige Sammlung von Liedern für die Jugend, zur Einführung edler Lieder und Unterdrückung so vieler unanständiger Gesänge ꝛc. 8. 24 kr. oder 6 ggr.

Thomas Morus, oder die Kraft des Christenthums. Eine Erzählung aus der christlichen Vorzeit. 8. 12 kr. oder 3 ggr.

Quintin Messis. Ein Gedicht in zwölf Gesängen von A. Werfer. Dem Verfasser der Ostereier gewidmet. 8. 30 kr. oder 6 ggr.

Rosa von Tannenburg. Eine Geschichte des Alterthums, für Aeltern und Kinder erzählt von dem Verfasser der Ostereier. 8. 5te Auflage. Mit einem Stahlstich. 30 kr. oder 8 ggr.

Kleine Schauspiele für Familienkreise, von dem Verfasser der Ostereier. 3 Bdch. 12. 30 kr. od. 8 ggr.

Schauspiele für die Jugend, nach Christoph von Schmid's Erzählungen bearbeitet. Zwei Bändchen enthalten: Die Ostereier. Heinrich von Eichenfels. Das Johanniskäferchen. Die Waldkapelle. 12. 30 kr. oder 8 ggr.

Sittenlehre in Beyspielen. Oder schöne Geschichten und lehrreiche Erzählungen für Kinder von P. Aegidius Jais. Neu bearbeitet, verbessert und vermehrt von Simon Buchfelner. 8. Mit einem Titelkupfer. 24 kr. oder 6 ggr.

Die Sommerabende auf Sinai, oder der Vater als Lehrer im traulichen Kreise seiner Kinder. Eine Sitten- und Pflichtenlehre in Gesprächen und Erzählungen. Der Jugend als Schulpreis und Festgabe gewidmet. Von A. Dörle. 8. Mit Stahlstich. 36 kr. oder 9 ggr.

Nachgelaſſene

Schauſpiele

für die

Jugend und ihre Freunde

von dem

Verfaſſer der Oſtereier,

Chriſtoph von Schmid.

Herausgegeben von

Albert Werfer.

München.
Verlag von Louis Finſterlin.
1863.

Bibliothek Cassianeum
Donauwörth

Vorrede.

Dieſe Schauſpiele wurden ſchon im Anfange unſers Jahrhunderts in Thannhauſen an der Mindel, wo Chriſtoph Schmid damals Schul-Inſpector war, unter ſeiner Leitung zur Freude und Rührung vieler Eltern und zur Erheiterung und Veredlung der Jugend aufgeführt.

Die Manuſcripte fanden ſich unter den hinterlaſſenen Schriften des verewigten Verfaſſers, von ſeiner Hand ſelbſt zum Drucke vorbereitet. Es war alſo ſeine Abſicht, daß ſie in die Oeffentlichkeit gelangen ſollten.

Möge der Leſer, der aus jeder Zeile den gemüthreichen Geiſt des Verfaſſers der Oſtereier erkennen wird, auch dieſe Reliquie des heimgegangenen Kinderfreundes freundlich aufnehmen!

Albert Werfer.

Der Jahrmarkt.

Ein kleines Schauſpiel

für

junge Frauenzimmer

in einer

Erziehungsanſtalt.

Perſonen.

Frau von Lilien, eine adelige Wittwe.
Frau May, Wittwe eines Kaufmannes.
Roſalie, ihre erwachſene Tochter.
Amalia.
Barbara.
Klara.
Dorothea.
Emma.
Fanny.
Gretchen, Schülerinnen von 8 bis 12 Jahren.

Der Schauplatz iſt das Wohnzimmer der Frau May, nicht prächtig aber von bürgerlichem Wohlſtande zeigend.

Erſter Auftritt.

Frau May (ſitzt an ihrem Nähtiſchchen oder ihrem Stickrahmen, mit einer Brille ſehr fleißig arbeitend. Eine Drehorgel läßt ſich draußen hören, erſt ferner dann nach einer kleinen Pauſe näher). Nun, nun, man merkt, daß es heute Jahrmarkt iſt! (Eine Uhr im Zimmer ſchlägt zehn Uhr.) Schon zehn Uhr! Nun wird Frau von Lilien nicht mehr lange ausbleiben. (Man klopft.) Herein!

Frau von Lilien (in Reiſekleidern). Guten Morgen, meine liebſte, wertheſte Frau May!

Frau May (ſteht auf und nimmt die Brille ab.) Unterthänige Dienerin! Eure Gnaden haben ſich ſehr frühe aufgemacht. Von Lilienfeld hieher iſt es wenigſtens drei Stunden. Und auf den Stundenſchlag treffen Sie ein. Das heißt Pünktlichkeit!

Frau von Lilien. Ich bin überzeugt, daß Sie meine Aufträge ebenſo pünktlich und genau vollzogen haben.

Frau May. So viel in meinen ſchwachen Kräften ſtand. Eure Gnaden wollen ein armes, verſtändiges, wohlgeſittetes Mädchen in Ihr Schloß, ja an Kindesſtatt annehmen. Das iſt ſchön, das iſt lobenswerth, das wolle Ihnen Gott vergelten! Sie wollten, ich ſolle Ihnen ein ſolches Mädchen vorſchlagen. Allein für mich iſt dieſer Auftrag ſchwer, ſehr ſchwer! Die Sache iſt von großer Wichtigkeit. Ich wollte keinem der Kinder, keinem

der Aeltern weh thun! Ich war deßhalb so frei, Ihnen sieben wackere Mädchen vorzuschlagen, und die Wahl Ihnen zu überlassen. Es sind lauter Kinder aus bedürftigen Familien, die Euren Gnaden schon längst bekannt sind.

Frau von Tilien. Sie haben mir — (ihre Brieftasche herausnehmend) — ein Verzeichniß der Kinder, ihrer Geistesgaben, ihres Fleißes, ihres Fortganges gesendet. Das Alles ist sehr gut. Ich habe selbst der öffentlichen Prüfung in dem Englischen Institute beigewohnt. Die Lehrerinnen haben, so wie die Schülerinnen, ihre Pflicht gethan. Die Kinder haben etwas gelernt; sie sind wohl unterrichtet. Allein das Wissen ist nicht genug. Ich möchte mich überzeugen, daß sie darauf bedacht sind, den Unterricht in Ausübung zu bringen. Alles kommt darauf an, was die Grundgesinnung ihres Herzens und worauf ihr Gemüth gerichtet sey.

Frau May. Das ist es eben, was so schwer zu ergründen ist. Obwohl ich nichts Schlimmes, sondern nur Gutes von den Kindern weiß, so getraue ich mir hier das nicht zu entscheiden.

Frau von Tilien. Ich glaube, es wäre doch zu entdecken. Als ich in die Stadt herein kam und so zwischen den Krämerständen hindurch fuhr, hatte ich einen Einfall, der nicht so übel seyn dürfte. Sie sollen hernach davon hören. Jetzt möchte ich die Kinder zuvor sehen.

Frau May. Sie sind auf dem Zimmer meiner Tochter. Rosalie soll sie Ihnen sogleich vorführen.

(Sie schellt.) Legen Sie indeß den Mantel ab, und nehmen Sie Platz.

Zweiter Auftritt.

Rosalie. Ei, sind Eure Gnaden schon da! Ich wartete immer darauf, Ihre Kutsche vorfahren zu hören. Ich dachte nicht daran, daß Sie zu Fuß sich hieher bemühen würden.

Frau von Lilien. Guten Morgen, liebe Rosalie. Haben Sie die Güte, die Kinder hieher zu bringen.

Rosalie. Es soll den Augenblick geschehen. (Sie geht sich verneigend ab.)

Frau von Lilien. Ich bin sehr begierig, sie zu sehen.

Frau May. Und ich eben so neugierig, welches derselben so glücklich seyn werde, in das Haus ihrer Wohlthäterin, die ihnen und ihren Aeltern schon so viel Gutes erwiesen hat, aufgenommen zu werden.

Rosalie (führt die sieben Mädchen herein und stellt sie in einer kleinen Entfernung in eine Reihe. Eines derselben überreicht der Frau von Lilien einen Blumenstrauß und alle singen ihr zu Ehren das Liedchen:)

Für so viel milde Gaben,
Womit uns Du erfreut,
Nimm Alles, was wir haben,
Wir geben Dir es heut'.

Nicht Gold, nicht Edelsteine,
Nicht Perlen bringen wir,
Nur dieses arme, kleine
Geschenk von Blumen hier.

Doch Gott, Er woll' Dir geben,
Um was für Dich wir fleh'n,
Gesundheit, langes Leben,
Glück, Segen, Wohlergeh'n!

Ja, lieber Gott, Dein Segen
Woll' immer mit ihr seyn!
O führ auf Blumenwegen
Sie einst in Himmel ein.

Frau von Lilien. Schön, sehr schön! Da ihr mich so freundlich begrüßt und beschenkt habt, so kann ich euch mit keinem leeren Dank abfertigen und euch nicht unbeschenkt entlassen. Seht, ich habe euch da etwas mitgebracht. (Sie nimmt aus ihrer Tasche sieben kleine Päckchen, in denen Geld in weißes Papier eingewickelt ist.) Nun, merkt wohl auf, was ich euch sagen werde. Jeder von euch habe ich ein solches Päckchen mit Geld bestimmt. Dafür soll nun jede von euch, was ihr am besten gefällt, auf dem Markte einkaufen. Ihr dürft aber nicht vorher nach Hause gehen und fragen, was ihr kaufen sollt. Ihr selbst müßt ganz nach eurem Sinne wählen. Dann kommt aber sogleich hieher und zeigt mir, was ihr eingekauft habt. Ich will es sehen.

Frau May. Eure Gnaden wollen verzeihen. Ich finde es etwas bedenklich, die Mädchen nach Willkühr einkaufen zu lassen. Das Sprichwort sagt: „Kinder und Narren soll man nicht auf den Markt schicken."

Frau von Lilien. Sehr klug bemerkt! Ich habe das auch schon bedacht. Hört daher, ihr Kinder,

was ich euch noch habe ſagen wollen. Ihr dürft nicht bei den Ständen fremder Kaufleute, ſondern nur bei denen der hieſigen einkaufen. Dabei ſagt, daß ich euch das Geld dazu gegeben habe, und daß ihr mir die eingekauften Waaren zeigen müſſet.

Frau May. Ei ſo! So laß ich mir es gefallen! Das iſt was anders! Eure Gnaden haben den Kaufleuten dahier ſchon vieles zu verdienen gegeben. Hochdero Kundſchaft werden die Leute nicht einbüßen wollen. Die Mädchen werden gewiß gute und nicht zu theure Waare erhalten.

Frau von Tilien. Nun ihr Mädchen, will ich euch nach der Ordnung der Liſte vorrufen und euch euer Geld zum Einkaufen geben! Amalia Berg! Da nimm!

Amalia (verneigt ſich tief). Eurer Gnaden gehorſamſte Dienerin dankt unterthänigſt.

Frau von Tilien. Geh, eile, handle nicht zu lange, laß mich nicht zu lange auf dich warten! Ich habe noch andere Geſchäfte hier. Das, was ich dir ſage, habt ihr alle euch zu merken. — Barbara Knauf! Komm herbei! Da!

Barbara (öffnet das Papier). Ei das iſt viel Geld! Das freut mich! Ade!

Frau von Tilien. Clara Frieck! Komm und nimm!

Clara. Meine Mutter laßt Euch ſchön grüßen! Wenn Ihr mich annehmen wollet, ſagte ſie, ſo erlaube ſie es.

Frau von Tilien. Dorothea Pracht.

Dorothea. Ich küſſe die Hand; ich werde ſchon etwas Schönes kaufen. (Springt eilig fort.)

Frau von Tilien. Emma Eitel.

Emma. Ich habe mir ſchon das Schönſte ausersehen. Ich danke höflichſt.

Frau von Tilien. Fanny Birk.

Fanny. Eure Gnaden machen mich ſehr glücklich. Ich weiß ſchon, was mir am beſten taugt und danke einſtweilen.

Frau von Tilien. Margaretha Treu!

Margaretha. Vergelts Gott!

Dritter Auftritt.

Frau May. Ich bin begierig, was die Mädchen Alles einkaufen werden!

Roſalie. (Man hört draußen einen Kukuk.) Aha! Das iſt ein Spielzeug, das Knaben gekauft haben. Da heißt's wohl: Kukuk — Guckt wohl zu, was ihr einkauft! Von dieſem Einkaufen hängt Vieles ab.

Frau von Tilien. Ich habe ſo meine Vermuthungen, und ich denke, dieſe werden wohl eintreffen. Wenn die Kinder mich nur nicht zu lange aufhalten, und nicht zu lange ausbleiben.

Roſalie. Ich denke, ſie werden bald hier ſeyn. Sie haben, als ich geſtern einiges einkaufte, den ganzen Markt durchſtrichen. Ich ſah ſie bei einem und dem andern Stand truppenweis beiſammen ſtehen und die Waaren muſtern. Jede ſprach, was ihr

am meiſten gefiele, und ſie bedauerten nur, daß es ihnen an Geld fehle, es zu kaufen. Sie werden bald wieder kommen. Hier iſt ſchon eine!

Vierter Auftritt.

Amalia. (Deutſch bürgerlich gekleidet, in Bauerntracht, einen prächtigen Damenhut mit Federn auf dem Kopf, kommt ſtolz herein geſchritten.) Hab' ich nicht gut gewählt?

Frau von Tilien. Was ſoll das ſeyn? Dieſer Hut und dieſe Kleidung paſſen nicht zuſammen. Es iſt thöricht, wenn Jemand ſich vornehmer kleiden will, als es ſeinem Stande gemäß iſt.

Amalia. Da ich nicht zweifle, daß Eure Gnaden mich an Kindesſtatt annehmen und ich ein gnädiges Fräulein werde, ſo hab' ich, was die Kleidung betrifft, von oben mit dem Hute anfangen wollen; die übrigen Kleider werden Eure Gnaden ſchon anſchaffen.

Frau von Tilien. Nun, wir werden ſehen. Geh indeß an deinen Platz, wo du vorhin geſtanden biſt.

Barbara, (ein Geldbeutelchen hoch in der Hand erhebend und damit klingelnd). Ich habe dieſes Beutelchen gekauft, und das übrige Geld hinein gethan.

Frau von Tilien. Sparen, das heißt, das Geld zu beſſerm Gebrauche oder für künftige Nothfälle aufheben — iſt verſtändig und lobenswerth. Aber von dem Gelde gar keinen Gebrauch machen — iſt thöricht und zu tadeln. Dem Geizigen iſt ſein Geld unnütz; es iſt, als hätte er es gar nicht; er iſt

arm, und hätte er auch Kiſten voll Gold. Geh dorthin zu der andern.

Clara (kommt, und hat an einem Arme einen gebackenen Kranz, in der einen Hand eine große Papierdüte, in der andern ein Zuckerbrod, von dem ſie eben herabbeißt.) Ich habe dreierlei eingekauft — da den Kranz — da in dem Papier allerlei Konfekt, und da ein Törtchen. Man ſagt: Alle gute Ding ſind drei; ich aber ſage, alle gute Ding ſind ſüß.

Frau von Tilien. Du haſt das Sprichwort verderbt und wirſt dir den Magen verderben. Mit dergleichen Schleckereien iſt's nichts! Du haſt ſchon zu Hauſe zu eſſen; außer den dazu beſtimmten Tagzeiten ſoll man nichts genießen. Es iſt viel beſſer, anſtatt das übrige Geld zu vernaſchen, ſich etwas zu kaufen, das anſtatt einer augenblicklichen Luſt, uns ein bleibendes Vergnügen macht, oder das nach Jahren uns noch nützlich und brauchbar iſt. Geh dorthin.

Dorothea. (Mit einem Shawl.) Ich habe einen herrlichen Shawl gekauft. Da ſehen Sie einmal, wie prächtig. Es ſind allerlei Hiſtorien darauf abgebildet.

Frau von Tilien. Das iſt kein Shawl, das iſt ein Tuch auf einen Kaffeetiſch. Allerdings iſt allerlei darauf zu ſehen — da ein Knabe, der die Ziegen, und da ein Mädchen, das die Schafe hütet; da ein Mühlknecht, der einen Eſel, und da ein Bauer, der ein paar Ochſen vor ſich hertreibt. Das Tuch kannſt du nicht tragen. Alle Welt würde dich auslachen,

wenn du ſo mit Ochſen und Eſeln geziert daher kämeſt. Geh zu den Uebrigen.

Emma (trägt eine große prächtig gekleidete Docke mit Blumen auf dem Hute, buntem Shawl und langem Schleppkleide mit Bauſchärmeln.)

Roſalie (lachend). Das iſt doch gar zu kindiſch! (Alle Mädchen kichern und lachen.)

Emma (ärgerlich). Nein, nein! Das iſt nicht kindiſch; das iſt etwas zum Studiren, daran kann man die neueſten Pariſer Moden ſtudiren.

Frau von Tilien. Das wären hübſche Studien — um dein eitles Köpfchen vollends zu verrücken. Mit ſolchen unnützen Kenntniſſen und überhaupt mit Vielwiſſerei ſollten alle Mädchen verſchont bleiben. Pack' dich dorthin.

Fanny (kommt mit einem Spiegel). Ich habe, denke ich, den beſten Kauf gemacht. Iſt dieſes nicht ein überaus ſchöner Spiegel in goldenem Rahmen?

Frau von Tilien. Der Spiegel iſt nur gar zu ſchön für dich; mich wundert, wie man ihn für das Geld laſſen konnte.

Fanny. Ich werde ihn aber ſchon recht ſchonen; ich werde ihn an der Wand aufhängen und nur am Sonntag hineinſehen, damit nichts daran verderbe.

Frau von Tilien. Das iſt das Klügſte, was du thun kannſt — nicht um den Spiegel in Acht zu nehmen, ſondern dich ſelbſt vor Eitelkeit und Hoffart. (Sie betrachtet den Spiegel näher.) Das Gold iſt übrigens nicht ächt. Es trifft hier, wie in vielen

Dingen zu, nicht Alles, was glänzt, ist Gold. Geh an deinen Platz.

Margaretha (trägt in einer Hand einen Spinnrocken, an dem mit rosenfarbenem Band etwas Flachs angelegt ist und in dem einige Spindeln stecken; am Arme hat sie ein Strickkörbchen mit Strickgarn; in der Hand hält sie ein Gebetbuch).

Frau von Tilien. Du, mein liebes Kind, hast am Besten eingekauft. Dein Sinn ist auf Beten und Arbeiten gerichtet. Den übrigen steckten blos Tändeleien — Putz, Näschereien und Spielwerk im Kopfe. — Geht jetzt alle ein wenig hinaus — bis ich eine von euch werde rufen lassen.

(Alle sieben Mädchen gehen hinaus, einige sich verneigend, andere aber nicht.)

Fünfter Auftritt.

Frau von Tilien. Nun wollen wir Drei eine gerichtliche Berathung vornehmen. Setzen Sie sich, Rosalie. Es fragt sich: Welchen von diesen sieben Mädchen wollen wir den Preis zuerkennen?

Rosalie. Das bedarf keiner langen Berathung. Er gebührt offenbar der kleinsten, der Margaretha.

Frau May. Gewiß, ohne alle Frage. Sie hat am vernünftigsten gewählt; sie ist die Beste.

Frau von Tilien. So ist es. Rosalie! rufen Sie das gute Kind herein und schicken Sie die übrigen heim. (Rosalie geht.) Es ist doch sonderbar, daß diese Kinder, die doch den gleichen Unterricht genossen, eine so verschiedene Denkungsart haben.

Frau May. Das kommt von dem Beiſpiele außer der Schule. Was der gute Unterricht aufbaut, reißt das böſe Beiſpiel wieder nieder. So iſt es nicht bei der kleinen Margaretha. Ihre Mutter iſt eine recht fromme, fleißige Frau. Sie iſt Wittwe und hat ſechs Kinder, die ſie alle recht gut erzieht. Beten und Arbeiten iſt ihr ganzes Tagwerk.

Frau von Tilien. Wir ſehen ſo, die Kinder müſſen nicht nur in der Schule gut unterrichtet, ſondern auch zu Hauſe gut erzogen werden.

Frau May. Da laſſen ſich draußen wieder Pfeifchen und nun gar Kindertrompeten hören. Das iſt der Jahrmarkt. Es kommt gerade ſo heraus, als würden die leichtſinnigen Mädchen ausgepfiffen. Denn man weiß in der Stadt, welcher Preis einem der ſieben Mädchen beſtimmt ſey. Man ſah die ſechs übrigen, die durchfielen, aus dem Hauſe heraus kommen. Margaretha wird hingegen mit einem Tuſch geehrt.

(Bis Roſalie mit Gretchen hereinkommt, kann draußen die Drehorgel oder eine Harfe oder auch eine Tambourin ertönen.)

Sechſter Auftritt.

Roſalie (führt Gretchen an der Hand herein).

Frau von Tilien. Nun, du liebes Kind, komm her zu mir, und ſag mir doch, wie kamſt du auf den Einfall, den Spinnrocken da zu kaufen?

Margaretha. Wir spinnen zu Hause den ganzen Tag. Meine Kunkel aber ist so alt und baufällig. Sie will nicht mehr recht stehen, und wackelt beständig. Auch ist das Netzgeschirrlein so hoch droben, daß ich kaum hinauflangen kann. Da wünschte ich denn schon lange, daß meine Mutter so reich seyn möchte, mir eine so schöne, neue kleine Kunkel zu kaufen, wie diese da.

Frau von Tilien, (indem sie das Gebetbuch aufmacht). Und wie wußtest du denn dir ein so gutes Gebetbuch ausfindig zu machen?

Margaretha. Meine Schwester hat das nemliche Gebetbuch. Sie hat es in der Prüfung zum Preise erhalten. Es sind sehr schöne Gebete darin; in die Kirche nimmt aber meine Schwester es immer selbst mit sich. Da hatte ich nun eine große Freude, als ich das Buch so schön gebunden erblickte, und das Geld eben noch reichte, es zu bezahlen.

Frau von Tilien. Aber sag' mir nun einmal, liebes Gretchen! möchtest du mit mir nach Lilienthal ziehen und bei mir in meinem Schlosse wohnen?

Margaretha. O mit Freuden! Aber es wird mich hart ankommen, meine liebe Mutter zu verlassen. (Sie fängt an zu weinen, und zieht ihr kleines, weißes Sacktüchlein heraus, und trocknet die Augen.) Die Mutter sagte aber: Das wäre ein großes Glück für dich, wenn du zur gnädigen Frau kommen könntest. Sie ist gar eine gute, fromme Frau; sie würde dir eine zweite Mutter seyn.

Frau von Lilien. Nun, ſo nehme ich dich denn zu meiner Tochter an. Geh jetzt nach Hauſe, ſag es deiner Mutter und komm mit ihr in einer Stunde zu mir in die goldene Krone. Ich habe jetzt noch einiges einzukaufen — für mich und auch für dich zu einer neuen Kleidung. Ich freue mich darauf, die gute Mutter einer ſo guten Tochter kennen zu lernen.

Frau May. Um eine gute Erziehung iſt es doch etwas recht Gutes. Möchten alle Aeltern ihre Kinder ſo gut erziehen und alle Kinder ihren Aeltern ſolche Freude machen!

Ehrlichkeit

geht

über Geld und Gut.

Ein kleines

erheiterndes Singſpiel

in

einem Aufzuge.

Personen.

Major von Wirkenfeld.
Thoms, deſſen Diener.
Wirth und
Wirthin zum goldenen Greif.
Franz.
Klärchen, } deren Kinder.
Fritzchen,
Marie, ein armes Mädchen.
Anton, ihr Bruder.
Schnapps, ein relegirter Student.
Ephraim, ein Schacherjude.
Ein Bärentreiber, nebſt Trommler und Pfeifer und einem Bären.

Der Schauplatz iſt vor einem Gaſthofe auf dem Lande; auf einer Seite wohl im Vordergrunde ein Baum mit einem Tiſche und einem paar Bänken darunter; auf der andern Seite weiter zurück ſieht man einen Theil eines Oekonomiegebäudes; im Hintergrunde das Wirthshaus, von dem die Thüre und ein paar Fenſter ſichtbar ſind.

Erſter Auftritt.

Thoms. Wirth.

Thoms (kommt fröhlich ſingend, mit leichtem, faſt tanzendem Tritt, einen Mantelſack auf der Schulter und die Mütze in der Hand.)

So ſchwer ich auch beladen bin,
Hab' ich doch immer frohen Sinn;
Ein ehrlich Herz hat friſchen Muth —
Und der geht über Geld und Gut.

Wem dieſer fehlt — ſey er auch reich,
Er iſt dem trägen Eſel gleich,
Der ſchwer mit Gold beladen iſt,
Und nichts als Stroh und Diſteln frißt.

Wenn ich ſtets treu und ehrlich bin,
Macht mir mein froher, heit'rer Sinn —
Das Schwerſte leicht, das Bittre ſüß,
Die Wüſte ſelbſt zum Paradies.

Wirth, (eilig aus der Hausthüre kommend). Ah, guten Abend, ſchönen guten Abend! Das iſt ja mein luſtiger Herr Thoms! Das iſt ſchön! Das freut mich! Da wird ſein Herr, der Herr Major, wohl auch nicht fern ſeyn?

Thoms. Erlauben Sie, daß ich zuerſt meinen Mantelſack aufſetze, und Ihnen meine Mütze hier in Verwahrung gebe. (Er übergiebt dem Wirthe den Mantelſack, und ſetzt die Mütze auf.)

Wirth. Schön! ſehr ſchön! Mein werther Herr Thoms hat doch, ſo oft er kommt, einen

andern Schwank. Dieſe verkehrten Reden kommen mir ſehr luſtig vor. Indeß verſtehe ich ſie gar wohl. Es iſt übrigens ſehr klug den Mantelſack mir anzuvertrauen. Es iſt Morgen in dem nahen Städtchen Jahrmarkt. Da kommen allerlei Leute — Ehrliche und Unehrliche — hier durch. Ich werde den Mantelſack gut verwahren. Vorſicht ſchadet nie. — Nun, der Herr Major von Birkenfeld werden uns alſo die Ehre anthun, bei uns einzukehren? Doch übernachten wird er hier wohl nicht; ich weiß ſchon. Er eilt in die Stadt, um in Geſellſchaft guter Freunde, die ſich wegen des Jahrmarkts dort einfinden, einen angenehmen Abend zuzubringen.

Thoms. So iſt's! — Als wir mit unſern Pferden da droben auf dem Berge angekommen waren, ſagte er zu mir: Du, Thoms! Dahinunter geht's verzweifelt ſteil; mit Reiten iſt's da nichts. Er ſpazierte alſo zu Pferd herab, und ſchickte mich mit ſeinen zwei Füßen voraus.

Wirth. Alles hinter ſich für; und doch verſteh ich's. — — Der Herr Major werden hier wohl, wie gewöhnlich, einige Erfriſchungen nehmen, und den Pferden etwas Futter geben laſſen?

Thoms. Verſteht ſich. Er verlangt für ſeine Perſon eine halbe Portion Haber und Heu; den Pferden aber ſoll der Herr Wirth Butterbrod und ein Glas Wein vorſetzen.

Wirth. Nun, das wird den Pferden wohl ſchmecken. Ich eile, ſogleich Alles zu beſorgen.

(Beide gehen in das Haus.)

Zweiter Auftritt.

Schnapps, hernach **Wirth**.

Schnapps. Das iſt ein durſtiges Wetter; vor lauter Durſt geht mir der Rauch zum Munde heraus. Ich muß doch einmal ſehen, wie es mit der Kaſſe ſteht. (Er durchſucht die Taſchen.) Leider ſchlecht! Da iſt überall nichts. Ich kann mich nicht erwehren, an das Liedchen zu denken, das ein wackerer Burſch, mit dem ich ſtudirte, einſt mir zu Ehren verfaßt und mir oft vorgeſungen hat. Ich will es einmal ſingen; vielleicht denkt dann der Wirth, ich beſſre mich — und giebt mir zu trinken.

Das Trinken, Rauchen, Spielen,
Iſt der Verderb von Vielen;
Man ſpricht mit Recht,
Und meints nicht ſchlecht;
Um froh geſund und reich zu ſeyn,
Entſag dem Spiele und dem Wein!

Die von den falſchen Karten
Ein wahres Glück erwarten,
Betrügen ſich
Gar jämmerlich;
Wer auch am Beſten ſpielen kann,
Hat ſelten gute Kleider an.

Die immer vollen Flaſchen,
Die machen leere Taſchen,
Das Sprüchlein fein
Trifft jetzt noch ein:
Im Glas ertrinken noch viel mehr,
Als in der Donau und im Meer.

Das Rauchen ganz verschwören —
Kann man so leicht nicht hören;
Doch fragt ich gern
Nur Eins die Herrn:
Verwandelt nicht des Rauchers Kunst
Viel schweres Geld in Rauch und Dunst?

Wirth (kommt heraus). Bist du auch wieder da, Halunke? Was willst du hier?

Schnapps. Ich bin eben auf dem Wege in die Stadt; ich möchte dort auf dem Jahrmarkte Einiges aufs wohlfeilste einkaufen. Ich habe eine kleine Erquickung nöthig; ich bitte nur um ein Krüglein Bier!

Wirth. Hast du Geld?

Schnapps. Ach, keinen rothen Heller!

Wirth. So bekommst du auch kein Bier. Du bist mir ohnehin noch schuldig; du hast schon seit vier Wochen sechs Maaß Bier bei mir stehen.

Schnapps. Schon vier Wochen stehen sie? Da sind sie wohl sauer geworden. Schüttet sie in den Essig.

Wirth. Bleib' mir mit deinen Späßen vom Halse. Ich habe dich, als du das letzte Mal hier warst, nachdrücklich ermahnt, das Herumstreichen, Trinken und Spielen aufzugeben, und bei ordentlichen Leuten als Hausknecht oder, was es immer sey, Dienst zu suchen. Du hast meinen Rath nicht befolgt; du stürzest dich mit Wissen und Willen in's Verderben. Je nun, da du es nicht besser haben willst, so sey's. Ich weiß dir nichts Weiteres zu sagen.
(Er geht unwillig in das Haus.)

Schnapps. Recht mag er freilich haben, der alte Kauz! Allein es ist doch grob, einem die Wahrheit so unter die Nase zu reiben. Ich bin recht giftig über ihn. Wenn ich ihm — (eine Bewegung mit der Hand machend) — nur Eines geben, oder vielmehr Eines oder das Andere nehmen könnte! Ja, ja; ich muß mein Vorhaben ausführen. Einer meiner vertrauten Freunde sagte mir, dort in dem Stalle befinde sich ein fettes Schwein; er versprach mir sechs Thaler, wenn ich es ihm bringe. Sobald es dunkel wird, hole ich es. So kann ich meine Rache und meinen Durst auf einmal stillen. (ab.)

Dritter Auftritt.

Major, Wirth und **Wirthin**; hernach **Anton** und **Marie.**

Wirth (mit einer Flasche Wein und einem Glase auf einem Teller). Unterthänigster Diener, Euer Gnaden. Nun, das ist schön, daß Sie unser Haus nicht vorbeigehen — obwohl Sie Eile haben.

Wirthin (mit zwei Tellern, auf einem Butter und Käse, auf dem andern Aepfel, sich verneigend). Ihre gehorsamste Dienerin! Wir dachten, Sie werden sogleich hier unter der Linde, Ihrem Lieblingsplätzchen, vorlieb nehmen.

Major. Das ist ja recht schön, daß schon Alles in Bereitschaft ist! — Es freut mich, Sie Beide so wohl und gesund zu sehen. — (Indem er

ſich an den Tiſch ſetzt.) Länger als zehn Minuten darf ich mich nicht aufhalten. (Er legt die Uhr auf den Tiſch.) Es iſt ſchon ſpät; und ich muß heute noch in die Stadt. Der Weg durch den Wald aber iſt ſo ſchlecht, daß es zu Nacht mit den Pferden nicht durchzukommen iſt. (Zu dem Wirthe.) Bringen Sie mir noch eine Bouteille Waſſer, und geben Sie meinem Reitknechte auch einen Schoppen Wein.

Wirth. Augenblicklich. (Er geht in das Haus.)

Wirthin. Je, da kommen ein Paar kleine Spielleute, die wohl auch auf den Jahrmarkt ziehen. Erlauben Euer Gnaden, daß ſie ſich hören laſſen; ihr Geſang gefällt Ihnen gewiß.

Marie und **Anton** (treten hervor; Marie mit einer Zither; Anton mit einem Triangel).

Major. Nun, ihr kleinen Muſikanten, ſo kommt einmal her! Ei ſieh doch, das ſind ja recht artige Kinder, mit recht lieblichen, unſchuldigen Geſichtchen.

Wirthin. Sie ſind auch recht gute Kinder. Ihr Vater, der auch einmal bei dem Militär geweſen und ein geſchickter Spielmann war, iſt todt; ihre Mutter iſt blind. Da ernähren ſie denn ſo ihre arme Mutter mit ihrem Geſang und Spiel.

Major. Mein Gott, wie müſſen deine Menſchen ſich in der Welt fortbringen! — Nun Kinder, ſo laßt euch einmal hören.

Wirthin. Singt einmal euer Liedchen von dem alten General und ſeiner jungen Baſe. Das gefällt dem gnädigen Herrn gewiß.

(Die Kinder ſpielen und ſingen:)

Ihr Leutchen hört, es lebt einmal,
Auf ſeinem Rittergute,
Ein alter, biedrer General,
Ein Mann von edlem Muthe
Und helfen und tröſten, erfreuen und geben,
Dieß war ihm die einzige Freude im Leben.

Ihm ſtarb ſein Sohn, da nahm der Mann
Ein armes Fräulein Bäschen
Aus Menſchlichkeit zur Tochter an —
Die trug ſehr hoch ihr Näschen.
Sie liebte das Gold nur, nur Perlen und Ringe,
Und andere dergleichen vergängliche Dinge.

„Kind, ſprach einmal der graue Held,
Du machſt mir wenig Freude;
Du liebſt nur Tand und Putz und Geld,
Und haſſeſt arme Leute;
Du ſiehſt es, ich altre und werde bald ſterben —
Drum beſſre dich, beſſre dich, willſt du mich erben."

„Doch hör'! jetzt reiſ' ich über Land;
Ich will — hier ſteht die Kaſſe! —
Daß niemals man mit leerer Hand
Den Dürftigen entlaſſe.
Doch jeden ehrwürdigen, alten Soldaten
Beſchenke mir, hörſt du, mit einem Dukaten."

So ritt er fort; im Abendlicht
Hinkt über die Schloßbrücke,
Die Bärenmütz tief im Geſicht,
Ein Kriegsmann an der Krücke.
Der ehrliche Alte ſchien nahe dem Grabe,
Und flehte um eine mildherzige Gabe.

„Pack dich, fuhr ihn das Fräulein an,
Betrunkner Bärenhäuter,
Du alter, unverſchämter Mann,
Mit deiner Krücke weiter.

Sonſt laß ich, du Tagdieb, mit Hunden dich hetzen,
Die mögen dann tüchtig den Balg dir zerfetzen."

„Ha, rief der Mann mit Einem Mal,
Mit Augen voller Blitze!
Sieh her, ich bin der General —
Hier liegen Krück und Mütze.
Ich wollte dein Herz nur, mein Bäschen, erproben —
Doch kann jetzt der Vetter das Bäschen, nicht loben."

„Du kannſt nicht meine Erbin ſeyn —
Du ſollſt mir ohne Säumen,
Und da hilft weder Fleh'n noch Schrei'n,
Die Nacht das Schloß noch räumen.
Denn wer ſich nicht annimmt der leidenden Armen,
Verdient, beim Himmel! auch ſelbſt kein Erbarmen."

(Die zwei letzten Zeilen jeder Strophe werden etwas lauter und ſchneller geſungen, und von der Wirthin und dem Wirth, der mit der Waſſerflaſche kommt, und den Baß dazu ſingt, wiederholt.)

Major, (drückt während des Geſanges ſeinen Beifall durch Mienen und Geberden aus, nebenbei ſtreicht er Butter auf das Brod, ſchälet ein paar Aepfel und ißt und trinkt.) Bravo, bravo! Da muß ich mir an dem alten General ſchon auch ein Beiſpiel nehmen. Da habt ihr wegen des Inhalts eures Liedchens, wegen der guten Art, es vorzutragen, und wegen eurer armen blinden Mutter und weil euer Vater auch Soldat geweſen — einen Dukaten.

Marie (küßt ihm die Hand.) O, tauſend, tauſend Dank!

Anton. O vergelts Gott — tauſendmal.

Marie. O wie wird ſich unſre arme Mutter freuen, wenn wir ihr das Geld bringen.

Thoms, (mit dem Mantelſack aus dem Hauſe kommend). Haber und Heu ſtehen gefattelt, und haben von den Pferden nicht ein Bißlein übrig gelaſſen.

Wirth. Nun, da wird ſich gut reiten laſſen.

Major. Du kannſt doch deine Poſſen gar nicht laſſen.

Wirth. Je nun, dergleichen Scherze machen nur lachen, und preſſen keinem Menſchen eine Thräne aus; dergleichen Späßchen mögen immer paſſiren. Luſtig in Ehren kann Niemand verwehren —

Major. Was bin ich ſchuldig, Frau Wirthin?

Wirthin. Alles zuſammen — für Euer Gnaden, den Diener und die Pferde — einen Gulden ein und zwanzig Kreuzer.

Major. Da haben Sie es in einem Stücke. (Er ſteht auf und giebt ihr eine halbe Krone.) Ich danke für die gute, ſchnelle und billige Bedienung. Leben Sie wohl.

Wirthin. Wir haben verbindlichſt zu danken. Sprechen Euer Gnaden ferner zu, wenn Sie des Weges kommen.,

Wirth. Wir geben uns die Ehre, Euer Gnaden zu begleiten.

Wirthin, (im Abgehen zu Marie und Anton). Ihr Kinder könnet Alles, was der gnädige Herr übrig ließ, verzehren — Brod und Butter, Käſe und Aepfel.

Vierter Auftritt.

Marie, Anton, hernach Ephraim, zuletzt Wirthin.

Anton (ſetzt ſich mit einem Sprung an den Tiſch, nimmt den Reſt eines Stückes Butterbrod und beißt ſogleich davon herab). Nun will ich mirs einmal recht ſchmecken laſſen. Das iſt doch wahr, wenn man hungrig iſt, ſchmeckt ſchwarz Brod, und wenn auch kein Butter darauf wäre, wie Lebkuchen.

Marie, (indem ſie auch an den Tiſch ſitzt und Butter auf das Brod ſtreicht). Der Hunger iſt wirklich der beſte Koch und das beſte Gewürz.

Anton. Dies haben wir endlich zum Beſten, daß dieſer ſchlimme Koch bei uns immer Hans Küchenmeiſter iſt, und daß wir dies gute Gewürz täglich umſonſt haben. Doch — jetzt wollen wir den Käſe mit einander theilen.

Marie. Nein, nein; der ſcheint ſehr koſtbar — den bringen wir der Mutter. Du weißt, ſie ißt nichts lieber, als Käſe; allein einen ſo guten bekam ſie vielleicht ſeit vielen Jahren nicht zu koſten. Ich hätte ihr auch das Butterbrod gebracht, allein Butter läßt ſich nicht ſo lange aufbewahren; er würde, bis wir heimkommen, zerſchmelzen.

Anton. Du haſt Recht. Die ſchönen, rothbackigen Aepfel da wollen wir ihr auch bringen. Indeß will ich mich an den Wein halten. Ein Muſikant — beſonders ein Sänger — hat immer etwas zum Anfeuchten nöthig. (Er greift nach der Flaſche, die von dunkelgrünem, faſt undurchſichtigem Glaſe iſt, und will

trinken.) O weh, da ist ja kein Tröpflein mehr darin. Der vornehme Herr Soldat ist ein rechter Saufaus.

Marie. Pfui, Anton; es ist undankbar, unsern Wohlthäter zu schimpfen. Auch ist eine halbe Maas Wein für einen solchen Herrn, zumal auf der Reise, nicht zu viel.

Anton. Dagegen habe ich nichts; indeß wäre ich mit einem Schoppen zufrieden.

Marie, (schalkhaft lächelnd). Sieh, die andere grüne Flasche da ist noch halb voll. Da kannst du deinen Durst löschen.

Anton. Nun, da will ich einmal einen rechten Schluck thun. (Er trinkt.) Was tausend — das ist ja nichts als Wasser! Geht man denn auch ins Wirthshaus, um Wasser zu trinken? Die vornehmen Leute haben doch allerlei seltsame Gebräuche. — Doch halt, was glänzt da zwischen den Aepfelschalen so schön? Das ist, glaube ich, gar eine Uhr, und noch dazu eine goldene. Hätt' ich nicht geglaubt, daß ich sobald zu einer Uhr kommen würde; die will ich einmal einstecken.

Marie. Wie Anton, du könntest stehlen?

Anton. Das ist nicht gestohlen; das ist gefunden.

Marie. Ja, aber auf der ungekehrten Bank; und von der darf man nichts nehmen

Anton. Da hast du Recht; die Mutter sagt das auch. Dieß ist aber keine ungekehrte Bank, sondern ein ungekehrter Tisch. Da thuts nichts.

Marie. Du bist ein recht muthwilliger Knabe, daß du so daher reden kannst. Die Uhr hat kein

anderer Mensch hier liegen lassen, als der Herr Major, und dem müssen wir sie wieder zurückgeben.

Anton. Ei, der ist reich genug; sein Geldbeutel strotzt von Gold und Silber. Der kann sich schon wieder eine andere Uhr kaufen.

Marie. Nun hab ich's aber genug. — Der gute, gnädige Herr hat uns und unsere arme Mutter so reichlich beschenkt — und du wolltest ihm zum Danke dafür die Uhr stehlen? — Das wäre grundschlecht. Du solltest so etwas nicht einmal denken — noch weniger thun wollen.

Anton. Da, meinst du denn, es sey mein Ernst? Ich mache nur Spaß. Ich möchte die Uhr so wenig behalten, als du. Und damit du siehst, daß ich die Wahrheit rede — so nimm du die Uhr, und gib sie wieder zurück.

Marie (nimmt die Uhr). Nun, das ist brav; ich werde die Uhr schon an den rechten Mann zu bringen wissen.

Ephraim (kommt mit einem Quersacke über der Schulter und einem Reisestab in der Hand herbeigeschlichen). Nu, und der rechte Mann bin ich! An kaan Bessra könnt ihr das Uehrlich bringa. Ich bin grundehrlich, und rasanablicher as ich ist Kaaner. Sag mal an, Scheckselich, was wöllst du für das Uehrlich?

Marie. Ich verkaufe die Uhr nicht. Sie hat schon ihren Herrn; ein vornehmer Offizier hat sie dort liegen lassen. Komm, Anton, wir wollen ihm nachlaufen.

Ephraim. Nu, wer waas, ob du ihn noch kaaſt verwiſcha! — Und glaab mir, der Herr Offizier hat das Uehrlich ſicherlich im Krieg gekrippt, und wird bald wieder ſich ein anderes krippa. (Er betrachtet die Uhr, die aber Marie nicht aus der Hand läßt, mit gierigen Blicken.) Nu, s'Uehrlich wär eba nit ſchoffel. — Waaſch was? Ich geb' dir ſechs Güldich dafür. (Er legt Stab und Querſack eilig auf den Boden, nimmt Geld heraus, und zählt es mit großer Geſchäftigkeit aus einer Hand in die andere Hand.) Nu, ſieh mal, die neue Sechſerlich. Lacht dir bei der Erblicking nicht das Herzlich? Iſt däs nicht viel Geldlich, und ä ſcheens Geldlich? Nu wie, gib mir dei Täpplich drauf und ſchlag ein? —

Marie. Nein, Hebräer; um alle Welt nicht. Wie könnte ich Gottes Gebote ſo gering achten, und die treuen Ermahnungen meiner armen, blinden Mutter ſo in den Wind ſchlagen!

Ephraim, (ſich ſehr mitleidig ſtellend). O weih! O weih! Memmelich iſch arm und blend, kaa nit a Kreuzerlich verdiene; hät nix zu naga und zu beißa? Vor graußer Bedaurniß möcht ich die helle Thränabächlich waana! — Nu, du muſcht ihr helfa in ihrer graußa Noth, und ihr das klana Profitlich zuwenda, zu auer klana Erquicklichkeit.

Marie. Einen ſolchen ſündhaften Gewinn würde meine fromme Mutter verabſcheuen.

Ephraim. Nu, du mußt dem Memmelich nicht ſaga, daß du häſt gemacht ana klana Spekulazion mit anem ehrlicha Jüdlich. Sie wird maana, du

habeſt verdient die Sechſerlich mit deim ſchäna, lieblicha Muſizira. Und wenn d'maanſcht, der Handel mach' dir an Makes auf die Seel' — nu, den will ich über mi nähme. (Er will ihr die Uhr aus der Hand ſchmeicheln.)

Marie. Jetzt kein Wort mehr, du böſer, abſcheulicher Mann. Laß mich! Ich wollte mit meiner Mutter und meinem Bruder lieber Hungers ſterben, als ſtehlen. Ich halte mich an mein ſchönes Lied. (Marie ſingt:)

Ja treu und ehrlich will ich ſeyn,
Um alle Welt nicht ſtehlen.
Und was ich finde, ſey's auch klein,
Mein Lebtag nicht verhehlen.

Ephraim. Nu, ich kann aach ſinga. Ich wölls ämol probira. Meine ſcheene, bewigliche und manierliche Stimm' wird dir gewiß das Herz brecha.

(Er räuſpert ſich und ſingt:)

Ich geb' fürs Uehrlich ſammt der Kett',
Zum Geld dir noch die Spitza,
Die werde taufig ſcheen und nett
Auf deinem Käpplich ſitza.

Marie.

Mein Herz ſei ſtets vom Truge rein,
Die Hand von fremdem Gute;
Dann nur kann ich ſtets fröhlich ſeyn,
Dann iſt mir wohl zu Muthe.

Ephraim.

Nu warte, zu de Spitza, ſchau,
Geb ich dir da die Bändlich;
Aah ſchau nur, wie ſcheen roth und blau —
Krieg' ich ept's Uehrlich endlich?

Marie.

Und Ehrlichkeit macht werth und hold
Im Himmel und auf Erden;
Drum möcht ich nicht um alles Gold,
Je eine Diebin werden.

Ephraim.

Zu Spitza, Bändlich, ſchau mol her,
Kriegſt du däs Perla-Schnürlich;
Nu wagerſt du dich nimmermehr?
Nu krieg ich doch däs Uehrlich?

Marie.

Weit über Gold und Perlen geht
Ein ruhiges Gewiſſen;
Dies nur, dies nur allein beſteht
Und kann den Tod verſüßen.

Ephraim.

Zu Spitza, Bändlich, Perlich geb',
Gott waaß, es is mai Schada,
Ich noch den Zitz — ſo wahr ich leb',
Der wird dich prepper klada.

Marie.

Es dienen Spitzen, Perlen, Band,
Und Zitz von allen Farben,
Den Mädchen nur zur eignen Schand,
Die's ehrlich nicht erwarben.

Ephraim.

Zu Spitzen, Bändlich, Perlich, Zitz
Geb ich noch drai Dukätlich;
Iſt's nu bald gnug — ei jo beim Blitz,
Ich maans dir gut und redlich.

Marie.

Nein, nein, für eitlen Goldes Lohn,
Geb ich nicht meine Seele;
Fern sey, daß ich um jene Kron'
Mich thöricht selbst bestehle.

Anton (zuckt während des Gesanges in den Quersack des Juden, und untersucht, was er darin habe).

Ephraim (bezeigt nach jeder Strophe, indeß blos die Instrumentalmusik spielt, seinen Unwillen darüber, klopft Anton auf die Finger, und sagt ihm nur immer ein paar Worte, als: „Na wie, die Finger von der Putte!" — „Laß seyn, was gehen dich fremde Sachen an? — Du häbst ja kain Geld; du kaafst ja nix! — Ich glaab gar, du häst mir schon ebbes B'schorres gemacht!" Er sucht ihm die Rocktasche und die Westentäschchen aus, und zieht ihn zuletzt bei dem Ohrläppchen von dem Sacke hinweg).

Wirthin, (die während des Wechselgesanges eintrat und unbemerkt zuhörte). Du Jude — geh' mir sogleich aus den Augen. Dir kaufe ich in meinem Leben keine Elle Band mehr ab. Ich kenne mehrere ehrliche Juden; aber du bist keiner von ihnen. Es ist schlecht, daß du das ehrliche Mädchen da zu einem Diebstahl verleiten wolltest. Pack dich weiter.

Ephraim, (die Achsel zuckend). Nu, Ihr seyd eine strenge Fraa; der Handel wär' nicht so bais gemahant giwiesa. (Er packt seine Sachen eilig zusammen, nimmt Stab und Quersack und schleicht fort.)

Wirthin. Du, Marie, hast dich trefflich gehalten. Du bist eine ehrliche Seele. Heute kannst du indeß die Stadt nicht mehr erreichen, um dem Herrn Major die Uhr zu überbringen. Es ist zu

ſpät und bereits Nacht. Sobald aber der Knecht nach Hauſe kommt, will ich ihn dahin ſchicken. Du bleibe mit deinem Bruder indeß hier. Der edle Herr Major läßt deine Ehrlichkeit nicht unbelohnt. (Sie reicht jedem der Kinder eine Hand, und führt ſie in das Haus.)

Fünfter Auftritt.

(Es iſt bereits ziemlich dunkel. Man hört von Ferne Trommel und Pfeife, und die Muſik ſpielt eine Polonaiſe.)

Franz, Klärchen, Fritzchen; hernach **Bärentreiber**, Trommler und Pfeifer, mit einem Bären; dann **Wirth, Wirthin, Marie** und **Anton.**

Franz (kommt aus dem Hauſe geſprungen). Ei, ei! Ein Bär! Da kommt ein Bär! — (In das Haus rufend.) Kinder, kommt alle heraus! Da könnet ihr was Luſtiges ſehen und hören.

(Der Bärentreiber mit dem Bären, Trommler und Pfeifer, kommt zum Vorſchein.)

Klärchen, (eilig aus dem Hauſe kommend). Ei, das iſt ein kurioſer Hund.

Fritzchen. Nein, nein, das iſt ein Kameel, ein Kameel!

Franz. Ihr wißt Alle nichts. Das Thier iſt ein Bär.

Klärchen. Ei ſeht nur! Der Bär hat einen Ring in der Naſe, und eine Kette daran.

Franz. Nicht wahr, du hätteſt den Ring lieber am Finger und die Kette lieber am Halſe, wenn Ring und Kette von Gold wären?

Wirthin. Nun, Ihr polniſchen Herren, ſo macht meinen Kinderchen die Freude, und laßt euer Thier ſchön tanzen.

Wirth. Ja, ja, das thut. Ich bin zwar nicht neugierig darauf, den ſchönen Tanz zu ſehen; allein den Aeltern macht es immer Freude, ihren Kindern Freude zu machen.

Marie. Wir wiſſen ein ſchönes Lied vom Tanz-Bären. Dürfen wir es nicht ſingen?

Anton. Ja, ja, unſer Bärenlied gefällt euch gewiß.

Wirthin. Nun, ſo ſingt. Wir alle wollen nach Kräften mitſingen.

(Während der Bär tanzt, ſingen alle das Lied:)

Ei ſehet doch der Bär, der Bär,
Mit ſchwerem Tritt trabt er daher!
Der Mann dort mit dem Ranzen,
Der läſſet ihn hübſch tanzen;
Die Trommel brummt, die Pfeife quickt,
Wie ſich's zu ſolchem Tanze ſchickt.

Der Bär iſt gar ein faules Thier,
Verſchläft ſein halbes Leben ſchier,
Darum bekommt der Träge
Vom Treiber viele Schläge!
Wollt ihr von Strafen ſicher ſeyn,
Arbeitet brav und lernet fein.

Der Bär, der iſt ein Schleckermaul,
Im Honigrauben gar nicht faul:
Die Bienen, ſich zu rächen,
Mit manchem Stich ihn ſtechen.
Seht, ſolchen ſchmerzenvollen Lohn
Trägt oft die Näſcherei davon.

Der Bär, der brummt ohn' Unterlaß
Im zornigen ergrimmten Baß,
Drum, Kinder laßt euch wehren,
Und brummt nicht wie die Bären —
Sonst fügt man in das Näschen klein
Euch hübsche Eisenringlein ein.

Der Bär, der Bär, der grobe Bär,
Ist naschhaft, faul, und brummt gar sehr;
Drum kann er wieder gehen,
Wir haben g'nug gesehen.
Wir wollen fleißig, mäßig, sein,
Und keine Brummelbären sein.

Wirth (greift, nachdem Tanz und Lied geendigt, in die Tasche). Schön, schön! Da habt ihr ein Trinkgeld.

Bärentreiber. Ick nir nehm. Es schon ist viel Nagt! Für mig Nachtquartier und all drei Kammerad, die zwei Knab und das guter Thier da.

Wirth. Ei, bedanke mich gar schön. Euch zwar will ich gerne über Nacht behalten. Allein wo soll ich den Bären einquartiren? Zu den Pferden oder Kühen? Da könnte er alle zerreißen. Nein, nein, daraus wird nichts.

Wirthin. Da ist ja der leere Schweinstall. Denkst du denn nicht mehr daran, daß wir heute morgens unser Schwein einem Metzger aus der Stadt verkauften, der es auf den morgigen Jahrmarkt schlachten wollte —

Wirth. Richtig, richtig; daran habe ich gerade jetzt nicht gedacht. Nun ihr Herren, sperrt euer Thier in den Stall dort.

Bärentreiber. (Er beſieht den Stall). O gut, viel gut Quartier für das guter Thier! (Er führt, während Trommler und Pfeifer ſich wieder hören laſſen, den Bären in den Schweinſtall. Darauf gehen der Wirth und ſeine Kinder, der Bärentreiber und ſeine Gefährten in das Haus. Indem die Wirthin mit Marie und Anton hinein gehen wollen, kommt der Major).

Sechſter Auftritt.

(Es iſt bereits ſehr dunkel; in dem Fenſter des Hauſes, in dem die weißen Vorhänge herabgelaſſen ſind, wird Licht angezündet.)

Major, Wirthin, Marie, Anton.

Major, (eilig eintretend). Nicht wahr, ich komme ſehr bald und unerwartet wieder zurück? — Verzeihen Sie mir eine Frage, Frau Wirthin! Iſt hier nicht meine goldene Repetiruhr liegen geblieben? Die Uhr hat für mich einen großen Werth, nicht ſo faſt, weil ſie ganz vortrefflich geht, und das Gehäuſe vom reinſten Golde iſt; ſondern weil meine Schweſter, die Gräfin von Eſchenthal, ſie mir zum Andenken gegeben, als ich das erſte Mal in das Feld zog. — Hat ſich die Uhr nicht vorgefunden?

Wirthin. O ja! Die Uhr lag dort auf dem Tiſche unter den Aepfelſchalen verſteckt. Das arme Mädchen da hat ſie gefunden. Ein Hebräer, der des Weges kam, wollte die Uhr dem armen Kinde mit all ſeiner hebräiſchen Beredſamkeit abſchachern und ſetzte ihm hart zu. Das gute Kind blieb aber unerſchütterlich, und beſtand dieſen Kampf als eine Heldin.

Marie (übergiebt ihm die Uhr). Es ist mir eine zweifache Freude, Ihnen die Uhr zurückzustellen — einmal weil es meine Schuldigkeit ist, und dann, weil Sie der Wohlthäter meiner armen Mutter sind!

Major. Die Ehrlichkeit, mit der, du gutes Kind, mir die Uhr wieder zurück stellst, freut mich in der That mehr, als die goldene Uhr selbst. Denn Ehrlichkeit geht über Gold und Perlen. (Er ruft in die Scene.) Thoms, führe die Pferde in den Stall. — Die Uhr, oder vielmehr meine Vergeßlichkeit ist Schuld, daß ich die Stadt nicht mehr erreichen kann. Doch es macht nichts; es ist eben recht. Ihr, lieben Kinder, kommt mit mir herein; und Sie, Frau Wirthin, sorgen Sie für ein gutes Abendessen. Die guten Kinder sollen mit mir speisen. Bei Tische will ich dann überlegen, was ich für die guten Kinder und ihre arme Mutter thun kann. (Alle gehen in das Haus.)

Schnapps (kommt geschlichen). Dunkel genug wär's! (Er lauscht an dem Fenster.) Der Herr Offizier ist mit den Kindern in einem eifrigen Gespräche begriffen. Der Wirth deckt den Tisch, und die Wirthin — ist wohl in der Küche. Die Leutchen da drinnen lassen sich gar nicht einfallen, was da draußen sich zutragen könnte. — Jetzt frisch darüber; das Schwein ist mein. — Der ehrliche, räsonable Mann, der das Schwein bei mir bestellt hat, versprach, außer der Bezahlung, mir noch ein Dutzend Würstchen braten zu lassen, und mir dazu so viel Bier zu geben, als ich auf einen Sitz zwingen kann. Die

Würſte werden mir trefflich ſchmecken! — (Er leckt die Finger.) — noch beſſer aber das Bier. (Er öffnet die Stallthüre und geht gebückt hinein. Drinnen.) Das iſt ein kurioſes Schwein; es hat ja keine Borſten; es iſt faſt ſo zottlich, wie ein Pudel! (Der Bär fängt an, fürchterlich zu brummen.) O weh, o weh, da drinnen iſt der böſe Geiſt leibhaftig. Er hat mich, er erdrückt mich! O böſer Geiſt, lieber, guter, böſer Geiſt, verſchon' mich doch! Ich will alle meine Lebtage nicht mehr ſtehlen. O, o, o! — Das ſind Pratzen, wie von Eiſen! — O Hilfe, Hilfe! Ich bin des Todes.

Wirth (mit ſeinem ſpaniſchen Rohre aus dem Hauſe kommend). Was iſt denn das für ein entſetzlicher Lärm! Giebts Schläghändel? Da geht es ja auf Mord und Tod zu!

Wirthin (mit der Laterne). Ich bin erſchrocken, daß mir die Knie zittern. Nimm dich doch in Acht, lieber Mann, damit dir kein Leid geſchieht. Und ihr, Kinder, bleibt in dem Hauſe, und keines wage ſich heraus.

Bärentreiber (mit einem dicken Knittel). Ick auck dabai ſeyn, wenn was giebt zu das Zuſchlag. Das war Muſik, wie in das Höll; ick will ſchlag dazu das Takt.

Thoms (mit zwei brennenden Kerzen ſeinem Herrn leuchtend).

Major (mit dem Säbel in der Hand.) Wo ſind die Kerle, die mit einander raufen? Ich will ſie auseinander treiben! Ich will Frieden ſtiften und ſie zur Ruhe bringen!

Wirthin (zündet mit der Laterne umher). Ich ſehe nirgends einen Menſchen; woher mag doch der Lärmen gekommen ſeyn?

Bärentreiber (erſchrocken und jammernd). O daß Gott erbarm! Das Stall iſt off, das Bär iſt fort, ick bin kaput. Das Bär iſt mein Pflug, mein Acker, mein Brodvater. Ich bin geſchlagen Mann.

Major. Seht doch zuvor beſſer nach, bevor ihr verzweifelt. Mich dünkt, ich höre dort in dem Stalle ein Gebrumm und ein Gewimmer. Zünde einmal in den Stall, Thoms.

Bärentreiber (guckt in den Stall). O Gottlob! Gottlob! Dank Sie all Gott! Mein Bär, mein Freund, mein Bruder iſt nock da. Aber was ſeh ick? Er hat bei ſick nock ein Kamerad!

Major. Wem mag doch wohl die Luſt angekommne ſeyn, dem Bären im Schweinſtalle Geſellſchaft zu leiſten?

Wirth (in den Stall guckend). Biſt du's, Schnapps, du abſcheulicher Vollſäufer?

Thoms. Nun der verſoffene Kerl hat ſich in dem Schweinſtall das rechte Quartier gewählt.

Wirth (in den Stall hinein rufend). Nicht wahr, du ſchlechter, nichtswürdiger Menſch, du haſt uns das Schwein ſtehlen wollen, das wir, was du nicht gewußt haſt, dieſen Morgen verkauft haben. Aber warte nur, komme nur heraus! Ich will dir den Appetit nach Schweinfleiſch vertreiben.

Wirthin. Ach, er iſt ja ſchon übel genug angekommen! Sucht doch vor Allem den armen,

unglücklichen Menſchen aus den Krallen des Bären zu befreien.

Major. Bärentreiber! Macht Ihr euch daran; Euch kennt das Thier am Beſten.

Bärentreiber. Nick Schad, wenn der Thier frißt das Gerl! Doch, weil Eu'r Gnad befehl, ick das Dieb mack los. (Er kriecht in den Stall. Drinnen.) Betzlein! Du biſt der guter Thier! So, ſo! Nick mehr zornig ſeyn; laß du lauf das Spitzbub.

Schnapps (kommt ganz zerzauſt, krumm und lahm heraus, und fällt auf die Knie nieder). O Pardon! Pardon! Ich will kein Schwein mehr ſtehlen.

Major (betrachtet ihn ſehr aufmerkſam). Himmel, was ſeh ich! Dich kenn' ich ja ſchon von den Zeiten her, da du noch in die Schule gingſt. Du biſt, wie ich eben hörte, in dem Lande umher als ein Trunkenbold unter dem Namen Schnapps bekannt. Dein eigentlicher Name aber iſt Wilhelm Roſenheim.

Wirthin. Was? Einen ſo ſchönen Namen hat der wüſte Menſch!

Major. O, er war auch einſt, was man kaum glauben ſollte, ein bildſchöner Knabe. Sein Vater war ein reicher Kaufmann in meiner Vaterſtadt. Die Erziehung des einzigen geliebten Söhnchens wurde aber ſehr vernachläßigt. Der Vater ſaß den ganzen Tag auf ſeiner Schreibſtube, und die Mutter lebte bloß den Viſiten. Sie ließen den geliebten Sohn ſtudiren; er koſtete ſie ungeheure Summen und lernte — nichts. Er ſpielte, trank und trieb Alles, was ſchlecht iſt. Die Aeltern ließen ſich viel

Geld koſten, manchen Streich von ihm zu vertuſchen. Endlich wurde er dennoch von der Univerſität weggejagt, oder wie man zu ſagen pflegt, relegirt. Beide Aeltern ſtarben, und hinterließen ihm ein noch immer bedeutendes Vermögen. Als er mündig geworden, lebte er nun ganz, wie der verlorne Sohn.

Thoms. Ja, ja, nur mit dem Unterſchied, daß der verlorne Sohn die Schweine hütete, dieſer aber die Schweine ſtehlen wollte.

Major. Richtig! Wie der verlorne Sohn, dem er auch in ſeinem Anzuge gleicht, verſchwendete er den Reſt ſeines Erbtheils durch ein wohllüſtiges Leben. Er hat nicht nur ſein ganzes Vermögen, ſondern auch ſeinen ehrlichen Namen eingebüßt. Er ward ein falſcher Spieler, ein Betrüger; und hat auch falſche Päſſe und Zeugniſſe gemacht. Schon ſeit einiger Zeit habe ich Befehl, ihn von meinen Leuten, wo ſie ihn fänden, aufgreifen zu laſſen, und ihn dem Gerichte einzuliefern. Ganz gewiß wird er nun als Sträfling mit Karrenſchieben, und bei ſchlechter Koſt und dem Waſſerkruge, ſein Leben auf der Veſtung beſchließen. Du, Thoms, bewach ihn dieſe Nacht hindurch. Ich werde ſogleich einen Expreſſen abſenden, mit der Ordre, daß ein Gefreiter mit zwei Mann ihn morgen frühe dahier abhole, und an Ort und Stelle abliefere.

Anton (ruft aus der Hausthüre). Iſt der Böſe, der den Schnapps holen wollte, jetzt wieder fort?

Wirthin. Jetzt, ihr Kinder, dürft ihr alle herauskommen.

Marie, Anton und die übrigen Kinder kommen heraus, und betrachten den Schnapps.

Wirthin. Da könnet ihr sehen, wie es einem Menschen geht, der in seiner Jugend nicht gut thun will — der betrügt und stiehlt. Seht da, wie unglücklich ein solcher Mensch sich selbst macht. Seht da, wie die Unredlichkeit bestraft wird.

Major. Und wie die Ehrlichkeit belohnt wird. Dieses ehrliche Mädchen, das mir unerachtet ihrer großen Armuth die gefundene Uhr da zurück gab, ist, wie ich eben jetzt von ihr vernahm, die Tochter unseres ehmaligen Feldtrompeters, der nicht nur ein trefflicher Musikant, sondern, was noch mehr ist, ein grundehrlicher Mann gewesen. So fällt der Apfel nicht weit vom Stamm. — Ich werde nun darauf antragen, daß meine Schwester, die Gräfin von Eschenthal, in deren Herrschaft ihr Kinder zu Hause seyd, dich, du ehrliche Marie, in ihre Dienste nehme, und in weiblichen Arbeiten wohl unterrichten lasse, damit du einmal eine gute Versorgung findest. Denn das Herumsingen vor den Häusern, wozu euch die Noth zwingt, ist keine anständige Beschäftigung für ein Mädchen. Dich, Anton, will ich ein angemessenes Handwerk lernen lassen, damit auch du einmal dein Brod verdienen kannst. Eurer armen blinden Mutter aber werde ich einen Gnadengehalt auswirken, damit sie indeß, bis ihr sie ernähren könnet, zu leben hat.

Marie. O gnädiger Herr! Wie viele Gnaden haben Sie für uns! Wie danke ich Ihnen!

Unſere arme Mutter wird vor Freuden ganz außer ſich ſeyn.

Anton. Auch ich danke Ihnen, und Gott wolle Ihnen Alles vergelten, was Sie an uns thun!

Wirthin. So kommt man mit der Ehrlichkeit weiter, als mit einem Sack voll Gold. Dieſen unglücklichen Menſchen hier hat ſein Reichthum verleitet, ein Taugenichts zu werden; und ſeine Unredlichkeit bringt Schmach und Schande, und in das größte Unglück. Dieſe armen Kinder aber machen durch ihre Ehrlichkeit ihr Glück — und ihrer Mutter große Freude.

Wirth. Ja, ja, ſo iſt's. Ihr ſeht an den ehrlichen Kindern hier: „Ehrlich währt am längſten", und an dem unehrlichen Burſchen dort: „Untreue ſchlägt ihren eigenen Mann."

Wirthin. Es bleibt dabei! Ehrlichkeit geht über Geld und Gut. Und da Marie und Anton und auch Herr Thoms ſo gut ſingen können, ſo ſingt nun mein Leiblied — das Lied von der Ehrlichkeit. Ich will von Herzen mitſingen, und mein Mann wird den Baß dazu ſummen.

Schlußgeſang.

Eine Stimme.

Ja es bleibt wahr, daß ehrlich ſeyn
Doch noch am längſten währe,
Der Redliche ohn' Trug und Schein,
Im Land ſich reichlich nähre;

Sey's, daß in Noth, der Armuth Raub,
Manch' treue Seele lebe;
Es lebt ein Gott, der aus dem Staub
Die edle Perle hebe.

Alle.

Dir alte, deutsche Redlichkeit,
Dir alte, deutsche Treue —
Dir, huldigen wir alle heut'
Mit Jubelsang aufs neue.
Wir wollen treu, vom Truge rein —
Und alte biedre Deutsche seyn.

Eine andere Stimme.

Untreue schlägt den eig'nen Mann,
Deß Herz von Trug erfüllet;
Es bricht der Tag doch einmal an,
Der seinen Trug enthüllet;
Verachtet stehet er dann da,
Ihn decken Schimpf und Schande;
Ihn fliehen Alle, fern und nah,
Brodlos irrt er im Lande.

Alle.

Dir alte, deutsche Redlichkeit, ꝛc. wie oben.

Eine dritte Stimme.

Wohl, wohl dem Land, wo Herr und Knecht,
Die Großen und die Kleinen,
Nichts lieben, als was wahr und recht,
Es treu und redlich meinen;
Wo Keines jemals Unrecht thut
Des eiteln Goldes wegen,
Da strömt herein, gleich einer Fluth,
Des Höchsten reichster Segen.

Alle.

Dir alte, deutsche Redlichkeit. ꝛc. wie oben.

Die heilige Idda,

Gräfin von Toggenburg.

Ein hiſtoriſches Schauſpiel

in

fünf Aufzügen.

Perſonen.

Idda, Gräfin von Toggenburg.
Heinrich, ihr Gemahl.
Agnes, Gräfin von Kirchberg.
Klara, ihre Tochter, etwa 6 Jahre alt.
Bruno, ein alter Ritter, Burgvogt zu Toggenburg.
Ruprecht, Kämmerling des Grafen.
Rudolph, Leibjäger.
Götz, erſter,
Klaus, zweiter Knappe.
Thekla, Iddas Kammermädchen.
Bertha, Kammerfrau der Gräfin Agnes.
Niklas, der Knabe eines Korbmachers, etwa 9 Jahre alt.

Gefolg von Knappen und Jägern.

Erſter Aufzug.

Ein Zimmer auf dem Schloſſe Toggenburg, nach alterthümlicher Art, ſehr prächtig ausgeziert; im Vordergrunde auf einem Wandtiſchchen ein blühender Roſenſtock, auf dem andern Wandtiſchchen an der entgegengeſetzten Seite ein Schmuckkäſtchen; weiterhin zu einer Seite eine Thüre in Idda's Kabinet, zur andern Seite die Thüre auf den Gang; im Hintergrunde ein großes offenes Fenſter, oben ſpitzig gewölbt; in dem Spitzgewölbe ein Glasgemälde mit den Wappen von Toggenburg und Kirchberg; durch das offene Fenſter ſieht man einige Bergſpitzen, mit Schnee bedeckt und über grüne Tannenhügel hervorragend, im Morgenrothe glühen, das nach und nach ſchwächer wird und gegen Ende des Aufzugs ganz verſchwunden iſt.

Erſter Auftritt.

Idda.

(Sie iſt weiß gekleidet, jedoch ohne Schmuck von Gold oder Edelſteinen; ſie hat den Schleier zurückgeſchlagen und ein großes, rothes Tuch nach Art eines Shawls um die Schulter geworfen; ſie legt, als aus der Kirche kommend, Gebetbuch und Roſenkranz, Schleier und Handſchuh weg und tritt an das Fenſter.) Welch ein herrlicher Morgen! Wie lieblich die Morgenröthe hinter den Tannenwäldern heraufſtrahlt! Und doch kann ich des ſchönen Morgens mich nicht freuen! — Ach, ich bin heute ſo traurig. Zwar wurde es mir in der Burgkapelle etwas leichter, aber jetzt wird es mir wieder ſo ſchwer um das Herz, als läge ein Gebirg darauf! Nur mit Augen voll Thränen kann ich in Gottes ſchöne Welt hinausblicken, die mich ſonſt ſo entzückte. Der reichliche Thau, der dort von

der Tanne tröpfelt, erinnert mich an Thränen; und wenn ich die Berge, die hochroth im Morgenſtrahle glühen, ſo anſehe, ſo iſt es mir nicht anders, als ſähe ich überall Blut! — O Du guter Gott, wenn mir oder den Meinigen ein Unglück bevorſtehen ſollte, ſo wende Du es gnädig ab; oder gieb mir Kraft es zu tragen und lenke es zum Beſten. Dir will ich vertrauen, und mir nicht bang ſeyn laſſen. Die Berge mögen wohl wanken, und die Hügel zerſtäuben — aber Deine Treue, Deine Huld und Erbarmung währen ewig! (Sie tritt weiter vorwärts in den Vordergrund.) O mein Gemahl, wie kannſt du über deine Idda ſo zürnen! — Ach, daß er, der immer vor der erſten Lerche wach iſt, ſich heute noch gar nicht ſehen und hören ließ! Heute, heute, an dem Tage, der mir das Leben und Ihn mir zum Gemahl gegeben, an dieſem zweifachen Feſttage, ſollte er mir doch einen freundlichen Blick — ein gutes Wort geben! (Sie erblickt den Roſenſtock.) Ei ſieh da, Roſen und ſchon zu dieſer Jahreszeit! O gottlob, nun geht mir wieder ein Strahl der Hoffnung auf! Das iſt doch ein Zeichen ſeiner Liebe! — Ja, aber ein bedeutendes Zeichen. Es ſind ſcharfe Dörner an dieſem Strauche; allein dennoch iſt die Roſe die herrlichſte Blume. (Indem ſie eine Roſe abpflückt.) Auf dieſes kommt Alles an — die Roſen aus den Dörnern herauszukriegen, ohne ſich zu verletzen. Dieſe Klugheit gieb mir, guter Gott, und ich bin glücklich. Doch genug — daß mein lieber Heinrich ſich wieder beſann; er bietet ja mir die Hand zu-

erſt, ſich mit mir auszuſöhnen! Dieſen Blumenſtock trug er hieher — und, (indem ſie die Roſe vor die Bruſt ſteckt) — ſo geſchmückt will ich zu ihm eilen!

Zweiter Auftritt.

Idda. Thekla.

Thekla. O gnädige Gräfin, was kann, was ſoll ich Euch ſagen? O ſeht, der Himmel ſelbſt freut ſich des Tages, an dem Idda geboren ward, und kündet dieſen Tag dem ganzen Schweizerlande als einen hohen Feſttag an. O ſo ſchön, ſo heiter, wie der Himmel heute, ſey Euer ganzes Leben — ohne das kleinſte Wölklein! Mein Herz iſt ſo voll der beſten Wünſche für Euch, daß ich ſie nicht vorbringen kann. (Ihr die Hand küſſend.) Gott ſegne Euch — Gott vergelte es Euch, was Ihr an mir gethan habt!

Idda. Gutes Kind! Du biſt ſehr dankbar; du benetzeſt ja meine Hand mit Thränen. Aber ſag mir, wer ſtellte dieſen Roſenſtock hieher?

Thekla. Ich habe ihn, während Ihr in der Kapelle gebetet, als ein Geſchenk für Euch hieher geſtellt. O ich bin entzückt, eine dieſer Blumen an Eurer Bruſt hier zu ſehen! — —

Idda (ſehr betroffen.) Wie? — Du? — Du ſtellteſt dieſe Blumen hieher? Du? — — O weh mir! o ich arme, arme, unglückliche Idda! Doch, (etwas ruhiger) wer hat dir dieß befohlen? — —

Thekla. Ich erſchrecke — ich zittre, beſte, gnädige Frau! Sollte denn dieß ſo gefehlt ſeyn, daß ich Euch dieſe Blumen brachte? Ich bedurfte dazu keines Befehls; mein Herz gebot mir, es zu thun. Ich dachte, Euch damit Freude zu machen, und nichts weniger als Verdruß. Denn ſeht, ich erzog dieſe Blumen ſelbſt. Der Gärtner hatte einen Ableger — ein ſchwaches Reis, das nur wenig Wurzeln hatte, weggeworfen. Ich hob es auf und pflanzte es in dieſen Topf. Ich ſtellte es an ſchönen Tagen vor mein Kammerfenſter an die Sonne; ich nahm es bei rauhen Nächten ſorgfältig herein; ich begoß es täglich — es trieb Blätter und kleine Knöspchen. „Ach, brächte es bis auf unſerer beſten Gräfin Geburtstag Blumen!“ ſagte ich oft, ſehr oft. Mein Wunſch ward erfüllt, meine Hoffnung nicht getäuſcht. Ach, verachtet nun dieſes arme Geſchenk nicht! Bedenkt, jenem weggeworfenen Roſenzweige war ich gleich. Arm — ſchwach — von meinem väterlichen Boden abgeriſſen — eine Waiſe — wäre ich zu Grund gegangen! Ihr nahmt mich auf; Ihr pflegtet meiner ſorgſamer, als ich dieſes Zweiges. O möchte ich auch ſo all Eure Hoffnungen erfüllen, wie dieſes Roſenſtöckchen die meinigen!

Idda. Du erfülleſt ſie; aber ſage, wo iſt mein Gemahl? Hörteſt du ihn noch nicht? — —

Thekla. Er iſt ſchon vor Tagesanbruch auf die Jagd geritten. Er hatte den Jägern befohlen, in der tiefſten Stille aufzubrechen und kein Jagdhorn hören zu laſſen. Seine Pferde ließ er voraus

führen, er ſelbſt ging mit Ruprecht zu Fuße nach. Er wird jedoch, wie Ruprecht ſagte, bei Zeiten wieder zurück kommen.

Idda. Kind, ich danke dir für deine Liebe! Bleibe meine gute Thekla, behalt deine arme Idda lieb — und laß mich allein.

Thekla. Soll ich Euch, da Euer Gemahl doch bald zurück kommt, nicht erſt die Perlenſchnur durch die Haarlocken ſchlingen und Euch Eure goldene Kette nebſt dem Kreuze anhängen?

Idda. Laß das, liebe Thekla! Ich will es ſchon ſelbſt thun.

Thekla. Habt Ihr ſonſt nichts nothwendig?

Idda. In dieſem Augenblicke von der Welt nichts, als eine einſame Viertelſtunde.

Thekla (will ihr die Hand küſſen).

Idda. Nicht ſo — ſo! (Sie küßt ſie auf die Wange.) Du biſt mir ſo lieb, als wäreſt du meine Tochter; denn ſo, wie du, liebt mich kein Menſch in dieſem Schloſſe.

Dritter Auftritt.

Idda.

Auf die Jagd! Heute! So in aller Stille — ohne mir ein Wort zu ſagen — ohne mir einen guten Morgen zu wünſchen — Das iſt nicht gut. Doch, er wird ja bald zurückkommen, ſagte Thekla. So muß ich denn, ſo wenig ich auch den Schmuck liebe, heute dennoch mit den Koſtbarkeiten prangen, die er mir einſt, als ich noch ſeine Braut war, geſchenkt hat.

(Indem ſie das Schmuckkäſtchen öffnet, die Perlenſchnur heraus nimmt, und ſie in die Haare ſchlingt.) Ach dieſe Perlen wecken wehmüthige Erinnerungen ehemaliger glücklicher Zeiten in mir! Sie waren das erſte Geſchenk ſeiner Liebe, das mir damals unbeſchreibliche Freude machte; und nun kann ich ſie ohne Thränen nicht anſehen! (Während ſie die goldene Kette umhängt.) Dieſe Kette iſt nun wohl von Gold; aber doch eine Kette. Ach man ſollte es zuvor wohl überlegen, bevor man ſich für immer feſſeln läßt. (Das goldene Kreuz ſeitwärts an der Bruſt befeſtigend.) Dieſes Kreuz funkelt ſehr ſchön. Mit Freuden empfing ich es einſt aus ſeiner Hand und trug es zur Zierde. Ach, ich dachte nicht, daß er mir ein anderes, ſchwer drückendes Kreuz auflegen würde, unter dem ich noch verſinken werde. Doch — getroſt! Das Kreuz bringt immer Segen. — (Sie nimmt den Ring heraus, und ruft ſchmerzlich und wie von einer Ahnung ergriffen.) Und ach Gott — dieſer Ring! Der Glanz dieſer Steine hat heute etwas Furchtbares für mich! Ich ſehe, in dieſem dunkelrothen Rubin, in dieſem hellen Diamanten, wie vorhin in Thau und Morgenroth, nur Blut und Thränen. — Mir iſt's ſeltſam zu Muthe! Man nennt dieſes, glaube ich, eine Ahnung. Dieſer Ring dünkt mich ein verhängnißvoller Ring; mir ſchauerts, ihn an den Finger zu ſtecken. Mir iſt's ſehr bange; ich muß friſche Luft ſchöpfen! (Sie geht, den Ring zwiſchen den Fingern haltend, an das Fenſter, legt ihn an das Fenſtergeſimſe, und faltet die Hände.) Ach Du guter Gott! Du weißt es, meine Treue, gegen

meinen Gemahl ist lauter wie Gold und fest wie Diamanten; und dieser glutrothe Stein hier in der Mitte ist ein Sinnbild meiner Liebe zu ihm. Ach laß Du meinen Gemahl dieses erkennen, und stelle den Frieden unserer Ehe wieder her!

Vierter Auftritt.

Idda, Klara.

Klara, (ein Kind von etwa sechs Jahren. Sie hat einen Reiseüberzug an, und einen Hut auf; mit beiden Händchen trägt sie ein Körbchen voll Früchte; sie kommt schnell herein und ruft mit lauter Stimme:) Grüß Gott, liebe Base, und schönen guten Morgen, und viel Glück und Gottes Segen zu deinem Geburtstage.

Idda. Gott im Himmel! Ist's möglich! Du Klara? Wie kommst du hieher? Bist Du's — oder dein Engel?

Klara. Sieh, diese Früchte hat meine Mutter dir an den Ufern der Iller gebrochen. Ich kann auch einen schönen Reim dazu:

Ach um Kirchbergs hohe Mauern
Sieht man alle Blumen trauern,
Seit dem Idda nicht mehr dort,
Bäume nur, von Dir gezogen,
Steh'n von schwerer Frucht gebogen,
Schmücken den verwaisten Ort.
Solche Früchte siehst Du hier;
Treue Freundschaft weiht sie Dir.

Idda. Schön, sehr schön! Du hast dieses Reimchen recht gut gelernt; und das sind ja köst-

liche Früchte — und, da mein vaterländiſcher Boden ſie hervorbrachte, und deine Mutter ſie pflückte, mir doppelt werth. Ich danke dir, liebes, holdes Kind. (Sie ſtellt das Körbchen auf das andere Seitentiſchchen, dem Roſenſtocke gegenüber, und küſſet Klara.) Aber wo iſt deine Mutter? Gewiß iſt ſie nicht fern. O komm, komm eilends mit mir, ich muß ihr entgegen! (Sie eilt, Klara an der Hand führend, aus dem Zimmer.)

Fünfter Auftritt.

(Es iſt Niemand in dem Zimmer; man hört vor dem Fenſter einen Raben krächzen, und ſieht ihn dann mit ausgebreiteten Flügeln vor dem Fenſter hin und her ſchweben; er nähert ſich dem Fenſterſimſe, und fliegt mit dem funkelnden Ringe im Schnabel davon.)

Sechſter Auftritt.

Odda, Agnes.

Odda (Agnes umarmend). Sei mir liebſte, beſte Agnes, noch einmal willkommen! Das heißt überraſchen. Ich erwartete dich erſt in drei Wochen! O ſag mir, bin ich wirklich wieder in deinen Armen — oder träume ich?

Agnes (in Reiſekleidern). Mein Mann wurde eilig zu dem Kaiſer gerufen. Da reiſete ich zu gleicher Zeit ab, um auf deinen Geburtstag hier einzutreffen. Mein lieber Otto grüßt dich herzlich; er war ſehr betrübt, daß er nicht, wie er es vorhatte, mit mir hieher reiſen konnte.

Idda. O ich fühle mich so glücklich an deiner Brust, theure Jugendfreundin! Seit ich Kirchberg verließ, sah ich dich nicht mehr! O jene Tage waren doch selige Tage — als wir so auf der Burg zu Kirchberg beisammen saßen, mit einander die Sonne aufgehen sahen, und die herrliche Gegend, in der Ulm liegt, im Morgengolde betrachteten! — (Sie bedeckt, in Thränen ausbrechend, ihre Augen mit dem Taschentuche.)

Agnes. Ach Gott, was ist dir? Nein, das sind keine Freudenthränen, wie diese hier, die mir die Wangen benetzen. O Idda, sag — sag an, bist du glücklich mit Toggenburg? — Wäre es möglich — daß ein Mann die sanfte holde Idda, um die er auf den Knien warb, die da verdiente, eine Königin zu seyn, nur mit einem unfreundlichen Blicke ansehen könnte? — — Ich bin sehr erschrocken. Wenn ich dich unglücklich wüßte, hätte ich keine Freude mehr in der Welt.

Idda. So weit ist es noch nicht gekommen; aber es ist mir ein unaussprechliches Glück, mein Herz in das deinige auszugießen. Doch, ich hoffe, es soll noch alles gut werden. (Sie holt einen Sessel herbei.) Komm, laß uns zusammen sitzen, und so vertraulich mit einander plaudern, wie ehemals in den Gartenlauben zu Kirchberg!

Agnes (den andern Sessel herbei bringend.) Ach, dies können wir vielleicht erst recht heute Abends, wenn die Männer auf die Jagd gehen, oder bei dem Becher von ihren Fehden reden. Sag mir nur geschwind

das Nöthigste; ich muß doch deinen Gemahl auch sehen, und mich noch erst umkleiden.

Idda. Er wird uns nicht sobald stören, liebe Agnes. Er ritt heute schon vor Tags auf die Jagd.

Agnes. Heute — an deinem Geburtstage?

Idda. Nichtwahr, das ist nicht hübsch? Du reisetest so weit her, dich mit mir des heutigen Tages zu freuen, und er wünscht mir nicht einmal einen guten Morgen. Doch, verzeih mir, lieber Gott; ich sollte das nicht so empfindlich nehmen. Die besten Männer haben ihre Launen, und den Frauen ziemt Geduld.

Agnes (sich setzend). Ei, wenn es nichts als Laune ist, so ist es nicht das Schlimmste; aber bisweilen dennoch ein fürchterliches Uebel! Doch rede, liebe Idda, liebt dich dein Mann?

Idda. Ja!

Agnes. Und dich allein?

Idda. Einzig und allein.

Agnes. Ist er eigensinnig — gebieterisch?

Idda. Nein, der gefälligste Mann.

Agnes. Ist er ungerecht — hart gegen seine Unterthanen — stört er den Frieden seiner Nachbarn?

Idda. Von allem dem nicht das Geringste. Er ist in jedem Betrachte ein sehr edler Mann. Sein Herz wäre ein Paradies der Liebe und des Friedens, wenn sich in dieses Paradies nicht eine Schlange eingeschlichen hätte, die unser Beider Glück an der Wurzel abfrißt. Diese Schlange heißt Eifersucht.

Agnes. Das ist schlimm! Doch sey ruhig. Eben diese böse Leidenschaft ist eine Pflanze, die einen guten Grund hat; sie ist ein Beweis, daß dich dein Gemahl sehr — sehr liebe.

Idda. Kann wahre Liebe ohne Achtung, ohne Vertrauen bestehen? Kann Liebe wohnen neben Mißtrauen? Würdiget mich dieses Mißtrauen nicht herab?

Agnes. Freilich wohl! — und ich kann ihn da nicht entschuldigen. Einer Idda zu mißtrauen, der Krone ihres Geschlechtes, die reiner als die Lilie empor blühte — ist zu arg. Aber sag doch, liebste Idda, wie um des Himmels willen kommt dein Mann auf diesen unseligen Einfall, dir zu mißtrauen?

Idda. Ich bemerkte schon in meinen Brauttagen, daß in seiner Brust ein Fünklein Eifersucht glimme. Ein böser Mensch aber wußte seit einiger Zeit her dieses Fünklein zur verheerenden Flamme anzufachen. Es befindet sich hier in der Burg ein Knappe, der bei meinem Gemahl das Amt eines Kammerdiene[illegible]ersieht, Namens Ruprecht. Er ist ein feiner ge[illegible]meidiger Bösewicht, in der Kunst des Schmeichelns ausgelernt, und ein schlauer Verführer der Unschuld. Mir selbst wagte er schändliche Anträge zu machen. Mit einem Blicke voll Verachtung stieß ich ihn von mir. Seitdem hat sich seine strafbare Liebe in den bittersten Haß verwandelt. Das Zutrauen meines Gemahls besitzt er ganz, und benützt es, um ihn gegen mich aufzubringen.

Agnes. Aber warum haſt du deinem Manne nichts davon geſagt und den Heuchler entlarvt? Doch! ich kenne meine Idda! Du fürchteteſt, dein Gemahl möchte in ſeinem Grimm den Böſewicht ermorden.

Idda. Das hätte er auch ſicher gethan! Allein höre weiter. Ein anderer Diener, Namens Rudolph, iſt erſt ſeit ein paar Monaten der Leibjäger meines Gemahls. Er ſcheint ein guter Menſch, der für ſeine Herrſchaft durch's Feuer ginge. Er iſt wegen ſeiner Jagdkunde meinem Gemahl ſehr werth — und gegen mich voll Ehrfurcht und Dienſtbarkeit. Ich wollte darauf ſterben, daß nie ein unedler Gedanke in ſeine Seele kam. Uebrigens hat er keine vorzüglichen Geiſtesgaben, und den Fehler, daß er, gleich einem eiteln Mädchen, den Putz liebt. Ruprecht, der Kämmerling beneidet ihn um die Gunſt des Grafen, und ſucht ihn um den Dienſt zu bringen. Ich nahm den guten Menſchen ſchon einigemal gegen Ruprechts falſche Beſchuldigungen in Schutz; deßhalb haßt Ruprecht ihn noch mehr; und aus Haß gegen mich, legt der Böſewicht es auf das Uebelſte aus, daß ich mich des Verläumdeten annehme, und benützt die Eiferſucht des Grafen, die er kennt, mich zu verderben. O Agnes, ſo niedrig denkt mein Gemahl von mir, daß er erblaßt, wenn der arme Rudolph mir bei der Tafel ſich tief verneigend auf blankem Teller den Becher mit Wein reicht.

Agnes. Gott wird die ſchwere Wolke des Wahnſinns, die den Verſtand des Grafen verfinſtert,

zerſtreuen, und die Liebe zu dir wird mit erneutem Glanze hervorſtrahlen.

Idda. Gott gebe es! Aber höre nur noch Eines. Geſtern nach Tiſche ritten wir aus. Mein Pferd wurde nahe an einem fürchterlichen Abgrunde ſcheu. Ich war ſehr erſchrocken. Rudolph war augenblicklich und vor allen andern Dienern herbeigeeilt, hatte das Pferd am Zügel gefaßt und es zum Stehen gebracht. Ich war überzeugt, er habe mir das Leben gerettet und dankte ihm freundlich. Darüber ward der Graf ſo aufgebracht, daß er geſtern Abends kein Wort mehr mit mir redete, und nicht einmal heute morgen ſich nur einen Augenblick vor mir ſehen ließ, mir zu meinem Geburtstage Glück zu wünſchen. Du glaubſt mir, liebe Freundin, ich ehre in Rudolph blos den treuen Diener, weiter nichts. Aber das Mißtrauen meines Gemahls — ach das ſchmerzt mich unſäglich. Heute ſtand ich beſonders ſchwermüthig auf. Ach, Agnes, ich fürchte, irgend ein großes Unglück ſteht mir bevor! — (Sie ſteht auf und ſinkt Agnes, die auch aufſteht, an die Bruſt.) O was iſt es doch um eine treue Freundin, in deren Bruſt man ſein ganzes Herz ausgießen kann! Gott hat dich mir als einen Troſtengel hieher geſandt.

Agnes. Liebe, liebe Idda! Ach wer hätte an deinem Hochzeittage gedacht, daß es ſo kommen würde! Doch, denk an mich, du wirſt noch glücklich werden.

Idda. In der That, jetzt bin ich nicht glücklich! Manche arme Söldnerin, die dieſe prächtigen

Zimmer betritt, staunt diese Wände, diese Tapeten, diese Teppiche ehrfurchtsvoll an, und preist mich glücklich — und ich, wenn ich unter ihr niederes Strohdach komme, preise das arme Weib glücklich. Unter ihrem Dache wohnt doch Ruhe, gegenseitiges Vertrauen, Eintracht und süßer Friede. — und diese machen den Mangel reich, den irdenen Krug zu lauterm Gold, die Hütte zum Palaste, und die kleine daran stoßende Wiese mit der ungekünstelten Hecke und den wenigen Obstbäumen zum Paradiese. Wo Liebe wohnt, ist Seligkeit. Mangel an Herzlichkeit, an Eintracht, an Zutrauen macht ein Schloß zum goldenen Kerker.

Agnes. Ach wir finden das Paradies auf Erden nirgends, als in unserm Herzen — oder wo wir es selbst hinbringen!

Siebenter Auftritt.

Thekla, Klara, Vorige.

Thekla (Klara, die ihr Reisekleid abgelegt hat, an der Hand führend). Der Graf kommt!

Idda. O könnte ich doch schnell jede Spur von Thränen aus meinem Angesichte vertilgen! Und sieh da — bald hätte ich ein Versehen gemacht, das in seinen Augen unverzeihlich wäre! Ich habe, von Klara überrascht, meinen Mählring anzustecken vergessen und ihn dort auf dem Fenstersimse liegen lassen. Wenn er den Ring nicht an meiner Hand erblickte, so hielt' er dieses für eine höchst strafbare Gleichgültigkeit. (Sie eilt an das Fenster, und schlägt

die Hände zuſammen.) O Gott im Himmel, was iſt das? Der Ring iſt nicht da — was ſoll ich nun anfangen?

Agnes. Du warſt dieſen Morgen etwas zerſtreut, liebſte Idda. Komm, ich will dir den Ring ſuchen helfen. (Sie ſucht an den Orten, die ſie nennt.) Du legteſt den Ring vielleicht dort auf eines der Tiſchchen — oder ließeſt ihn auf den Boden fallen — oder — (indem ſie das Schmuckkäſtchen öffnet) — er ſteckt wohl gar noch in dem Käſtchen.

Idda. O nein, nein! All dein Suchen iſt vergebens. Ich weiß es gewiß, ich legte den Ring hieher — hier an dieſe Stelle. Und nun iſt er mit einem Mal wie verſchwunden.

Agnes. Klara, haſt vielleicht du ihn genommen, und in deiner kindiſchen Einfalt den glänzenden Ring für ein willkommenes Spielzeug angeſehen?

Klara. O nein! Ich habe gar nichts von einem Ringe geſehen.

Agnes. Oder hat Thekla ihn wohin gelegt?

Idda. Nein, nein! Kein Menſch kam an das Fenſter. Das iſt ſo gewiß, als wir hier ſtehen. Es iſt mir unbegreiflich, wo der Ring hingekommen. Der ärgſte Waghals könnte nicht hier herauf klettern; dieſe Mauern ſind zu ſteil und zu hoch. Es wäre unmöglich! Und der Wind kann den Ring doch auch nicht weggeblaſen haben, zumal ja kein Lüftchen weht. Wo ſoll er nun ſeyn?

Thekla. Ich fürchte, ein böſer Geiſt habe den Ring entwendet, um Unfrieden in Eurer Ehe anzuſtiften.

Agnes. Pfui, Thekla, sey nicht abergläubisch.

Idda (die Hände ringend.) Gott hat mir eine schwere Prüfung zugedacht. Er gebe mir Kraft, sie zu bestehen!

Achter Auftritt.

Graf von Toggenburg, Vorige.

Graf, (in Grün *) mit Gold gekleidet, Schwert und Jagdhorn zu beiden Seiten, ein Baret mit hohen Federn auf dem Kopfe. Ohne Idda anzusehen zu Agnes:) Guten Morgen, Frau Agnes! Hab' es eben vernommen, daß ihr hier seyd, und eilte auf die Nachricht sogleich von der Jagd zurück in das Schloß. Ihr konntet gestern unsere Burg nicht mehr erreichen, und bliebt im nächsten Dorfe über Nacht. Nun, willkommen in Toggenburg. Was macht Freund Otto von Kirchberg? Wie gefällt's ihm am kaiserlichen Hofe? — Was, auch Klara ist hier? Nun, du bist recht gewachsen, seit ich dich das letzte Mal gesehen! — Aber wie! Ihr seyd ja alle so erschrocken, was giebts, was habt Ihr? Komme ich zur Unzeit? Habt Ihr Geheimnisse mit einander abzumachen? — Du Idda, hast ja gar geweint! Nun, da wird es, in Gegenwart des Dienstmädchens und des Kindes hier, hübsch über den Gemahl losgegangen seyn. Doch, was ihr mit einander verhandelt, sind keine gewöhnliche Weiberklatschereien. Euren Blicken, euren zerstörten Mienen nach muß

*) oder auch Scharlachroth

etwas Außerordentliches vorgegangen seyn. Sagt einmal an, was ist es?

Klara (kindisch plauderhaft). Base Idda's Ring ist nicht mehr da, und wir wissen nicht, wer ihn hat.

Graf, (höchst betroffen, Idda's linke Hand fassend, ernst und feierlich). Idda! Was ist das? An dem Gedächtnißtage unserer Vermählung erblick' ich den Ring nicht an deinem Finger? So gering achtest du die Gabe meiner Liebe, das Sinnbild unseres ewigen, unauflöslichen Bundes, daß du den Ring an diesem Tage nicht einmal an den Finger steckteſt? Wo ist der Ring? Ich denke nicht, du habest ihn weggegeben? Das wolle Gott nicht! Ich bitte dich, sag nein!

Idda. Nein! Wie können aber so arge Gedanken in deinem Herzen entstehen? Wie könnte ich diesen Ring weggeben?

Agnes (wohlmeinend und ernstlich warnend). Graf Heinrich! quält Eure edle, treue, himmelreine Hausfrau nicht mit solchen sündhaften Vermuthungen!

Graf. Nun wohl! Idda, gieb mir den Ring, und ich will mich zufrieden geben. Du sollst ihn aufs neue aus meiner Hand erhalten! Ich bitte dich — ich befehle dir — gieb, gieb, gieb mir den Ring!

Agnes. Idda legte den Ring vor einigen Minuten dort auf das Fenstersims. Und, was sie gewiß weiß — keine Seele kam dahin. Als sie den Ring wieder nehmen und anstecken wollte — war er fort.

Graf. War er fort! — Und mit ſolchen abgeſchmackten Mährchen für alte Weiber gedenkt ihr einen Mann abzuſpeiſen? — (Mit dem Fuße ſtampfend.) — Tod und Verderben! Doch — doch — (bebend und zitternd vor Zorn) — macht mich nicht wahnſinnig.

Agnes. Macht wegen des vermißten Ringes keinen ſolchen Lärm.

Klara. Meine Mutter hat Ringe genug, ſie kann der Baſe Idda einen andern geben. Nicht wahr Mutter, das thuſt du gern?

Agnes. Faßt Euch, Graf Heinrich! Wie oft geſchah es, daß etwas verlegt wurde? Der Ring muß, der Ring wird ſich wieder vorfinden. Er kann ſich nicht außer dieſem Zimmer befinden.

Graf (etwas ruhiger). Das gebe Gott! — (Mit geſpanntem Blicke auf Idda.) Idda, Idda, du ſchaffſt mir alſo den Ring. Ich gebe dir eine Stunde Zeit, ihn zu ſuchen. Eher kommt mir keine von euch aus dieſem Zimmer. Ruprecht ſoll mir an der Thüre ſtrenge Wache halten. (Spottend.) Findet ſich aber der Ring, der noch vor einigen Minuten im Zimmer war, und nicht aus dem Zimmer gekommen, nicht vor — (wüthend) dann, o dann, wehe dir Idda! Es wäre dir beſſer, nicht geboren zu ſeyn! (Er geht eilig ab. Vor der Thüre hört man ihn noch rufen:) Ruprecht! Ruprecht! Komm! Eilends komm! Bewache die Weiber! Wenn eine — welche es auch ſey — über dieſe Schwelle heraustreten will — ſo ſpalte ihr mit deinem Schwerte den Kopf. Wenn jemand, wer es auch ſey, über dieſe Schwelle

hineindringen will, so stoß ihn ohne weiters nieder. Das ist mein Befehl.

Idda. Ach, Agnes — (sich ihr in die Arme werfend) — ich bin verloren! Gott erbarme sich meiner!

(Der Vorhang fällt.)

Zweiter Aufzug.

Dichter Wald, gegen den Hintergrund eine große Eiche, unter der ein Felsenstück liegt.

Erster Auftritt.

Niklas, ein Korbmachers Knabe. Er klettert von der Eiche herab, tritt auf den Felsen, und springt von da herab auf den Boden.

Da steh ich wieder auf ebener Erde! Allein ich bin umsonst hinaufgeklettert auf den hohen Eichbaum da! Ich glaubte, die jungen Vögel schon zu haben; als ich aber hinein langte in das Nest — purr — da flogen sie davon! Aus Aerger faßte ich das Nest, und warf es über den Baum herab. Da liegt es! — (Er hebt das Nest auf und betrachtet es.) Es ist doch zum Erstaunen, wie die Vögel das Nest so zusammen bringen konnten! Es ist, als wenn sie zu meinem Vater in die Lehre gegangen wären, und das Korbmachen gelernt hätten. Ja, sie sind noch viel geschickter als mein Vater. Ohne Hände, mit Maul und Füßen brächte er kein solches Nest

zuſammen; die Vögel haben keine Hände, und können dieſe Kunſt, ohne ſie gelernt zu haben. Wie wunderbar iſt doch Gott in Allem, auch dem Geringſten ſeiner Geſchöpfe! — (Er ruft mit Verwunderung und Erſtaunen:) Aber ſieh, ſieh, was funkelt da ſo ſchön in dem Neſte! Beim Blitz, was iſt das? Das iſt ja, glaub' ich, gar ein Ring? (Er nimmt den Ring heraus.) Ja ſo iſt's! Ei, Ei! der glänzt ja wie die aufgehende Sonne — und der rothe Stein darin wie das Morgenroth — und die weißen hellen Steinlein umher gleichen den Thautropfen, die am Morgen auf Gras und Blumen liegen, und alle Farben ſpielen. Nun bin ich doch nicht umſonſt auf den Baum hinaufgeſtiegen. Mag leicht ſein, daß der Ring mehr werth iſt, als die jungen Raben, die mir entwiſchten, beide miteinander.

Zweiter Auftritt.

Jäger Rudolph, Knabe.

Jäger, (nach alter Art mit Lanze, Pfeil und Bogen bewaffnet, einen jungen Raben auf der Hand, zu Niklas). Wo haſt du das Neſt da her, Bube? Warte, du Waghals! Hals und Bein hätteſt du brechen können. Mir hat es gegraust, als ich dich ſo zu oberſt auf der Eiche da ſah.

Knabe (weinerlich.) Ich — ich will nicht mehr hinaufklettern.

Jäger. Und was gehen dich die Vogelneſter im Walde an? Was unterſtehſt du dich, das Vogelneſt da zu zerſtören, und die Jungen aus

ihrer Wohnung zu vertreiben? Die Vögel leben auch gerne — alle, auch die Raben, sind Gottes Geschöpfe, und dem Menschen nützlich. Da fing ich einen der Vögel, als er so ängstlich umher flatterte, auf. Du aber verdientest, daß ich dich brav abpeitschte vom Kopfe bis zu den Füßen.

Knabe. O ich bitt Euch, thut mir doch nichts zu Leid. Ich will kein Vogelnest mehr ausnehmen.

Jäger. Aber, was hast du denn da, das so glänzt? Einen Ring mit Steinen? Wo hast du den Ring her, Knabe?

Knabe. Da in dem Neste hab' ich ihn gefunden!

Jäger. Ich glaube, du hast ihn gestohlen, Bube? — und da komm nur mit! Du mußt in das Gefängniß.

Knabe. O laßt mich doch gehen! Ich habe den Ring gewiß — gewiß nicht gestohlen.

Jäger. Nun höre einmal, mein lieber Knabe, wir wollen es so machen. Ich will dir nichts thun, und dich gehen lassen. Du giebst mir aber den Ring, der dich doch nichts hilft, und ich gebe dir da den Vogel. — Willst du?

Knabe. Meinethalben! Der Vogel freut mich mehr, als der Ring. Da habt ihr den Ring — gebt mir den Vogel. So! Jetzt trag ich ihn nach Hause, und da muß ihm mein Vater die Zunge lösen, und dann richte ich ihn ab, und dann muß er den ganzen Tag schreien: Spitzbub! Spitzbub! O du Spitzbub! (ab.)

Dritter Auftritt.

Jäger.

Sonderbar! Bei jedem der letzten Worte des Knaben ging mir ein Stich durchs Herz. Es war mir nichts anders, als wiederhallten sie da in meinem Innersten — als rief da drinnen etwas leise nach: Spitzbub! Spitzbub! Wäre der Knabe nicht so unschuldig — ich müßte glauben, er hätte mit den Worten auf mich gezielt! — Und wenn ich's recht betrachte, so hat der Junge Recht. Er hat in's Schwarze getroffen, ohne vielleicht zu zielen. Ehrlich ist's einmal nicht, daß ich ihm den Ring so abschreckte und abschmeichelte. Der Ring hätte vielleicht den armen Vater des Knaben aus aller Noth heraus reißen und ihn mit Weib und Kindern glücklich machen können. Wahrhaftig, ich sollte ihnen den Ring zurückgeben! — (Betrachtet den Ring.) Aber der Ring ist so schön. (Indem er ihn anſteckt.) Zwar für den Goldfinger ist er zu enge, aber an den Kleinsten geht er zur Noth hin. Wie herrlich er da meine weiße Hand ziert! Wie das blitzt und funkelt! — Ich kann dem armen Mann von Zeit zu Zeit etwas Gutes thun — ihm einen Schiebkarren voll Holz zukommen lassen, oder ihm einen Hasen in die Küche jagen — da meint er Wunder, was er habe. — Und recht betrachtet hat der Knabe so wenig Recht auf den Ring, als ich. — Aber sollte ich nicht nachspüren, ob der Ring nicht sonst Jemand gehöre? — Ei warum nicht gar! Das

mögen die thun, die ihn verloren haben. Geſtohlen habe ich ihn einmal nicht. Das haben die Galgenvögel da droben gethan. Doch, halt — halt! — wie komme ich da auf die Galgenvögel? Horch, wie ſie krächzen! wie das böſe Gewiſſen! — Es iſt mir doch nicht wohl bei dem Ringe! Der unſchuldige Knabe dort, und die ſchwarzen Vögel da droben, und das böſe Gewiſſen da drinnen ſagen mir: „Thu nichts Böſes.“ — — Aber, ich bin ein Thor! Der Knabe war ja voll Freude über den Vogel, und die Vögel da droben ſchreien nur um ihre Jungen, und was das Gewiſſen betrifft? — je nun, da bin ich wohl zu ängſtlich. — Komm, ſchöner Ring von rothem arabiſchen Golde, mit den funkelnden Steinen! — Da ſteck du! Habe ich doch ſchon ſo viel darauf verwendet, zierlich gekleidet, Grün mit Gold, einher zu gehen. Gerade dieſes, ein ſchöner Ring — fehlte noch. Da werden die Leute Augen machen, wenn ſie den funkelnden Ring erblicken! „Rudolph“, werden ſie ſagen, „iſt doch der ſchönſte Knappe in der ganzen Grafſchaft Toggenburg — und gekleidet iſt er, und einher tritt er, wohl faſt ſo prächtig, wie der Graf.“

Vierter Auftritt.

Ruprecht, der Kämmerling; der Jäger.

Kämmerling. Biſt du's, Rudolph? Was machſt du ſo allein hier? Eben haben ſie einen Hirſch erlegt. Alles iſt voll Freude. (Die Waldhörner ertönen in der Ferne.) Hörſt du die Waldhörner! — Aber,

als wir alle zuſammen kamen bei dem erlegten Thier — da fehlte unſer Herr. Wir gingen auseinander, ihn zu ſuchen. Weißt du nicht, wo er iſt?

Jäger. Ich vermißte ihn ſchon früher, und ſuche ihn ſchon länger; ſonſt wäre ich wohl nicht von dem Hirſche weggeblieben. Wenn der gute Herr ſich nur hier in dem wilden Walde nicht verirrt hat! In dieſem Revier herum muß er ſeyn; hieher zu ging er. Aber ob er ſich rechts oder links geſchlagen, das weiß ich nicht. Ich ſehe auch keine Spur da im thauigen Graſe. (Er geht auf den Boden blickend umher in den Hintergrund.)

Kämmerling (für ſich). Welche Entdeckung! Wenn mich meine Augen nicht trügen, ſo trägt der Burſche den Ehering der Gräfin an dem Finger. Doch ſachte — ſachte — erſt muß ich meiner Sache gewiß ſeyn.

Jäger. Da herum ſieht man keine Spur von dem Fußtritte eines Mannes. Nur ein Knabe lief über den Weg. Wir müſſen uns anders wohin wenden. Wo ſoll ich hin? und welchen Weg wollt Ihr nehmen?

Kämmerling, (den Jäger mit ſüßer Freundlichkeit betrachtend). Aber, wie Ihr doch da ſteht, Rudolph — geputzt, wie ein Bräutigam — ſchön und zart, wie ein Prinz! Ei, ei! Die ſchönen gelben Haare, die rothen Wangen, die grüne Jacke mit Gold, die ganze Kleidung ſo nett und zierlich! Wahrlich, Eure Schönheit blendet mich ganz. Ihr ſeyd ein glücklicher Junge; Ihr dürft nur ſagen, welche

unter den Töchtern des Landes ihr wollt, und — wenn Niemand Einreden thut — so ist sie heute noch Eure Braut. Und was sehe ich — da steckt ja, glaub' ich, gar schon der Mählring? Der Ring hat sicher was zu bedeuten!

Jäger. O ganz und gar nicht. Er ist nur so zur Zierde.

Kämmerling. Ja, das ist wahr, schön steht Euch der Ring. Es ist eine Pracht! Wie, laßt mich ihn nur ein wenig näher beschauen. Laßt nur, ich nehme ihn Euch ja nicht.

Jäger (giebt ihm den Ring). Da beschaut ihn einmal, und sagt mir, wie er Euch gefällt? Meint Ihr, die Steine und das Gold seyen gut?

Kämmerling. Freilich ist Alles gut! Der Ring ist in der That ein kostbares Kleinod. Ihr macht unserer Herrschaft Ehre. Der Graf und die Gräfin werden ganz stolz darauf seyn, einen so schön geputzten Diener zu haben. Den Ring müßt Ihr recht aufheben. Der ist viel werth. Ihr dürft ihn aber nur an hohen Festen tragen. Heute einmal darf er Euch nicht vom Finger kommen; denn Ihr wißt, was wir heute für ein Fest auf der Burg haben — das Geburtsfest der gnädigen Gräfin. Aber woher habt Ihr den kostbaren Ring denn bekommen? Mir dürft Ihr's schon sagen — ich bin ja Euer guter Freund.

Jäger. So will ich's Euch anvertrauen. Aber sagt es doch nicht weiter; ich lasse es nicht gerne bekannt werden, daß ich ihn nicht gekauft habe.

Der Ring — Ihr dürft es nun glauben oder nicht — steckte in dem Rabenneste, das dort liegt. (Man hört die Waldhörner.) Aber nun laßt mich — hört Ihr — es ist Zeit. (ab.)

Fünfter Auftritt.

Kämmerling.

Es ist wahrhaftig der Mählring der Gräfin. Die Inschrift: „Heinrich von Toggenburg" und die Jahrzahl „eintausend, einhundert und acht und siebenzig" lassen keinen Zweifel mehr übrig. — Aber, ob die Gräfin wohl dem Einfaltspinsel den Ring gab? Das mag ein Pinsel glauben, wie der einfältige Jäger, oder ein Verrückter, wie der eifersüchtige Graf. Ich nicht. Indeß ist das Geschichtlein mit dem Ringe köstlich; es kommt mir eben recht in den Wurf. Das soll entscheiden! — Lange schon bin ich, wie der Vogel auf dem Zweige. Die Gräfin haßt mich, und der Graf scheint mich nicht mehr zu lieben. Ich suchte das Feuer der Eifersucht in seinem Herzen zu entflammen — ich machte ihm die Treue der Gräfin verdächtig, mich an ihr zu rächen. Das Gift frißt auch in seiner Seele um sich; das weiß ich. Aber so ganz traut er mir doch nicht mehr; manchmal schaut er mich mit einem Blicke an, der mir durch die Seele geht, und den ich kaum ertragen kann. Doch — doch — mein lieber, guter Graf, bisher habe ich, indem ich Euch dergleichen Vermuthungen in den Kopf zu setzen suchte, nur so in den Tag hinein gelogen. Nun aber kann ich

meinen Lügen einen Anſtrich von Wahrheit, und meinen leeren, hohlen Worten Gewicht geben. Nun wird der eiferſüchtige Thor glauben, daß ich richtig geſehen; er wird mich aufs neue für einen ſchlauen Kopf, für ſeinen treueſten Diener halten. — Und Ihr, meine theure, meine tugendhafte Gräfin, nun ſollt Ihr erfahren, daß man mich — mich nicht ungeſtraft verachtet. Wie ſtolz, wie hoch ſtand ſie da, als einmal der Herr auf ein fernes Turnier reiſete, und ich, unter dem Vorwande, ich ſey krank, zurückblieb, und ihr leiſe etwas von der geheimen Flamme entdeckte, die mein Innerſtes verzehrt. Mit welchem Ernſte, mit welchem zernichtenden Blicke ſagte ſie zu mir: „Hebe dich von mir, Satan!“ Zitternd ſuchte ich die Thüre. O, ſo groß vorhin meine Liebe gegen ſie war, ſo groß, ſo brennend iſt jetzt mein Haß. Sie ſoll ihn empfinden. — — Der arme Rudolph wird freilich mit zu Grunde gehen. Doch, was liegt daran? Daß er mir in der Gunſt des Grafen den Rang abzulaufen droht — daß ſie — ſie — ihn freundlicher anblickt als mich, damit hat er in meinen Augen einen mehr als zehnfachen Tod verdient. — Die Raben, die ihm, wie er ſagt, zu dem Ringe verholfen, mögen ihm, wenn er hingerichtet wird, ein Grablied krächzen. — Doch halt, da kommt mit finſtern Blicken und ernſthaften Schritten — der Graf. Ich muß mich zurückziehen, und erſt lauren, ob jetzt der Augenblick iſt, mein Mährchen mit gutem Glücke anzubringen. (Er geht in das Gebüſch, blickt aber daraus bald da, bald dort hervor, und beobachtet den Grafen.)

Sechster Auftritt.

Graf Heinrich von Toggenburg.

Die Jagd, sonst mein Vergnügen, ist mir zuwider. (Er lehnt den Jagdspieß, den er in der Hand führt, an einen Baum.) Die Waldhörner, bei deren muthigem Klange sonst mein Herz so froh und freudig klopfte, klingen mir wie die Posaunen bei einem Leichenzuge. Ich beneide die wilden Thiere um den Pfeil, der ihre zottichte Brust durchbohrt. Träf' er mich, so hätte die Qual da (auf die Brust zeigend) doch ein Ende. — Ich fliehe die Menschen, und vermeide mit ihnen zu reden. Nur da in den innersten Tiefen meines Wesens spreche und streite ich immer mit mir selbst. Darum will ich in diesem finstern Schatten, in diesem schauerlichen Walde allein seyn. Hier, an diesem verwilderten, düstern Platze, sieht es so recht, wie in meinem Innern aus. (Er setzt sich auf das Felsenstück unter der Eiche; man hört die Waldhörner.) Blaset, blas't nur — ich geh nicht von der Stelle. Hier will ich noch einmal überlegen. Schuldig oder unschuldig! — Wer beantwortet mir diese Frage? — Freilich, wenn ich daran denke, wie ich, als die Stunde, sich über den verlorenen Ring zu erklären, verflossen war, sie zur Rede setzte — wenn ich sie mir vorstelle, wie sie ihre Augen zum Himmel aufschlug — o welch ein Blick war das! — wie reichliche Thränen über ihre, von Schrecken bleiche Wangen flossen — wie sie ihre zarten Hände faltete — wie hold die Worte klangen, die

von ihren Lippen kamen — „Heinrich, sieh', so wahr Gott lebt, ich bin unschuldig," — ja, dann glaub' ich's, sie ist unschuldig. — Aber, wenn ich wieder die Gebrechlichkeit, den Leichtsinn, die Falschheit dieses Geschlechtes erwäge — wenn mir zu Sinn kommt, was Ruprecht mir zuflüsterte — wenn ich zurück denke, wie geschäftig Rudolph um sie war, wie holdselig sie ihm dankte, als er ihrem scheuen Pferde in die Zügel gefallen — wie sie ihn lobte, — dann über alles — der Ring — der Ring, von dem sie mir durchaus nicht gesteht, wo er hingekommen, was sie damit gemacht, — o da lodert wieder eine Hölle in meinem Innersten auf! Da kann ich nicht mehr an ihre Unschuld glauben — o wer hilft mir heraus aus diesem Irrgarten? Diese Ungewißheit ist die schrecklichste Qual! Aber — o sie leidet auch! — aber wenn sie dennoch unschuldig wäre — ich thäte an ihr sehr ungerecht. Es wäre eine schwere Sünde, ein so holdes Geschöpf, ein so sanftes, frommes Wesen so zu quälen! — Wenn ich nur eine Menschenbrust wüßte, in die ich meinen Schmerz ausgießen könnte! Aber ich habe Niemand. Alle betrachten mich mit scheuen Blicken — und Ruprecht, ja ich zweifle doch, ob ich ihm ganz trauen darf. (Er steht auf, lehnt sein Haupt an den Baumstamm und umarmt ihn.) O ihr stummen alten Eichen, ihr finstern verschwiegenen Tannen, seyd denn ihr die Vertrauten meines Kummers! Euch will ich meinen namenlosen Schmerz klagen. Lehrt ihr mich, die ihr auch oft von entgegengesetzten Winden be-

ſtürmt werdet, lehrt mich im Sturme ſo feſt zu ſtehen, wie ihr!

Siebenter Auftritt.

Kämmerling; Graf.

Kämmerling (tritt weit im Vordergrunde aus dem Gebüſche, und ſtellt ſich, als bemerke er den Grafen nicht.) Wo er doch ſeyn mag, mein angebeteter Gebieter, mein liebſter, mein beſter Herr! Ich kletterte über Felſen und arbeitete mich durch Dornen und Diſteln, ihn aufzuſuchen. Meine Hände riß ich mir blutig, und verletzte meine Sohlen an den ſcharfen Steinen. Dem Himmel ſey es geklagt, was ich leide. So groß ſein Leiden auch immer ſeyn mag, mein Mitleiden dürfte doch noch größer ſeyn. Ungewißheit, ob die Gräfin ſchuldig ſey, das iſt ſeine Pein! Unentſchloſſenheit, ob ich ihm zur Gewißheit helfen ſoll, oder nicht, das iſt meine Marter! (Er läßt ſich auf ein Knie nieder.) O du lieber Himmel! Hier in dieſer tiefen Einſamkeit, in dieſer abgeſchiedenen Wildniß, wo mich kein menſchliches Auge ſieht, kein ſterbliches Ohr mich hören kann, hier auf meinen Knien flehe ich zu dir, gieb mir Weisheit, es einzuſehen, was zum Beſten meines innigſt geliebten Herrn ſeyn mag! Gieb mir Muth, ihm die Wahrheit zu ſagen, wenn Du je mich ſchwaches Werkzeug ſollteſt gebrauchen wollen, ſolche wichtige Sachen zu entdecken.

Graf, (indem er näher tritt). Ruprecht, lieber Ruprecht!

Kämmerling. (Aufſpringend und zuſammenfahrend, als erſchrecke er.) Hilf, lieber Himmel! Ihr ſeyd es ſelbſt! Ich weiß nicht, iſt meine Freude oder mein Schrecken größer! Die Freude, Euch gefunden zu haben — oder der Schrecken, Ihr möchtet etwas von dem gehört haben, was ich eben dem Himmel vertraute! — —

Graf. Ich habe es vernommen; aber fürchte dich nicht. Ich habe dir Unrecht gethan, daß ich wegen der Muthmaßungen, die du mir hie und da in's Ohr flüſterteſt, ungehalten auf dich wurde. Ich ſehe es nun nur zu gut ein, daß du es wohl mit mir meinteſt. Ach, in der ganzen Grafſchaft Toggenburg iſt keine Seele, die mich ſo treu liebt, wie du!

Kämmerling (legt beide Hände verſichernd auf die Bruſt, und verneigt ſich mit anſcheinender Demuth). Wahrlich, mein gnädigſter Herr, da habt Ihr ein wahres Wort ausgeſprochen!

Graf. Aber ſage mir nun Alles, was du weißt, lieber Ruprecht! Ich bin auf Alles gefaßt, da mir einmal das Schlimmſte bekannt iſt.

Kämmerling. Alſo wißt Ihr's ſchon? Freilich, freilich! Das kann ja Jedermann leicht bemerken. Es iſt etwas Oeffentliches! Wie ſollt es Euern ſcharfen Blicken entgehen!

Graf. Jedermann kann es leicht bemerken? Etwas Oeffentliches? — Mein Gott, mein Gott! Vor Jedermanns Augen beſchimpft — meine Schmach bereits öffentlich bekannt! — Aber nur heraus da-

mit — was ist's? Ich will's, ich muß es wissen, obwohl's mir gleich einem Pfeil die Brust durchbohren wird. Ja, mir ist's nicht anders, als einem, der das geschleuderte Werkzeug des Todes, die geworfene Lanze, oder den abgedrückten, befiederten Pfeil kommen sieht, und nicht mehr ausweichen kann. Ich fühl' ihn bereits schon in der Brust. Wozu das Zögern? Drücke einmal ab! —

Kämmerling. Je nun, der schöne Jäger — ich mag mit seinem häßlichen Namen meine Lippen nicht verunreinigen — der schöne Jäger also, denn unter diesem Namen ist er Euch, so wie in ganz Toggenburg, ja wohl bekannt — der trägt — doch Ihr habt es ja sehen müssen —

Graf. Weiter, weiter! Gieß mir dein Gift nicht tropfenweis ein, gieb mir's gleich auf einmal; es ist mir einerlei, daß es mich umbringe. Was trägt er?

Kämmerling. Je nun, wenn Ihr's denn nicht schon wissen solltet, er trägt den Ring der Gräfin an seiner Hand.

Graf. Den Ring! Weh mir, jetzt ist es so. — Aber sterben soll er, der nichtswürdige Bube, und die heuchlerische Schlange dazu. — —

Kämmerling. Sterben! Ach welch ein Wort habt Ihr gesprochen. Nein, das wäre zu schrecklich. (Er fällt dem Grafen zu Füßen.) Da muß ich fürbitten für Beide. Zwar schenkte sie ihm den Ring in der großen Gartenlaube; das sah ich mit Augen; was sie dabei sagte, vernahm ich freilich nicht. Sie

flüsterten Beide ganz heimlich. Doch, wenn sie ihm nichts kostbareres schenkte — dieß Geschenk verdient den Tod noch nicht. Daß der einfältige Tropf den Ring trug, war freilich ein großer Unverstand; allein er kehrte ja erst kürzlich aus der Fremde zurück, und wußte nicht, daß der Ring von Euch komme. Ueberhaupt weiß so ein Mensch so etwas nicht zu schätzen. Ihr müßt ihm deßhalb verzeihen.

Graf. Still — Dummkopf! Laß mich! Wo ist Rudolph? (Er stoßt in sein Hüfthorn.) Ich muß mich mit meinen eigenen Augen überzeugen — ich will selbst sehen, ob es mein Ring sey; ich zweifle noch! Es wäre zu arg, mich öffentlich zum Gespötte meines Hofgesindes, der Knechte und Mägde zu machen, über mich, seinen Herrn, öffentlich zu triumphiren und das Siegszeichen zur Schau tragen! — — Und sie — o verflucht seyen ihre heuchlerischen Thränen, ihre erkünstelte Wehmuth, ihre anscheinende Unschuld, die nur mich — mich täuschen will, und sonst vor der ganzen Welt der Schande nicht achtet! O Schamlosigkeit ohne Gränzen! So, wie ich, ward' noch kein Mann betrogen! — (Zu Ruprecht.) Aber, wenn du lügst, Bube, wenn es sich anders verhält, so bist du des Todes!

Achter Auftritt.

Jäger, zwei Knappen, Vorige.

Graf, (für sich.) Ich, der ich sonst dem ergrimmten Bären stehe — erschrecke über den An-

blick des Milchgeſichtes wie der Holzhauer, der auf eine giftige Schlange getreten.

Jäger. (Heiter und fröhlich.) Gott Lob, daß wir Euch finden! Die Pferde ſtehen nur ein paar hundert Schritte von hier. Sie warten ſchon lange. Aber der Schweißfuchs iſt doch recht wild und unbändig. Er will gar nicht mehr ſtehen. Er ſtampft vor Ungeduld, und hat weit umher den Boden aufgehackt. Ich fürchte mich faſt aufzuſitzen und hinter Euch herzureiten.

Graf. Fürchteſt du dich — doch — doch — hinter mir herzureiten? Ha! ich ſtampfe auch vor Ungeduld! Biete mir die Hand.

Jäger, (erſtaunt und erſchrocken). Was iſt Euch, gnädiger Graf? Ihr blickt mich ja an, daß Ihr mir das Herz im Leibe zittern macht.

Graf. Die Hand, Bube!

Jäger. Mein Gott, was habt Ihr denn? Hier! (Er bietet ihm die Rechte.)

Graf. Nicht dieſe, die andere!

Jäger (reicht ihm die Linke.)

Graf (faſſet ſie, und erblickt den Ring). Nun ſtürz' über mich ein, feſter Bau des Himmels, und du felſiger Boden brich unter mir zuſammen! Er iſt's! (Er reißt ihm den Ring vom Finger.) Da ſteht mein Name und die Jahrszahl 1178; jetzt ſchreibt man 1180. O wie kurz iſt Weibertreue! — Und du, Unſeliger! Du biſt ein Mann des Todes! Du erhieltſt den Ring aus der Hand der Gräfin.

Jäger. Nein, nicht aus ihrer Hand. O ſeht mich nur nicht ſo ſchrecklich an; ich will ja alles bekennen. (Er fällt auf die Knie.) Ein Knabe — —

Graf. Schweig, es iſt genug! Dieſe Männer hier, meine Knappen, ſollen nicht Zeugen meiner Schande ſeyn. — Du hinter mir, auf dem ſchönen ſtolzen Roſſe einherreiten — du den Zügel des Roſſes — ſo (er bewegt die Hand, als hielt er einen Pferdzaum) halten, damit alle den Ring an deiner verfluchten Hand ſpielen ſehen, damit alle hinterrücks meiner ſich in die Ohren flüſtern und lachen und ſpotten. — O Natur, Natur, warum ſetzteſt du uns keine Augen auf den Rücken, damit wir ſehen, was hinter uns geſchieht. Ich, der Narr meiner Diener — dieſes verruchteſten darunter! — Auf, ihr meine Knechte! Die Hand, die den Ring trug, bindet mit Stricken! Und dann bindet ihn an den Schweif des wilden Roſſes, auf dem er ſonſt hinter mir herſtolzierte. Dann peitſcht das Roß, bevor ihr es los laſſet, daß es in wilder Wuth über Felſen und Abgründe hinweg ſetze. Wenn es gleich zu Grunde geht, ſo macht es nichts. Ich kann es nicht mehr anſehen, weil es den Böſewicht trug, ihn nicht abwarf, daß er Hals und Bein brach.

Erſter Knappe. Ohne Verhör und Urtheil werdet Ihr ihn nicht ſo grauſam hinrichten laſſen!

Zweiter Knappe. Nein, nein! Das thut unſer lieber Herr Graf nicht. Es wäre Unrecht!

Graf, (ohne auf ſie zu hören zu Rudolph). Dein blondes Haar, auf das du ſo ſtolz biſt, ſoll mit

Blut und Staub befleckt, und deine Wangen, an denen ihre Blicke hingen, sollen von den Dörnern und schroffen Steinen zerrissen werden, und deine verruchte und schamlose Stirn soll dir der Huf des Rosses zerschmettern! — Was steht ihr! Packt ihn! (Er reißt sein Schwert aus der Scheide.) Greift zu, oder ihr seyd seine Mitschuldigen und ich ermorde euch! (Beide Knappen weichen zurück; zwei andere treten vor, und binden Rudolph.)

Jäger. O Gnade! Gnade! Ich bekenne ja meine Schuld. Ich hätte den Ring nicht tragen, nicht nehmen sollen. Ach! der Ring schien mir mein größtes Glück, und nun bringt er mir den Tod!

Graf. Fort mit ihm! Und nun auf, und sogleich nach Toggenburg. Ha, ich will sie — wenn die Wuth mich indeß nicht tödtet. Komm, Ruprecht! (Mit Ruprecht ab.)

Jäger, (indem die Knechte ihn binden und fortschleppen.) O ich Unglücklicher! O, hätte ich fremdes Gut mir nicht zugeeignet! Gott warnte mich — durch den Mund der Unschuld, den Mund jenes Knaben — durch das Gekrächze der Raben — durch die Stimme meines Gewissens! Ich Thor wollte nicht hören! — nun muß ich es so schrecklich büßen! O Gott, erbarme dich meiner, da ich bei Menschen kein Erbarmen mehr finde!

Dritter Aufzug.

Das alterthümliche Zimmer, wie im erſten Aufzuge.

Erſter Auftritt.

Idda und **Agnes** ſitzen, mit weiblichen Arbeiten beſchäftigt, ſeitwärts an einem Tiſchchen, worauf ſich Erfriſchungen, Obſt, Kuchen, Wein und dergleichen befinden; **Klara** ſteht neben ihrer Mutter, und ißt von einem Stückchen Kuchen.

Klara. Nun habe ich genug! Ich danke Dir, liebe Baſe. (Sie legt das Uebrige von den Kuchen auf das Tiſchchen, hüpft und ſpringt im Zimmer umher, und dann an das offene Fenſter.)

Idda. O mein Kind! Ich habe dir ja geſagt, du ſollſt nie allein an dieſes Fenſter gehen. Bleib hinweg!

Klara. Liebe Mutter! So geh du mit mir! Laß mich hinausſehen!

Agnes. So komm! (Sie führt Klara an das Fenſter, und ſtellt ſie auf den Simms.) Nun ſieh dir einmal genug.

Klara (lebhaft und laut). O wie ſchön! Welche hohe Berge! Wie viele Wälder! Die Welt iſt doch recht groß und ſchön!

Agnes. Wahrhaftig, das iſt ſie. (Zu Idda gewandt.) Gottes ſchöne Erde wäre ein Paradies, wenn die Menſchen Engel wären.

Idda. Das ist ein wahres Wort. Auch ist diese Aussicht wirklich sehr schön. Und doch kann ich mich nicht ohne ein gewisses Grauen diesem Fenster nahen. Liebe Agnes, gieb doch wohl Acht, daß du die Kleine nicht hinab stürzen lässest.

Agnes. Sorge nicht! Ich gebe gewiß Acht. Das Kind wäre ja dreimal todt, ehe es den Boden einmal erreichte.

Klara. Die Mutter hält mich ja! Da falle ich nicht! Mir schwindelt gar nicht. (Sie breitet beide Arme aus.) Ich wollte, ich wäre ein Vögelein! Ich möchte über Berg und Thal hinfliegen.

Agnes (sich etwas vorneigend und hinabblickend). Es ist eine fürchterliche Tiefe; und doch macht es mir Vergnügen, da hinab zu sehen.

Idda. Mir nicht! Ich kann nicht ohne Schauder hinab sehen; heute schon gar nicht! — Ach, ich fürchte heute immer, es stehe mir etwas bevor, das nicht gut ist.

Klara. Mutter, sag doch, was ist das dort im grünen Thale für ein schönes silbernes Band? Das ist viele, viele Ellen lang!

Agnes. Das ist ein Bach; der Sausenbach genannt. (Hinzeigend.) Sieh, dort am Bache weiden Kühe!

Klara. Die sind aber doch recht winzig klein! Sie kommen mir nicht größer vor, als kleine Schäflein. Woher kommt das?

Agnes. Das kommt daher, weil sie so weit weg sind. Sieh, da drüben am Berge sind Schafe.

Klara. Ei, die ſind gar nur ſo klein, wie kleine weiße Bohnen. Der Hirt, der dabei ſteht, iſt nicht größer, als mein kleiner Finger.

Agnes (erſchreckend). Aber was iſt das! (Sie ſtellt Klara ſchnell von dem Simmſe herab auf den Boden.) Es iſt, als kämen die Leute drunten im Dorfe auf einmal alle in Aufruhr! Alles rennt und lauft — Männer, Weiber und Kinder. Sie ſchlagen die Hände ober dem Kopfe zuſammen. Sie müſſen entſetzlich jammern, daß man das Geſchrei — wiewohl ohne ein Wort davon zu verſtehen — bis da herauf vernimmt. Es muß irgendwo brennen.

Idda (geht an das Fenſter). Nein, es iſt keine Feuersbrunſt. Man ſieht nichts von einem Rauch. Die Leute reden ſehr eifrig mit einander, und deuten mit ausgeſtreckten Armen gegen den Wald hin. Dorthin ſind gar keine Wohnungen der Menſchen. Was kann ſich dort im Walde zugetragen haben? Ach wenn nur meinem Heinrich, dem Grafen, auf der Jagd kein Unglück begegnet iſt!

Agnes. Fürchte nicht ſogleich das Schlimmſte. Gott wird es verhüten.

Idda. Ach, meine Ahnung! Mir zittern die Knie und beben alle Glieder! Gott erbarme ſich meiner!

Agnes. Das wird Er! Auf Ihn wollen wir vertrauen. Sey daher ruhig! — Indeß will ich mich unten im Schloſſe erkundigen, was es giebt.

Klara. Ich gehe mit der Mutter. (Die Mutter nimmt Klara bei der Hand und Beide gehen miteinander ab.)

Zweiter Auftritt.

Idda.

Idda (kniet in Mitte des Zimmers nieder und erhebt die festgefalteten Hände zum Himmel). O Gott, o Gott! Wie bin ich in so großen Aengsten! Mir ist's ganz unaussprechlich bange! — Noch weiß ich nicht, was vorgeht; allein was es auch sey — so nimm Du mich und alle die Unsrigen in Deinen heiligen Schutz! — Ach, mir ahnet ein großes Unglück! — Lieber, guter Gott, ach laß diesen Kelch vorüber gehen! Doch nicht mein Wille geschehe, sondern der Deine.

Dritter Auftritt.

Idda, Thekla.

Thekla, (eilig, sehr erschrocken und laut jammernd). O liebste, beste gnädige Gräfin! Ach, ach, welch ein entsetzlicher Jammer! Ach, ach, ein wildes, wüthendes, schäumendes Roß hat ihn geschleift und ist mit ihm in einen Abgrund gestürzt! Er ist todt.

Idda. Wer? Der Graf? Rede!

Thekla. Ach, ich kann fast keinen Athem mehr schöpfen.

Idda. Sage, wer? Mein Gemahl?

Thekla. Nein, nicht der Graf! Der arme, arme Rudolph! Ach, ich möchte mir die Augen ausweinen!

Idda. O Gott, wie unbegreiflich ſind deine Wege! Der gute Menſch hat mir das Leben gerettet. Ohne ſeine Hilfe wäre ich ſammt meinem Pferde in einen Abgrund geſtürzt; nun trifft ihn dieſes Schickſal! O Gott, vergilt Du ihm in jener Welt die treuen Dienſte, die er in dieſer Welt uns geleiſtet hat!

Vierter Auftritt.

Kammerfrau und **Vorige.**

Kammerfrau (die Hände zuſammen ſchlagend). Ach, ach! O ſchrecklich! ſchrecklich! Entſetzlich! Ach der unglückliche, ſchöne, junge Menſch! Ach, der abſcheuliche, gottloſe Graf!

Idda. Was ſagt Ihr da von dem Grafen? Meint Ihr Heinrich?

Kammerfrau. Ja, ja, wen ſonſt? Ihr wißt alſo noch nicht, wie der gute Rudolph um das Leben gekommen? Der Graf hat den armen Jäger an den Schweif eines Roſſes binden laſſen. Das ſetzte über Felſen und Geſträuche und hat ihn todt geſchleift. Steine und Dornen ſind mit Blut beſpritzt. Man fand ihn in einem Abgrund — ganz zerfleiſcht und zerriſſen — man kannte ihn faſt nicht mehr. Auch das Roß iſt todt. Dem böſen Grafen wird es einmal nicht beſſer gehen.

Idda. Bertha! Thekla! Laßt mich allein. Ich muß mich erſt faſſen — und, damit ich das kann, — beten. Betet auch ihr für mich — und für den Grafen. (Bertha und Thekla gehen.)

Fünfter Auftritt.

Idda.

Idda (geht die Hände ringend auf und ab). Gott! Du haſt mir ein ſchweres Kreuz aufgelegt. Mein Gemahl ein Mörder! Den Retter meines Lebens hat er gemordet. O Heinrich! Heinrich, wie weit iſt es mit dir gekommen! Ein Mörder iſt mir ein furchtbarer Anblick! Ach, ich ſcheue, ich entſetze mich nun das Angeſicht meines Gemahls auch nur zu ſehen. — Und aus böſem Argwohn, aus falſchem Verdacht gegen mich hat er ihn zu einem ſo ſchauervollen Tod verurtheilt! Wie ſchrecklich iſt dieß für mich! Ach! das Glück unſerer Ehe, das bisher ſo traurig geſtört wurde, iſt nun ganz und auf immer zertrümmert. Wie könnte nach einer ſolchen That noch gegenſeitiges Zutrauen Statt finden! O Gott, erleuchte Du mich, was ich jetzt thun ſoll! Gieb Du mir Kraft und Stärke, mich in meine neue traurige Lage, in dieſes große Leiden zu finden!

Sechſter Auftritt.

Agnes, Idda.

Agnes (kommt ſehr beſtürzt und traurig und langſamen Schrittes). Du weißt leider ſchon, was geſchehen! — Es iſt eine ſchreckliche Geſchichte. — Die Eiferſucht des Grafen iſt zum Wahnſinne geworden. — Laß uns eilig fliehen! Einem Wahnſinnigen muß man aus dem Wege gehen. Entfliehe mit mir!

Idda, (nach einiger Ueberlegung). Entfliehen? — Nein, ich bleibe. Wenn ich die Flucht ergriffe — würde man mich da nicht für schuldig halten? Ein entflohenes, entlaufenes Weib ist in den Augen der Menschen ehrlos; wenigstens den Meisten verächtlich. — Gott, Du kennst meine Unschuld, du wirst mich schützen!

Siebenter Auftritt.

Bruno, der Burgvogt; der Stallmeister Eberhard, Vorige.

Bruno. Gnädige Frau! Der Graf sprengt in wüthender Eile den Schloßberg herauf. (Man hört eine Trompete.) Hört Ihr? Der Wärter oben auf dem Thurme verkündet seine Ankunft. Seine Wuth gilt — Euch. Was seine Eifersucht plötzlich so in Flammen setzte, weiß ich noch nicht. Allein rettet Euch vor ihm. Ich will Euch — wiewohl mit Gefahr meines Lebens — zur Flucht behilflich seyn. Ich will Euch den verborgenen, unterirdischen Gang öffnen, der in das Freie führt.

Stallmeister. Flieht, gnädige Frau! Ich will Euch, Gräfin Agnes und ihre Tochter sicher nach Kirchberg bringen. Die Pferde stehen im Walde, wo der unterirdische Gang endet, in Bereitschaft. Dorthin habe ich die Knechte damit beordert. Flieht, flieht, damit Ihr diesem Unmenschen nicht in die Hände fallt.

Idda. Ich stehe in Gottes Hand. Er mache es mit mir nach seinem göttlichen Wohlgefallen.

Ich kann mich nicht zur Flucht entſchließen. Ich glaube nicht anders handeln zu dürfen. Der Graf wird ſich, ſo groß auch ſein Zorn iſt, nicht an mir vergreifen. Gott wird mich ſchützen. Ihm vertraue ich!

Agnes. Nun denn, ihr Männer! Eilt dem Grafen entgegen! Sucht ihn aufzuhalten! Sucht ihn zu beſänftigen und zur Vernunft zu bringen. Geht, geht! Es hat Eile. Die Gefahr iſt drohend. Bedient Euch der ſanfteſten Worte. Gott wolle ſie Euch auf die Zunge legen. Aber eilet — eilet!

Bruno. Verſuchen wollen wir es, ſeiner Wuth Einhalt zu thun!

Stallmeiſter. Gott gebe uns dazu ſeine Gnade. (Beide gehen.)

Achter Auftritt.

Agnes, Idda.

Agnes. Ach liebſte, liebſte Idda! Ich wäre freilich mit dir lieber geflohen. — Gott wolle uns beiſtehen gegen dieſen entſetzlichen Mann! Allein ich fürchte das Schrecklichſte. Aber ich verlaſſe dich nicht.

Idda. Nun, ſo wird Gott mich um ſo weniger verlaſſen. Mein Herz ſagt mir, Er werde mich retten. Ich übergebe mich ganz in ſeine Hand!

Neunter Auftritt.

Der Graf, Vorige.

Graf (noch draußen). Zurück Bruno! Hinweg Stallmeiſter! Fort mit euch Allen! Fürchtet mein

Schwert, das schon viele meiner Feinde bluten gemacht und zu Boden gestreckt. (Hereintretend mit verhaltener Wuth auf Idda zeigend.) Mit der Frau Gräfin da hab' ich zu sprechen. (Zu Agnes.) Ihr geht, oder ich weise Euch die Thüre!

Agnes. Meine theure Freundin hat keine Geheimnisse vor mir. Ich gehe nicht; sie bedarf meines Beistandes.

Graf. Geht — oder — (Er führt sie ziemlich unsanft zur Thüre.) Was ich mit dieser abzumachen habe, geht Euch nichts an. Ich werde die Thüre riegeln, damit kein Mensch uns störe.

(Agnes wird vom Grafen zur Thüre hinaus geschoben; er riegelt die Thüre.)

Zehnter Auftritt.

Graf, Idda.

Graf. Nun sind wir allein! Nun sag mir, wo — wo ist der Ring?

Idda (die Hand auf die Brust legend mit einem Blicke zum Himmel). Vor Gott — o blicke mich nur nicht so fürchterlich an — vor Gott, ich weiß es nicht.

Graf. Wo hast du den Ring hingethan? Sage mir die Wahrheit.

Idda. Auf den steinernen Sims des Fensters dort hab' ich ihn gelegt. Wie er da hinwegkam, lieber Heinrich, ist mir unbegreiflich. Ich weiß es nicht; Gott weiß es.

Graf. Keine eiteln Worte will ich hören — und wären sie auch Gold — den goldenen Ring

will ich ſehen; zeig ihn mir. An wen — an wen haſt du den Ring verſchenkt?

Idda. Ich habe ihn an keinen Menſchen verſchenkt. Der Ring war mir, Gott weiß es — als ein Geſchenk meines Gemahls — als mein Ehering — ein Heiligthum. Wo er hingekommen — weiß ich nicht.

Graf. Nicht? — Aber ich weiß es. Idda — Idda — rede die Wahrheit. (Sehr heftig.) Ich bitte dich, bekenne — ſonſt — ſonſt! — (Sich faſſend und ſanft.) Mach' mich nicht raſend. — Ich weiß bereits Alles; ſey aufrichtig. Mein Ehrenwort, das ich nie brach: Es ſoll dir kein Leid geſchehen. Iſt dir mein Wort nicht genug, ſo ſchwöre ich es dir — bei meinem Namen — bei meinem Schwerte hier — bei Gott, dem Allmächtigen da droben! Ich krümme dir kein Haar. Du geheſt unverletzt zurück nach Kirchberg. Aber — lautere Wahrheit! Das Bekenntniß kann dir nicht ſchwer ſeyn, da ich nichts Neues erfahre, da mir Alles ſchon bekannt iſt.

Idda. O Gott, Du weißt es, daß ich Niemanden den Ring gegeben! — Wo er aber iſt — nochmal und gälte es meine Seligkeit: Ich weiß es nicht.

Graf. So weiß ich's! (Er zeigt ihr den Ring.) Kennſt du dieſen Ring? Glaubſt du nun, daß ich Alles weiß? Jetzt zum letzten Male: Rede die Wahrheit, wenn dir dein Leben lieb iſt! —

Idda. Iſt's möglich! Du haſt den Ring? Wie das zuging, iſt mir unbegreiflich. O laß mir

ihn ſehen, damit ich mich überzeuge, ob er es wirklich ſey.

Graf. Da ſieh — ſieh! Der große Stein in der Mitte funkelt wie das Auge einer tückiſchen Schlange — wie dein Auge!

Idda. Heinrich — Heinrich — verdiene ich das? (Sie bricht in Thränen aus, und hält ihr Tuch vor die Augen.)

Graf. O ſchweige von Dem, was du verdieneſt. Erinnere mich nicht daran. Geſteinigt, in einen Sumpf verſenkt zu werden — das verdieneſt du. — Doch ruhig mein aufwallendes Herz! — Laß nur einen Funken Reue blicken, und ich verzeihe dir. Denn ich liebte Dich ſehr — ſehr. Wem haſt du den Ring gegeben?

Idda. Gott weiß es — keinem Menſchen.

Graf. Idda, Idda, Idda! Beſinne dich, ſag, wem haſt du den Ring gegeben? Ich habe ihn von dem, dem du ihn gegeben haſt. Laß mich nur noch ein wahres Wort von deinen Lippen hören, ſo bin ich doch nicht ganz betrogen.

Idda. Aengſtige deine Idda doch nicht ſo. Ein für alle Mal — gewiß und wahrhaftig — ſo wahr ich zu Gott kommen will: Ich habe den unglücklichen Ring keinem Menſchen gegeben.

Graf. Dem elenden Rudolph haſt du den Ring gegeben! An ſeinem Finger habe ich ſelbſt den Ring erblickt! Von ſeiner verfluchten Hand habe ich den Ring geriſſen. — Habe ich dir nun die Zunge gelüpft? Iſt dir das Bekenntniß nun leicht genug gemacht? Nun rede — rede — (feierlich

und mit großem Nachdrucke) — um Gottes und aller Heiligen willen rede! Bekenne — oder? — — (zutraulich und faſt ſchmeichelnd) Nichtwahr, du haſt dem Rudolph den Ring gegeben?

Idda. Nein — nein — nein! Bei dem wahrhaftigen Gott — nein!

Graf (das Schwert ziehend). Nun, ſo fahre zur Hölle, wohin ich deinen Buhler dir voraus geſchickt!

Idda (fällt ihm in den Arm). Um Gotteswillen! Dieſes Schwert, das dir vom Altar gereicht worden, wollteſt du mit meinem Blute röthen?

Graf. Nein, bei Gott! Das will ich nicht. (Er wirft das Schwert zu Boden.) Dieſes gute Schwert ſoll nicht mit dem Blute einer Ehrloſen beſudelt werden. Das Blut deines Verführers hängt auch nicht daran. Wäre dieß, ſo wäre es mir eine Höllenluſt, euer Blut auf dieſer Klinge vereinigt zu ſehen. Ein ſcheues Pferd riß ihn in den Abgrund. Und in einen Abgrund — —

(Man poltert draußen an der Thüre.)

Agnes, Bruno und **Andere** rufen laut durch einander:) Auf, auf! — Augenblicklich macht auf! — Oeffnet oder wir erbrechen die Thüre. — Hebt ſie mit Brecheiſen aus den Angeln! — Schlagt ſie ein mit der Axt.

Graf (gegen die Thüre). Geduld! Seyd ruhig. Ich öffne ſogleich. (Zu Idda, mit verſtellter Freundlichkeit.) Nun, gut, Alles gut. Zeige mir das Plätzchen auf dem Fenſter genau, wo du den Ring hingelegt?

Idda. Sieh, hieher, Gott weiß es, hieher! Seit jenem Augenblicke ſah ich den Ring nicht mehr.

Graf (ergreift ſie, um ſie hinab zu ſtürzen).

Idda. O Gott! — O Heinrich, du mein Gemahl, mein einziger Beſchützer, wollteſt mich verderben? — (Laut rufend.) O Gott, ſteh mir bei — rette du die verlaſſene Unſchuld.

Graf (ſtürzt ſie hinab).

Eilfter Auftritt.

Graf.

Graf (taumelt zurück). Gott, was hab' ich gethan! — (Er ſteht erſtarrt mit ausgeſtreckten Armen eine Weile unbeweglich da.) Ich glühte vor Zorn; jetzt aber überläuft es mich eiskalt. (Er geht langſam an das Fenſter und ſieht hinab.) Ich ſehe nichts mehr von ihr! (Man poltert auf's neue heftiger an der Thüre, um ſie zu erbrechen.) Mir wird's ganz finſter vor den Augen! — Horch! Donnerts oder erſchüttert ein Erdbeben dieſe feſten Mauern? — O gerechter Gott, Du ſtrafſt dieſes mein Verbrechen! (Die Thüre wird mit mächtigem Krachen erbrochen.)

Zwölfter Auftritt.

Agnes, Bruno, Stallmeiſter, Götz und Andere. Graf.

Agnes (eilig hereinſtürzend und um ſich blickend). Wo iſt Idda? Wo — wo iſt ſie? (Sie eilt in das Nebenzimmer und ruft drinnen:) — Idda, Idda, wo biſt du?

Bruno. Hier liegt ein bloßes Schwert; aber, Gottlob, doch kein Blut daran!

Götz. Gott ſey Lob und Dank! Auch auf dem Boden ſieht man nichts von Blut. Sie iſt gerettet!

Agnes (kommt wieder heraus und tritt vor den Grafen.) Wo — wo iſt ſie?

Graf (ſchweigt, und macht eine Bewegung mit der Hand gegen das Fenſter, anzudeuten, daß er ſie dort hinab geſtürzt.)

Agnes (laut aufſchreiend). O Gott! es wird ja das nicht ſeyn! (Sie ſchlägt troſtlos die Hände zuſammen.)

Stallmeiſter. O theure Gräfin, laßt uns fliehen aus dieſem Hauſe des Entſetzens!

Graf. Ihr Berge fallt über mich her, und bedeckt mich!

(Der Vorhang fällt plötzlich.)

Vierter Aufzug.

Wald wie im zweiten Aufzuge.

Erſter Auftritt.

Graf Heinrich von Toggenburg. (Er kommt, ſchwarz gekleidet, mit bleichem Angeſichte, verſchlungenen Armen und langſamen Schritten, aus dem tiefen Walde hervor und ſetzt ſich auf ein Felſenſtück im Vordergrunde.) Hier auf dieſem Steine will ich ſitzen — hier im dunkelſten Dickicht des Waldes! Verbergt mich, ihr Zweige vor dem Antlitze des reinen blauen Himmels; ich

bin nicht mehr werth, es zu ſchauen. Verſteckt mich, ihr finſtern Schatten; ich verdiene nicht mehr, daß die Sonne mit ihren reinen Strahlen mein Angeſicht beleuchte. Trink meine Thränen, du harter Felſen! Wäreſt du härter als Granit, du wäreſt doch nicht ſo hart, wie mein Herz. Mit meinen Thränen will ich dich noch aushöhlen, aber ihre Thränen konnten mein Felſenherz nicht erweichen! — Und wenn ſie auch ſchuldig war — ich hätte ihr doch verzeihen ſollen, wie der Allerbarmer dort oben uns ſündigen Menſchen. Er will nicht den Tod des Sünders — Er will, daß er lebe und ſich beſſere. — Und wer bin ich! — Wäre ihr Herz gegen mich kalt geweſen, wie das Eis jener fernen Berge — meine Güte hätte es wie milde Frühlingsluft doch noch aufgethaut. Auch ſchuldig war ſie doch noch liebenswürdig. Bekannte ſie auch nicht ihre Schuld, ſo ſchämte ſie ſich derſelben, und wo noch Scham iſt, iſt nicht alles verloren. Ja, ich hätte ihr vergeben ſollen — und weil ich ihr nicht vergab, ſo wird Gott mir auch nicht vergeben! Weil ich die Angſt ihrer Seele ſah, und mich ihrer nicht erbarmte, ſo werde ich ewig kein Erbarmen finden.

Zweiter Auftritt.

Graf. Niklas, der Korbmacherknabe.

Knabe (ſammelt, beſtändig auf den Boden blickend, Erdſchwämme in einen Korb). Da ſtehen noch recht viele ſchöne gelbe Schwämme. Nun wird mein Korb bald voll ſeyn!

Graf. Ein holder, fröhlicher Knabe! O du liebliches Bild der Unſchuld, dein Anblick verwundet den ſchuldbeladenen Mann! Ach, daß ich noch ſchuldlos wäre! Mit Freuden gäbe ich dafür mein Schloß und die ganze Grafſchaft Toggenburg!

Knabe (erblickt den Grafen und ſtutzt). Was weinſt du, guter Mann?

Graf. Ich bin kein guter Mann — wollte Gott, ich wäre es, ſo würde ich nicht hier ſitzen und weinen!

Knabe. Ja, wenn du Böſes gethan haſt, ſo haſt du wohl Urſache zu weinen. Aber wenn es dir ernſt iſt mit deinem Weinen, und du dich beſſern willſt — ſo verzeiht dir Gott wieder — wie meine Mutter mir verzeiht, wenn ich einen Fehler begehe und ihn aufrichtig bereue. Denn Gott iſt ja noch unendlich gütiger, als ſie, ſagte ſie mir. Bitte Ihn um Verzeihung — gewiß, Er verzeiht dir dann.

Graf. Ich habe nicht verziehen; das iſt meine Sünde. Darum verzeiht mir Gott auch nicht.

Knabe. So verzeih' jetzt — und Gott wird dir auch verzeihen. Meinſt du denn, Er ſey nicht beſſer, als du?

Graf. Das iſt Er — aber meine Schuld iſt groß, wie der Himmel, und alle Wolken des Himmels reichen nicht zu, ſie zu bedecken.

Knabe. Gottes Barmherzigkeit iſt aber größer, als alle ſeine Werke — als Himmel und Erde. Sie reicht weiter als die Wolken gehen. Alſo kann Er deine Sünden doch verzeihen!

Graf. Guter Knabe! Das Wort der Wahrheit kommt lieblicher von deinen kindlichen Lippen. Ja, Gott wird sich meiner erbarmen, und mir verzeihen. — —

Knabe. Hast du dich etwa hier im Walde verirrt? Ich will dich auf den rechten Weg weisen.

Graf. Ja wohl, hab ich mich vom rechten Wege verirrt; aber du kannst mich nicht zurecht weisen.

Knabe. Ich weiß jeden Steig in diesem Wald'. Vertrau dich meiner Führung —

Graf. Liebes Kind! Ich that Böses; dieses ist meine Verirrung. Mit diesen meinen Händen hier habe ich Böses gethan.

Knabe. Da solltest du diese bösen Hände nicht so schön mit Gold zieren. Denn das ist Gold, das sind Edelsteine — ich kenne sie wohl. Ich habe auch einmal einen solchen Ring gesehen, der gerade so aussah.

Graf. Du? Wo?

Knabe. Ich glaube, es war eben hier. (Er blickt umher und an den Bäumen hinauf.) Mein Gott, ja, hier war es. Ich rede nicht gerne davon. Mein Vater sagte: Der Ring war ein wahrer Unglücksring. Anfangs tadelte mich der Vater und schlug mich, daß ich den kostbaren Ring für einen schlechten Vogel weggegeben. Nachher dankte er aber Gott, daß ich den Ring nicht heim brachte. Der Ring hätte uns alle in's Verderben stürzen können, sagte er. — —

Graf. Wie so denn, Kind! Erzähle mir Alles!

Knabe. Ach, das ist eine traurige — traurige Geschichte! Wir weinten heiße Thränen darüber. Ich war Ursache an einem großen Unglücke; aber wahrhaftig, ich konnte nichts dafür. — — Siehst du jene große, alte Eiche dort? Da hatten schwarze Vögel — die wohl aus der Hölle waren, sagt meine Großmutter, ihr Nest gebaut. Ich stieg hinauf, und wollte das Nest ausnehmen; allein die Vögel flogen davon. Das verdroß mich, und ich riß das Nest los und warf es herab. Wie ich nun hinein guckte in das Nest — da steckte ein solcher Ring darin. Da freute ich mich, und ich hüpfte vor Freude. Der Jäger kam dazu, und wollte mich schlagen. Doch als er den Ring sah, that er mir nichts, und schwätzte mir ihn ab. Aber der Ring — der Ring bekam ihm sehr übel.

Graf. Wie so? wie übel?

Knabe. Hast du nie etwas vom Grafen von Toggenburg gehört? O! — (heimlich und leise) — das ist ein böser, böser Mann! Ein zweifacher Mörder! — Wegen des albernen Ringes ließ er den armen Jäger an den Schweif eines Rosses binden und todtschleifen; und die fromme Gräfin warf er mit seinen Henkershänden von dem höchsten Fenster des Schlosses in den tiefsten Abgrund. Meine Mutter hörte fast gar nicht mehr auf zu weinen, und sagt noch oft: Die fromme Gräfin war die beste Seele im Schweizerlande — die Mutter unseres Landes. Mein Vater sagte: Wenn der

Graf auch eines natürlichen Todes sterben und nicht einst von einem Felsen in den Abgrund stürzen oder mit seinem Roß das Genick brechen sollte, so wird er gewiß nach seinem Tode auf der Toggenburg kohlschwarz oder gar als ein feuriger Mann umgehen oder glühend auf einem schwarzen Roß durch Fels und Dorn traben. — —

Graf (bestürzt und wehmüthig, den Knaben bei der Hand fassend). Kennst du den Toggenburg? Sieh mich an — ich bin es!

Knabe (mit Entsetzen). Du? — O laß mich — laß mich! — Lieber wollte ich in den Rachen des grimmigen Wolfes oder in die Pratzen des erzürnten Bären gerathen, als in deine Klauen.

Graf. Schrei nicht so — höre auf zu weinen. Ich bin nicht so böse, als man dir sagte. Die Leute lügen; ich hasse aber die Lüge und liebe die Wahrheit. Rede jetzt die Wahrheit über das, was ich dich fragen werde, und ich thu dir kein Leid. Ach, ich bin ein armer Mann! Ich war wahnsinnig; was ich that, habe ich im Wahnsinne gethan. Jetzt aber bin ich wieder bei guter Besinnung. Sieh, ich weine über den Jammer, den mein verwirrter Sinn anrichtete. — Habe Mitleid mit mir, und sage die Wahrheit. Fandest du den Ring in jenem Vogelneste?

Knabe. Gewiß und wahrhaftig!

Graf. Sieh den Ring recht an! Sieht er so aus? — nimm ihn in die Hand!

Knabe. Er iſt's! Ich rühre ihn aber nicht an. — Weg damit! Er iſt ein Zauberring. Der dunkle rothe Stein in der Mitte und die hellen, klaren Steinchen umher kommen mir vor wie Blut und Thränen. O thu den Ring weg, und bezaubere mich nicht damit. — —

Graf. Nun wohl! Der Ring ſey ein Zauberring! — Wiſſe denn, der Ring ſagt mir Alles. Wenn mir ein Menſch ein einziges falſches Wort ſagt, ſo wird der rothe Stein da blaß. Belügſt du mich, Knabe — ſo biſt du des Todes — ſo reiß ich dich mit dieſen Händen in Stücken. Sieh, ich betrachte den Ring und wende kein Aug von ihm; du aber darfſt ihn nicht ſehen. (Er hält die Hand vor.) Jetzt rede! Steckte der Ring in jenem Vogelneſte?

Knabe. Ja — Ja — gewiß!

Graf. Sahſt du den Ring, bevor der Jäger das Neſt in die Hand bekam?

Knabe. Ja, ich ſah den Ring zuerſt, ich nahm ihn aus dem Neſt, bevor der Jäger kam. Der Jäger ließ mir Neſt und Vogel, und that mir nichts, unter der Bedingung, daß ich ihm den Ring ließ. Siehſt du nun, daß ich nicht lüge? Nicht wahr? Der rothe Stein wurde nicht bleich.

Graf (aufrufend). Gott, wie kam der Ring dahin! —

Knabe. Ja, das kann ich dir gleich ſagen. Es reiſte ein Pilger vor unſerer Hütte vorbei; er kam aus dem gelobten Lande. Der wunderte ſich gar nicht, daß man den Ring in dem Neſte gefunden. Das

ſey ſchon öfter geſchehen, ſprach er, daß derlei Vögel aus Schlöſſern, um die ſie oft mit Geſchrei in großen Schaaren herumfliegen, Koſtbarkeiten geraubt, und ſie in ihre Neſter auf den Bäumen des Waldes verſteckt haben. Es iſt da nicht anders gegangen, ſagte er.

Graf. Sagte er das! O weh mir, wenn es ſo iſt. Nun erſt iſt Heinrich ein armer Mann. O du holdes, ſchuldloſes Kind, du lockige Unſchuld. O wäre ich noch ſo wie du; gerne lebte ich von trockenem Brod und Waſſer. — O einſt blickte ich wohl auch ſo hold, ſo frei und unbefangen aus den Augen — ich konnte mich jeder Blume freuen und die Welt war mir ein Paradies. Aber ſeit dieſe Schuld mein Haupt belaſtet, iſt mir die Welt ein Gefängniß; ſeit ich ein Mörder bin, iſt mir die Welt — eine Mördergrube. — Geh Knabe; denn was will die Unſchuld bei der Schuld! — O bewahre dein Gewiſſen rein — ſtrecke deine kleine Hand da nie nach dem Böſen aus — laß niemals Rache dein ſchuldloſes, ruhiges Herz entflammen — erfahre nie, was wilde Leidenſchaft iſt — ſo wird der reine Himmel deiner Seele nie getrübt werden. Du, armer Knabe, biſt reich in deiner Unſchuld. Ich aber bin ein armer Mann bei allen meinen Reichthümern! Und als ein Bettler ſtehe ich vor dir. — Geh, geh, und laß mich mit meinen Schmerzen allein! — —

Knabe. Du dauerſt mich, lieber Mann! Ich fürchte dich und liebe dich dennoch. Mir iſt's ſo bange bei dir, und doch auch wohl. — Indeß muß

ich doch gehen; man erwartet mich zu Hauſe. Lebe wohl! (Er nimmt ſeinen Korb und geht.)

Dritter Auftritt.

Graf.

Graf. Wohl leben? Ich? — O nimmer, nimmer mehr! Das Kind hat mit ſeinen unſchuldigen Reden mich erſt ganz elend gemacht. O Gott, o Gott — o du barmherziger Gott! — Sie war Idda unſchuldig! Der Ring ging alſo ohne ihre Schuld verloren. Ihre Thränen, ihre Betheuerungen waren die lautere Wahrheit! Sie war aufrichtig, redlich, ohne Falſch, voll Liebe gegen mich — und ſie, dieſe Reine, dieſe Heilige hab' ich gemordet! O, es giebt kein gräßlicheres Ungeheuer, als ich bin. (Er geht die Hände ringend umher und ſteht dann plötzlich ſtill. Man hört die Raben ſchreien.) Horch! Hörte ich nicht da einen Raben ſchreien! Kommt, ihr Raben, die ihr auf dieſen alten Eichen hauſet — hackt mir die Augen aus, die Augen, die ihre Thränen fließen ſahen, und über ihren Jammer keine Zähre vergoſſen. Ihr Geyer und all ihr Raubvögel ſeyd freundlichere Weſen, als ich; ihr würget nur ſchuldloſe Täubchen — ich aber würgte die Unſchuld ſelbſt. Hervor ihr Wölfe aus euren dunkeln Höhlen in jenen Felſengebirgen dort — unter euren Zähnen will ich freudig bluten. Ihr ſeyd nur Lämmer gegen mich. Ihr mordet nur Schafe — ich aber habe das ſanfte, wehrloſe Lamm gemordet, das von meinen Biſſen aß, aus meinem Becher trank, und

ſich ganz meinem Schutze anvertraute! O ich hätte, anſtatt ſie zu morden, gleich dem guten Hirten mein Leben für ſie geben ſollen! (Er geht mit dem Ausdrucke des heftigſten Schmerzens wieder auf und ab, und bleibt dann, zum Boden blickend, auf einmal wieder ſtehen.) Was rauſcht da in dem Laube am Boden? Eine Schlange oder eine Natter? O kommt hervor aus euren Klüften, ihr Schlangen und Nattern, hängt euch an meine Ferſen, ſchlingt euch um meine Arme, zernagt dieſe Bruſt — denn in Vergleich gegen dieſe Natter hier in meinem Innern, die mich ohne Aufhören mit giftigen Biſſen zerfleiſcht, gegen die Schlange böſer Sündenſchuld — iſt euer Gift nur kühler Thau, nur laue Milch, ein heilender Balſam. Ihr Ungeheuer der Hölle, ſtürzet alle los auf mich, und nehmet hier euren Raub. Dir Hölle, die mich zu dieſer That entflammte, gehör' ich ewig an. (Langſam weiter gehend.) Mit Zittern geh ich weiter! Bei jedem Schritt dünkt mich, der feſte Boden unter meinen Füßen wanke und breche — und öffne dem Verbrecher ein Grab im tiefeſten Schlund der Hölle. (Er ſinkt auf einen Felſen, lehnt ſein Haupt an einen Baum und verhüllt mit beiden Händen ſein Geſicht.)

Vierter Auftritt.

Graf. Bruno.

Bruno (ruft ſchon, bevor er aus dem Gebüſche hervor kommt). Mein lieber Herr! Seyd Ihr's und höre ich endlich Eüre Stimme? O, Gottlob, da ſeyd Ihr . .

ja! Schon drei Tage ſuche ich Euch, in dieſem wilden Walde! O Gottlob! daß Ihr nur noch lebt!

Graf. Du, du alter Mann, ſuchſt mich auf! Ich danke dir — aber ſag nicht Gottlob, daß du mich gefunden. Faſſe mich in deine alten Arme, ſtürze mich in irgend einen Abgrund. Ich will mich nicht ſträuben; und dann, wann alle meine Gebeine zerſchmettert ſind, die Wölfe meine traurigen Ueberreſte aufgezehrt haben, und kein Auge nichts mehr davon erblickt, dann ſage, Gottlob!

Bruno. Redet nicht ſo, lieber Herr! Blickt nicht ſo wild aus Euren Augen. Kommt, lehnt Euer Haupt nicht an dieſen gefühlloſen Stamm. Legt es an meine Bruſt, in der ein fühlendes Herz für Euch ſchlägt, ein Herz, das Euch liebt.

Graf. Liebt? — mich liebt Niemand mehr. Kann auch noch Jemand Heinrich lieben? Die mich allein liebte, die Liebe mordete ich. Wer kann den Mörder der Liebe lieben!

Bruno. Gewiß, ich liebe Euch! Schaut mir in die Augen! Laßt es dieſe Thränen an meinen grauen Wimpern Euch ſagen, daß ich Euch liebe. O denket zurück an die vergangenen Zeiten! Habe ich Euch, da Ihr noch ein kleines Knäblein waret, nicht auf meinen Armen getragen, auf meinen Knien gewiegt! Wahrhaftig, Ihr waret mir ſo lieb, als ein Sohn ſeinem Vater. Ihr brauchet jetzt mehr als damals einen Vater, einen guten Vater — und das will ich Euch ſeyn.

Graf. O du guter Alter, du weißt nicht Alles! Du weißt nichts. Höre und entsetze dich, und raufe deine grauen Haare aus, nur fluche mir nicht, obwohl ich jeden Fluch verdiene. Idda war unschuldig. Ein Vogel, schwarz wie die Nacht — nein schwärzer als die Nacht — schwarz wie mein Herz! — raubte den Ring, ein Rabe. Ich bin ein Mörder — ein gemeiner Mörder — nicht der Bluträcher meiner verletzten Ehre — ein elender Mörder! So oft ich künftig die Raben krächzen höre, wird mein Gewissen mit erneuter Gewalt erwachen; sie sind mir Todtenvögel; sie mahnen mich an das Hochgericht, das ich verdiene.

Bruno. Ach, ich wußte es längst, daß Idda unschuldig war.

Graf. Wußtest, daß sie unschuldig war — und schwiegst?

Bruno. Da ich reden wollte, wolltet Ihr nicht hören. Da es zu spät war, wollte ich nicht mehr reden. Ich fürchtete Euren Gram nur zu vergrößern. Agnes, die vertraute Freundin Iddas, erzählte mir, wie Euer ungerechter Argwohn, Euer falscher Verdacht die gute fromme Gräfin so tief betrübt und geschmerzt, und welche heißen Zähren sie vergossen.

Graf. O schrecklich, schrecklich! Sie weinte, weil ich sie, die Schuldlose, gequält! O selbst der Gedanke: „Sie war unschuldig!“ ist Höllenpein. Immer tiefer stürze ich! Wie sie von Felsen zu Felsen stürzte, so stürze ich von Jammer in Jammer — immer tiefer und tiefer. Ich bin ein Satan gegen

dieſen Engel. Ich war ihrer nicht werth! O holdes, zartes Gebilde, du biſt in rauhe Hände gefallen!

Bruno. Kommt, ſteht jetzt auf; wir wollen zurück in Euer verlaſſenes Schloß.

Graf. Mir dünkt es kein Schloß mehr, ſondern ein Grab. Und — o daß es wirklich ein Grab wäre, ſo ging ich gerne dahin. Im Grabe fände ich vielleicht Ruhe. So aber iſt mir das Schloß ein entſetzlicher Anblick. Wenn ich bei meinem Umherirren in dieſer Wildniß durch eine Oeffnung des Waldes das Schloß ungefähr erblicke — ſo überläuft mich ein Schauer. Es iſt mir, die Thürme drohen mir und zeigen zum Himmel, wo mein Richter wohnt; ſie ſtehen als Zeugen gegen mich hoch da und verkünden es ſchweigend der ganzen Gegend: „Heinrich iſt ein Mörder!“ — Was ſoll ich hingehen und durch die hohe Burg-Pforte hineingehen, wo ſie ehemals ſo oft ſtand und mich freundlich begrüßte, wenn ich rühmlich aus dem Felde zurückkehrte? Was ſoll ich allein dort in jenem Schloſſe wohnen? — Alle Menſchen, die ſie liebten, das iſt, alle Guten, ſind ja fort. Hier will ich bleiben, unter den wilden Thieren, denen ich an Wildheit gleiche. Kommt, ihr Ungeheuer der Wildniß, ſeyd barmherziger als ich es war, kommt und zerreißt mich und endet meine Qual!

Bruno. Herr, liebſter Herr! Hinweg mit dieſen ſchwarzen Einbildungen! Was redet Ihr mit den Thieren — blickt lieber zum Himmel auf; ruft den

Allerbarmer um Erbarmen an! — O seht, ich bin ein Mensch und doch werde ich von Eurer Reue innigst gerührt — und gäbe mein Leben hin, wenn ich diese Eure Qual enden könnte! — Sollte Gott nicht gütiger seyn, als seine Geschöpfe? Drum verzweifelt nicht. Was geschehen ist, steht nicht mehr zu ändern. Aber Gott kann es wieder gut machen. Die fromme Idda, die jetzt im Himmel ist, hat Euch gewiß verziehen. Denn dort in den Wohnungen des Friedens wohnt kein Groll. Mit himmlischer Freundlichkeit und voll Liebe wird sie Euch einst entgegen kommen. Es wird ihr die Seligkeit des Himmels vermehren, Euch ganz — ganz zu verzeihen. — Hier habt Ihr Beide viele Leiden gehabt; dort werdet Ihr Freude haben. — O so kommt denn mit mir! Müßige Reue — Selbstqual — Verzweiflung ist Gott nicht angenehm, sondern ein Greuel! — Erfreuet Andere, da Ihr Eure fromme Gemahlin so betrübt habt! Kommt, jede arme Wittwe, jede Jungfrau sey Euch eine Idda; jeder dürftige Jüngling ein Sohn, jeder arme Mann ein Bruder! Was Ihr Idda nicht mehr thun könnet, das thuet diesen. Nützt die wenigen Tage Eures Lebens — macht Euch ihrer, der seligen Gräfin, werth, seyd mild und gut, wie sie gewesen. Im Gutes-thun werdet Ihr Eure Ruhe finden.

Graf. So komm denn! Da du dich meiner so liebreich erbarmest, so wird der barmherzige Gott sich meiner auch erbarmen.

Fünfter Auftritt.

Kämmerling, Vorige, nachher **Klaus** und **Götz.**

Kämmerling. Endlich nach drei qualvollen Tagen, in denen ich keinen Biſſen Brod und keinen Tropfen Waſſer über das Herz brachte — finde ich Euch wieder! O glücklicher Tag! O Freude ohne Gleichen! Mein guter Geiſt lenkte meine Tritte und führte mich hieher. O daß ich Euch noch lebend erblicke! Möget Ihr noch lange leben! Ja, hoch lebe Graf Heinrich, hoch! Heil Euch, beſter der Menſchen!

Graf. Fluch dir, du verruchteſter aller Menſchen — du verabſcheuungswürdiges Ungeheuer. Ein böſer Geiſt, der all dein Thun lenkt, führte dich zu deinem Verderben hieher. (Er reißt das Schwert aus der Scheide.) Stirb, Ruchloſer, und fahre zur Hölle!

Bruno (dem Grafen in den Arm fallend). O nicht doch, nicht, beſter Herr! O laßt Euch die Wuth nicht ſchon wieder überwältigen. Haltet ein! — — (Laut rufend) Klaus! Götz! Eilend kommt hieher! — — Du aber, Böſewicht, ſteh und weiche nicht von der Stelle — oder das Schwert des Grafen ſtreckt dich augenblicklich zu Boden!

Klaus. Was iſt's? Was giebt's?

Götz. Sind Feinde oder Räuber hier?

Bruno. Dieſen da greift und bindet ihm die Hände auf den Rücken. Ihr aber, liebſter Herr, ſteckt Euer Schwert in die Scheide! In Eurer eigenen Sache dürft Ihr nicht Kläger und Richter zu-

gleich seyn — und noch viel weniger dem Henker in sein Handwerk greifen, und das Urtheil selbst vollstrecken. Fallt nicht wieder in Euren alten Fehler.

Graf. Nein, da sey Gott vor! Bruno, du bist mein guter Engel. O hätte ich dir immer gefolgt — hätte ich den Eingebungen dieses Teufels da nie mein Ohr geliehen! — (Zu Ruprecht gewandt.) In das unterste Burgverlies, wo halb verweste Leichname von Mördern und Mordbrennern liegen, die aber gegen dich noch Engel waren, laß ich dich werfen! Da sollst du auf faulem Stroh bei Wasser und Brod schmachten, bis ein Blutgericht, das ich zusammen rufen werde, dein Urtheil gesprochen hat — sey's nun, dich in einen Abgrund zu schleudern, oder dich von einem ungezähmten Rosse schleifen zu lassen, bis dir alles Fleisch von den Knochen abgerissen und das Hohngelächter der Verdammten deine schwarze Seele begrüßt, und in dem Pfuhl ewiger Qual willkommen heißt!

Kämmerling. Himmel, was höre ich? Mein bester, mein liebster Herr spricht so — gegen seinen treuesten, ergebensten Diener! Welch' traurige Veränderung ist mit ihm vorgegangen! Ach, dazu verleitet ihn diese bemitleidswerthe Gemüthskrankheit! — — Ach, mein innigstgeliebter Herr! Das, was Ihr da Alles gesagt habt, kam nicht aus Eurem Herzen. Dieser Mann hier — er ist zwar die redlichste Seele, die Ehrlichkeit selbst — allein der Tod jenes Jägers, mit dem er sehr nahe verwandt ist, hat ihn wahn-

sinnig gemacht. — Weiß der Himmel, was für verkehrte Dinge er Euch in den Kopf setzte! Glaubt ihm doch nicht! Ja, wenn ich Euch rathen dürfte, so wäre es gut, ihn in sichere Verwahrung zu bringen. Der stille Wahnsinn, von dem ich schon oft deutliche Spuren an ihm bemerkte, könnte in volle Wuth ausbrechen. Ich habe es selbst gehört, wie er seine geheime Wuth nicht mehr verbergen konnte, und Euch unter den schrecklichsten Verwünschungen einen zweifachen gräulichen Mörder genannt. Er könnte Euch einmal — (mit der flachen Hand an seinem Halse hin und herfahrend.) — Ihr versteht mich schon! Wenn ich an Eurer Stelle wäre, ich bliebe keine Viertelstunde mit ihm allein. — —

Graf. O du heilloser Verräther! Um jede redliche Seele, die es noch gut mit mir meint, willst du mich bringen. Meine geliebteste Gemahlin hast du mir entrissen, und einen meiner treuesten Diener in den Tod geliefert; nun willst du mir auch noch den einzigen Freund rauben, der mir übrig geblieben.

Kämmerling. Welche harte Beschuldigungen, über die ein edles Herz brechen könnte! Ich sollte Schuld seyn an dem Tode der gnädigen Gräfin, über den ich so viele, so heiße Thränen vergoß? An dem Tode des armen Rudolphs, den ich, obwohl er seine Fehler hatte, wie meinen Bruder liebte und bedauerte? Und habe denn ich Aermster in Toggenburg über Leben und Tod zu gebieten? O nicht ein Wörtlein hätte ich über alle jene traurigen Geschichten vorbringen wollen! Allein hatte nicht

mein Herr mir befohlen zu reden? Muß der Diener nicht gehorchen? Habe ich meinen lieben Herrn nicht zurückhalten wollen! Habe ich ihn nicht auf meinen Knien gebeten, die Sache nicht so hoch zu nehmen, zu schonen, am wenigsten eine Kleinigkeit mit dem Tode bestrafen? — Und nun soll ich für Alles büßen! O das hat man davon, wenn man es so gut — ach zu gut mit seiner Herrschaft meint! — Daß ich zu ehrlich, zu redlich war, das Herz auf der Zunge trug — das ist mein ganzes Verbrechen! Dafür soll ich sterben! Hier, hier, an eben dieser Stelle war es, wo ich den schweren Kampf gekämpft — zwischen der harten Pflicht zu reden, und meiner weichherzigen Neigung zu schweigen. Die Pflicht siegte — und ich sterbe!!

Graf. Heuchler und Schurke ohne deines Gleichen! Ja, an eben der Stelle brachtest du mir das Gift der frechen, ruchlosen Lüge bei, Idda habe dem armen Jäger den Ring gegeben! Aber an eben der Stelle — zittre und erkenne Gottes strafende Gerechtigkeit darin — eben hier hat Gott durch ein schuldloses Kind die Wahrheit wunderbar an das Licht gebracht. An eben der Stelle, wo du gesündigt, wirst du nun der Strafe ausgeliefert. (Zu Klaus und Göp.) Macht fort und vollziehet, was ich euch befohlen habe. Du aber, verruchter Böſewicht, sollst nie mehr vor mein Angesicht kommen. Du hast es zum letzten Male gesehen. (Er wendet sich und geht.)

Kämmerling (dem Grafen nachrufend.) O mein

liebſter, mein beſter, mein theuerſter, mein angebeteter Graf und Herr! Auf meinen Knien — —

Bruno. Spare deine Worte! Mit dir iſt's vorbei. Du biſt nun in deinem eigenen Netze gefangen, und wirſt dich nie mehr heraus wickeln. Es wird noch eine andere Zeugin gegen dich auftreten, der die Gräfin Alles, was du gegen ſie im Schilde geführt, vertraut hat — die edle Agnes. Bereite dich zum Tod! Ein ſeliges Sterbſtündlein iſt Alles, was du in dieſer Welt noch wünſchen kannſt. O möchten ſich alle Ohrenbläſer, die den Frieden der Ehe ſtören und Freunde entzweien, an dir ſpiegeln!

Fünfter Aufzug.

Ein enges, ſchmales Thal zwiſchen düſtern Felſen und ſchwarzen Tannenhügeln. Im Vordergrunde, auf einer Seite zwiſchen Geſträuch und niederem Laubholz eine kleine, armſelige Hütte; auf der andern ein Kreuz aus rohen Baumſtämmen zuſammen gefügt; etwas weiter zurück eine Quelle, deren ſchwacher Waſſerſtrahl aus einem mooſigen Felſen hervorſpringt. Im Hintergrunde erheben ſich über fernen waldigen Bergen die Schneegebirge.

Erſter Auftritt.

Idda.

Idda (ſchlafend unter dem Vordache der Hütte; ein Felſen, mit Moos beſtreut, dient ihr zum Lager; ihr Haupt ruht auf einem Büſchel Schilf; die Muſik ſanft klagender Waldhörner währt noch eine kleine Weile; endlich erwacht Idda, richtet ſich auf und ſetzt ſich.) Noch einmal erblicke ich dich,

du klarer blauer Himmel, bevor ſich dieſe Augen auf immer ſchließen! Noch einmal erblicke ich euch Bäume, die ihr eures grünen friſchen Schmuckes bald beraubt ſeyn, und welk und traurig daſtehen werdet! O, wenn ihr wieder Knoſpen gewinnt, ihr Zweige, und eure zarten grünen Blättchen hervortreibt — dann iſt dieſe matte Hülle wohl ſchon dahingewelkt, wie abgefallenes Laub. Ach, wie fühl' ich meine Hinfälligkeit, die Vergänglichkeit aller Dinge! Wie Laub, wie Blätter ſind wir Menſchen dahin. Unſer Bleiben biſt nur Du, o Gott! Ehe die Berge, ehe die Erde, ehe der Himmel entſtanden, wareſt Du; die Berge werden einſt vergehen, die Himmel einſt altern, wie ein Gewand; aber Du bleibeſt immer Derſelbe, und Deine Jahre nehmen nicht ab. Und wer Dir vertraut, bleibt auch ewig — ewig ſelig in Dir. —

Wie meine Lippen brennen! (Sie ſteht nicht ohne Mühe auf, verſucht an einem Stabe zur Quelle zu gehen, vermag es aber nicht, und ſetzt ſich wieder auf den Felſen.) Mich dürſtet ſehr! Du kleine Quelle dort biſt mir ſo nahe; allein ich bin zu ſchwach, mich an dir zu laben. Schmachtend blick' ich zu dir hinüber! — So genüge mir dein Anblick. — — Oft habe ich mit meinen Thränen dein Waſſer vermehrt, und dein ſanftes Geräuſch ſchien mit leiſen Klagetönen in meine Seufzer einzuſtimmen! Immer fließeſt du, wie meine Thränen; doch nein, ich hatte hier auch frohe Tage — immer fließeſt du, wie Gottes Güte nie aufhört, mich zu erquicken.

Da ſind noch einige Wurzeln; allein ſie ſind ſo hart! Mein ganzer Vorrath iſt ſehr geringe. Ich konnte nur wenige auffinden. Aber ich werde wohl dieſe nicht mehr brauchen. — — Die harte Winterzeit iſt nahe. Bald werden dieſe Felſen umher mit Schnee bedeckt ſeyn, und dieſe ſtarken Tannenäſte unter ſeiner Laſt ſich beugen. Sollte ich dieſen Winter noch erleben, ſo werden ſeine erſten rauhen Stürme mein ſchwaches Lebenslicht auslöſchen.

Ach arme Idda! Nur ſtumme Felſen werden Zeugen deines Todes ſeyn. Keine mitleidige Zähre wird hier um mich fließen, keine freundliche Hand wird mir die Augen zudrücken, nicht einmal ein Grab wird mir zu Theil werden; mein entſeelter Leib wird nicht in geweihter Erde ruhen, ſondern den Thieren zum Raub werden. Doch deine Hand, o Gott, iſt ja nicht verkürzt! Du wirſt mir mein Sterbekiſſen von Moos und Schilf zurecht legen.

Wie wird mir auf einmal! (Sie ſteht auf.) Ich fühle es — mir ahnet's, es werde bald anders mit mir werden. Ja, es ſteht mir etwas bevor, und wohl etwas Gutes, denk' ich. Ich glaube, die Stunde meines Todes iſt nahe. Was kann es anders ſeyn, als hinauf zu kommen zu Dir, o Gott!

(Sie ſinkt auf die Knie und erhebt betend die Hände.) O ja, Vater, ſieh da deine Tochter; nimm mich zu Dir! — Bald, bald iſt es überſtanden! — Ein froher, fröhlicher Muth regt ſich in mir. Mit Freude ſcheide ich von dieſer Welt! — — Habe Dank, o

guter Gott, für deine Sonne, die mich so oft erwärmte; o laß sie ferner allen Menschen freundlich scheinen! Habe Dank für deine Quelle, die mich stets getränkt, für die Kräuter und Wurzeln der Berge, für jede Beere, die mich ernährt! — O meine geliebte Aeltern, die ihr mir vorausgegangen in jene Welt! Bald werde ich euer Angesicht erblicken! — — Ihr Engel Gottes bringt mich zu ihnen hin! — O segne, segne, guter Gott, alle Menschen, die ich zurück lasse! Ich scheide ohne Groll; nur Liebe fühlt mein Herz! —

Und ach — mein Gemahl! — O Gott! Du hast wohl die Wolke schweren Wahnsinns verscheucht, die seinen hellen Blick verdunkelte! Gewiß bereut er seine That. O segne ihn! Laß unser Wiedersehen in Freude seyn! — —

(Sie blickt zum Kreuz' hin.) Du Kreuz meines Erlösers dort, liebliches Zeichen seiner Liebe — sey du mein letzter Trost! Auf dich seyen meine letzten Blicke gerichtet, bis ich Ihn — Ihn selbst sehen werde. Ja, mein göttlicher Erlöser! Laß mich bald, bald dein freundliches Angesicht erblicken. (Sie legt sich wieder nieder, zu schlafen.) Dieß wird wohl mein letzter Schlaf seyn! (Sie schläft ein.)

Zweiter Auftritt.

Bruno. Idda.

Bruno (erscheint in dem tiefsten Hintergrunde). Hier hat wohl noch nie eines Menschen Fuß gewandelt! Hart windet der Wanderer sich durch die Dornen

und Sträuche dieſer Felſenkluft herauf. Hier muß ſich eine Quelle befinden; das tiefere Grün des Bodens, die Bachbungen und Waſſermünzen, und dort die gelbe Waſſerſtelze ſind Zeichen, die nicht trügen. — Horch, ſchon vernimmt mein Ohr ihr ſanftes Geplätſcher!

(Er kommt zur Quelle, und nimmt den Helm ab, um zu ſchöpfen.) Erſt will ich mich laben, und dann den vollen Helm meinem dürſtenden Gefährten bringen. Doch was ſehe ich? Aus einer Röhre von Baumrinden rinnt die Quelle, — und ſorgſam ſind die Steine zum kleinen Becken rings umher geordnet. — Weſſen Hand hat dies gethan, hier in der rauhen unbewohnten Wildniß, in die wir uns verirrt? Und wie? Hier in dem Sande ſeh' ich ſogar die Spuren eines Menſchentrittes! — (Weiter vortretend.) Und hier ſteht ein Kreuz! Hat irgend ein frommer Einſiedler ſich dieſen Ort zu ſeinem Aufenthalt gewählt? — — (Immer umherblickend und ſich wundernd.) Da, an dem Felſen, iſt eine Schrift; da könnte ich's vielleicht inne werden, wenn ich leſen könnte. (Er geht weiter vor.) Hier eine Hütte — ach wie klein und armſelig! (Er erblickt Idda und fährt zurück.) O Gott, bewahre mir meine geſunden Sinne — wen erblicke ich da? Ach, eine Leiche, — die Leiche einer edlen Frau! (Er ſtellt den Helm auf einen Felſen.) Ach Gott! Idda's Leiche! — — Gott! — Ach meine Knie brechen, — und es wird mir dunkel vor den Augen! — — Mir ſchaudert! — — (Er reibt ſich die Stirne.) Auf, Bruno, ſey ein Mann! — —

(Er tritt näher.) Ja, ſie iſt's! — — Hier an ihrer Bruſt ſehe ich das goldene Kreuz, das ſie zur frommen Zierde trug. — — Ach, keine Spur von Verweſung — ſanft lächelt ſie, als lägè ſie im ſüßen Schlummer! — O Heinrich, Heinrich, was haſt du gethan! — Ja, ſie iſt Idda, und eine Heilige! Gottes Engel faßten ſie in die Arme, und trugen ſie hieher. Gott hat die heilige Leiche unverweslich aufbewahrt und ſeine Engel ſcheuchten die Vögel und die Thiere des Waldes von ihr weg, ja hielten jede Fliege von dem engelreinen Antlitz ab. — — (Er läßt ſich auf ein Knie nieder.) O Gott, wie danke ich Dir, daß Du mich dieſes Angeſicht, das uns allen ſo freundlich war, wie der Mond nach einem ſchwülen Tage, noch einmal ſehen läſſeſt! Die heilige Leiche ſoll in einer Kirche ruhen; ein Tempel werde erbaut, ein Altar errichtet, der reinen Unſchuld heilig, dem Herrn geweiht, der ſich der Unſchuld ſtets annimmt.

Idda (regt ſich und ſchlägt die Augen auf).

Bruno. Gott im Himmel! Was ſeh' ich — ſie lebt! — — O Gott, halte meine ſchwache Bruſt zuſammen, daß Freude und Schrecken ſie mir nicht zerſprengen! — (Noch näher tretend.) O liebe, liebe gnädige Gräfin! — ſeh ich Euch wirklich — ſeyd Ihr's — Ihr ſelbſt — oder träume ich? — Ich bin faſt ganz von Sinnen. — — Redet, redet, ſagt mir, wer Ihr ſeyd — ſagt Euren Namen!

Idda (ſehr ſchwach). Idda. — —

Bruno. Idda, Gott im Himmel, Idda, Idda,

Ihr? Ich kann es noch nicht glauben; vielleicht betrügt mein Ohr mich ebenso wie mein Auge. Denn ich bin meiner nicht mächtig. Verzeiht, daß ich Eure Hand faſſe — um mich zu überzeugen, daß Aug und Ohr mich nicht betrügen! — — Ja, ja, Ihr ſeyd es wirklich. — O mit heißen Thränen netze ich dieſe theure Hand, die nichts als Gutes gethan. O was ſag ich zuerſt und was zuletzt! — O ſagt, womit kann ich Euch dienen? — —

Idda. Waſſer! — —

Bruno (ſpringt auf, holt den Helm und giebt ihr zu trinken). Da, da, trinkt — ich hole ſogleich mehr.

Idda (trinkt, mehrmal abſetzend). Habt Dank! Ach das erquickt! — Der den Trunk Waſſer nicht unbelohnt läßt, wird's Euch vergelten — Mir wird etwas leichter auf dem Herzen und heller vor Augen.

Bruno. Nun, Gott ſey Dank! — wollt Ihr nicht noch mehr trinken?

Idda. Es iſt genug! — (Sie blickt Bruno an.) Ihr ſeyd es! Euch hat mir Gott hieher geſendet! — — Euer Angeſicht erſcheint mir wie das Angeſicht eines Engels! — O Gott, wie gut biſt Du! Nein, Du verläſſeſt Idda nie. — —

Bruno. Mein Gott! mein Gott! was muß ich alter Mann erleben! Aber ſagt mir doch — —

Idda. Verzeiht! — Mich hungert's ſehr; ich kann — kann noch nicht reden. (Sie greift nach einer Wurzel.) Die Wurzeln waren mir zu trocken, jetzt, da der Trunk mich angefeuchtet hat, kann ich ſie vielleicht hinunter bringen.

Bruno. Was! — das, — das ist Eure Nahrung? O Gott Lob! Da habe ich noch ein wenig weißes Brod. (Er greift in die Jagdtasche.) Da — nehmt, und esset!

Idda. Brod! O! Erfreulicher Anblick! Wie lange habe ich keines gesehen! Mir dringen die Thränen in die Augen. O Gott, sey gepriesen für deine milde Gabe!

Bruno. Da habe ich in der Feldflasche auch ein wenig guten alten Wein! Trinkt! Der giebt Euch gewiß neue Kräfte. Er geht über Arzenei.

Idda. Wein? Auch dieser ist eine edle Gabe Gottes. O Bruno, Gott schickte Euch mir her, da ich eben verschmachten wollte, mein Leben noch auf einige Augenblicke zu fristen!

Bruno. Aber erzählt doch — erzählt, liebe Gräfin! Wie kamt Ihr doch lebend davon von dem entsetzlichen Falle? Mir schauert, wenn ich nur daran denke! Waren denn Euch nicht alle Glieder mit tausend Wunden bedeckt? Und lebtet Ihr immer zwischen diesen Felsen, — diesen rauhen, unfruchtbaren Tannen — in dieser elenden Hütte — ohne Brod — ohne menschliche Nahrung — allen Schrecknissen der rauhen Jahreszeit ausgesetzt?

Idda. Gott war mit mir, lieber Bruno. Ohne Wunden — ganz unversehrt, stürzte ich zwischen den schroffen Felsen herab — ohne einen zu berühren. Die zarten jungen Zweige, voll weicher, linder Blätter fingen mich auf, und ließen mich nach und nach sanft bis zur Erde herabsinken. Aber Bruno

— — o redet Ihr jetzt! Laß mich jetzt fragen: Lebt Heinrich noch?

Bruno. Er lebt — aber ein Leben, das bitterer iſt, als der Tod! O keine menſchliche Zunge kann die Qualen ausſprechen, die er leidet.

Idda. Hält er mich noch für ſchuldig?

Bruno. Nein! Gott hat Eure Unſchuld an den Tag kommen laſſen. Ein Rabe hat den goldenen Ring geraubt, und in ſein Neſt getragen. Ein Knabe fand ihn, und gab ihn dem Jäger. Aber wie es da dem guten Grafen war, nachdem er dieſes inne geworden, das iſt nicht an den Himmel zu malen.

Idda. Hat er ſich gebeſſert — hat er ſeine unſelige Hitze abgelegt?

Bruno. O liebe Gräfin! in dem ganzen Schweizerlande giebt es nun keinen ſanfteren Mann. O ſchon damals, — damals, als er Euch noch für ſchuldig hielt, weinte er heiße Thränen über ſeine entſetzliche That. Ganze Tage blieb er ohne Speiſe; ganze Nächte brachte er ſchlaflos zu. Und als er es endlich erfuhr, ihr ſeyed unſchuldig — wie er ſich da entſetzte, wie er zuſammen brach — wie er, der gewaltige Graf, der tapfere, ſtreitbare Mann, ſo kraftlos ward, als hätte ein zehn Jahre langes Fieber ihm das Mark in den Gebeinen aufgezehrt! — Oft um Mitternacht wandelte er in den dunkeln Gängen der Burg umher, und rief mit dem Tone des Entſetzens: „Sie — ſie — unſchuldig — unſchuldig — gemordet von mir!“ Alle Schlafenden

erwachten; es ſchauderte ihnen und alle beteten für ihn. Wochen lang irrte er einſam im Walde und Gebirge umher, und ſuchte nur immer die wildeſten Gegenden auf; mich wundert, daß er nie hieher kam. Ach, wenn die Verdammten nichts zu leiden hätten, als eine ſolche Qual — o dieſe Qual allein ſchon machte die Hölle zum ſchrecklichſten Ort, den wir uns denken können. — Liebe, gute, fromme, gnädige Gräfin! — O verzeiht ihm! Ach, wenn Ihr erſt wüßtet, wie ſchrecklich Ruprecht ihn betrogen, daß der gute Graf Euch für ſchuldig halten mußte, Ihr würdet ihm gewiß verzeihen!

Idda. Verzeihen! O du guter, alter Mann, ſiehſt du dort das Kreuz! Sieh, Stunden lang habe ich davor gekniet und unter heißen Thränen gefleht, Gott wolle ihm verzeihen! Denn ich hatte nie den geringſten Haß gegen ihn. (Sie blickt zum Himmel und faltet die Hände.) Ich danke Dir gütiger, barmherziger Gott! Du haſt mein Gebet erhört! Mein Gemahl hat meine Unſchuld erkannt und ſeinen Fehler bereut; — nun will ich gerne ſterben!

Bruno (die Augen trocknend). O wie gut, wie herzensgut Ihr ſeyd, gnädige Gräfin!

Idda. Lieber Bruno! Meine Tage ſind wenige mehr — vielleicht ſeh' ich den morgigen nicht mehr. Ich fühle mich ſehr ſchwach. Bringe meinem Gemahl meine letzten Grüße — und dieſes Kreuz, das ich einſt aus ſeiner Hand erhielt. Der am Kreuze für Sünder betete — bat auch für ihn! Der Anblick dieſes Kreuzes bringe Troſt in ſein Herz, und

ſey ihm ein Pfand der Seligkeit. Sein großes Leid wird ihm Freude bringen. Dem gläubigen Herzen verwandelt ſich am Ende jedes Kreuz — und wäre es auch von Eiſen oder Blei — in lauteres, reines Gold. Doch ich greife mich zu ſehr an. Ich muß ein wenig ruhen.

Bruno. Kommt, laſſet Euch Euer elendes Hauptkiſſen von Schilf ein wenig zurecht legen. — Ach Gott! welch ein hartes Lager! Und nicht einmal ein Tüchlein habt Ihr, Eure Thränen zu trocknen. Seht — (er nimmt ein weißes Tuch aus ſeiner Jagdtaſche) — dieſes iſt noch ganz rein; es gehört dem Grafen. Trocknet Eure Thränen! So! (Man hört ein Hüfthorn.)

Idda (ſich erhebend). Was iſt das?

Bruno. Ja, ich muß es Euch ſchon ſagen. Der Graf iſt in der Gegend. Sein Jagdhorn ruft mir. Hört Ihr? Und denkt nur! Eure Freundin, Gräfin Agnes von Kirchberg, kam vor einigen Tagen ganz unerwartet nach Toggenburg. Sie hatte, von ihrer Kammerfrau, ihrem Stallmeiſter und einigen Dienern begleitet, eine Wallfahrt nach Marien-Einſiedeln gemacht. Sie hörte von der bemitleidenswerthen Schwermuth des Grafen und beſuchte ihn. Sie verſuchte Alles Erdenkliche, ihn zu erheitern. Da ehemals die Jagd ſein größtes Vergnügen war, ſo beredete ſie ihn, eine große Jagd anzuſtellen. Allein auf der Jagd hat er ſich heimlich von uns weggeſchlichen. Wir ſuchten ihn weit umher in Wald und Gebirge. Endlich fand ich

ihn, und bat ihn, mit mir zur Jagdgeſellſchaft zurück zu kehren. Der Durſt quälte uns ſehr. Ich ging eine Quelle zu ſuchen, und er ruhte indeſſen ermüdet unter einem Baum. Es wird ihn wundern, wo ich ſo lange bleibe. Er iſt uns, wie Ihr gehört habt, ſehr nahe. Er kann alle Augenblicke hier ſeyn.

Idda. O Bruno, was iſt der Menſch! Mir klopft das Herz, und alle meine Glieder zittern. Was iſt das? Ich verſtehe mich nicht. O ſollte dies noch etwas von geheimer Empfindlichkeit ſeyn — lieber Gott, ſo verzeih mir, und löſche den unſeligen Funken aus. Nur Liebe ſoll Idda für alle Menſchen fühlen!

Bruno. Ja, gute Gräfin, es iſt dies ein eigenes Wiederſehen. Schrecken miſcht ſich mit Freude. O mein armer Herr darf Euch nicht unvorbereitet erblicken. Seine Geſundheit iſt durch das lange Leiden ſehr angegriffen. Es könnte ſein Tod ſeyn. Was fangen wir doch an?

Idda. Lieber Bruno! Auch ich muß mich erſt ſammeln. O Gott, gieb ihm und mir Stärke! Hilf mir auf, Bruno! Mit deiner Hilfe hoffe ich ſtark genug zu ſeyn, in die Hütte zu gehen.

Graf (ruft in der Ferne). Bruno! Bruno! Wo biſt du doch? — Komm! komm!

Bruno (ruft). Verzieht nur ein wenig; ich komme gleich. (Er führt Idda in die Hütte.) So, beſte gnädige Frau; nur noch einen Schritt! (Zu die Hütte blickend.) Mein Gott! welch ein ärmlicher Aufent-

halt! (In der Hütte.) Ruht indeß auf dem Lager von Moos. — — (Im Herausgehen die Hände faltend.) O Gott, der du ſie mich wieder finden ließeſt, die edle Gräfin, gieb mir Klugheit, den Grafen auf das Wiederſehen vorzubereiten. Gieb meinem armen Herrn Kraft, daß der Anblick ihres Jammers ſein Herz nicht zerreiße! —

Dritter Auftritt.

Graf, Götz, Bruno.

Graf. Du bleibſt lange aus, Bruno! Der brave Götz hier hat mich indeß aufgefunden.

Bruno. Verzeiht, lieber Herr! Seht, dort iſt eine Quelle. (Er tritt zu Götz in den Hintergrund, und redet heimlich mit ihm. Man ſieht aus Bruno's Geberden, daß er ihm erzähle, was hier vorging, und daß er ihm Aufträge gebe, die Jagdgeſellſchaft hieher zu bringen; Götz drückt durch Geberden ſein Erſtaunen aus, und ſeine Bereitwilligkeit, die Befehle zu vollziehen, und geht eilig ab.)

Graf (tritt indeß an die Quelle, nimmt einen Becher aus der Jagdtaſche, füllt ihn, und blickt, indem er trinkt, umher). Wie? was? eine Hütte? hier — hier in dieſer ſchrecklichen Wildniß! Und da ein Kreuz! Es iſt dies eine Einſiedelei, von der ich nichts gewußt habe. Der Einſiedler muß ein recht frommer Mann ſeyn, daß er es hier aushalten kann, daß er ſich mit dieſen Wurzeln begnügen kann, und mit einem Trunk aus dieſer Quelle. Er mag Manches gelitten haben in der Welt, daß er ſich ſo weit von ihr zurückzog. Ihm ging es wohl auch, wie mir.

Vielleicht bringen seine gottseligen Gespräche Trost in mein Herz. Ich will zu ihm in seine Hütte.

Bruno (der indeß herbeigekommen.) Bleibt, lieber Herr; es ist kein Waldbruder hier.

Graf. Nicht? So will ich einer werden. O hätte ich von jeher statt Purpur und einer goldenen Kette ein rauhes Kleid, mit einem Stricke umgürtet, getragen, und wüßte ich nichts von der Welt — ich wäre glücklicher. Dort sehe ich eine Schrift in den Felsen eingegraben. Es ist vielleicht die Grabschrift des guten Einsiedlers, der hier in der Einsamkeit seinem Gotte gedient hat. Vielleicht kann ich hier inne werden, ob der glückliche Todte, der es überstanden hat, dem unglücklich Lebenden, der den Tod noch zu erwarten hat, ein Wort der Weisheit oder des Trostes zurück gelassen habe. (Er tritt vor den Felsen und liest:) „Hier lebte eine arme Verstoßene, und von Gott wunderbar Gerettete, von aller Welt abgeschieden, aber selig in Gott. Wanderer, bestatte, wenn du ihre Gebeine hier findest, sie zur Erde, und wünsche ihrem abgeschiedenen Geiste den Himmel: Sie war — Gräfin Idda von Toggenburg." (Indem er zurückbebt.) Barmherziger Gott, was ist das!

Bruno (hält ihn, daß er nicht falle, und hilft ihm, sich auf ein Felsenstück niederzulassen). Kommt doch zu Euch, lieber Herr! — Fasset Euch! — Ist's Euch noch nicht besser? Redet!

Graf (sich von seinem Erstaunen und Schrecken erholend.) Idda fiel nicht sogleich todt — sie lebte hier — diese Grabschrift hat sie, noch lebend, sich selbst gesetzt!

(Zum Felsen hinblickend.) Ja, es sind die geliebten Züge ihrer Hand! Mit eigener Hand grub sie diese Schrift in diesen Felsen ein — eine furchtbare Klagschrift gegen ihren Mörder! Ha, mir schaudert, um mich zu schauen; ich zittre, ihre Gebeine zu erblicken. — O liebster Bruno, sag an, hast du nichts davon gesehen? Wir wollen ihr die letzte Ehre anthun, und sie ehrlich begraben. Ach, das ist Alles, was ich armer Mann noch thun kann!

Bruno. Nicht doch, lieber Herr! Idda lebte noch, da sie dieses schrieb; sie lebt wohl noch jetzt! Ja, ja, zweifelt nicht, sie lebt!

Graf. Lebt? (Die Hände faltend und zum Himmel aufblickend.) Ja, guter, lieber Gott, droben bei Dir, unter Engeln des Himmels, denen sie hier auf Erden ähnlich war.

Bruno. Glaubt mir, liebster Herr! Dieser Engel weilt noch auf Erden.

Graf (kopfschüttelnd.) Täusche mich nicht, Alter! — Doch, weißt du was ich denke? — Es ist ein Wunder ohne Gleichen, daß sie vom höchsten Fenster des Schlosses herabstürzte in den tiefsten Abgrund unten an dem Fuße des rauhen Felsenberges, und am Leben blieb. So weiß Gott die Unschuld zu retten. Er hat seine Engel ausgesendet; diese trugen sie auf den Händen, damit kein hartes Gestein ihren Fuß verletze. Engel Gottes haben sie gewiß, wie einst den Heiland, hier in der Wüste mit köstlichen Früchten bedient, ihr das Leben zu fristen, um der Welt in jener Schrift dort, eine Urkunde ihres

Lebens und ihrer Unſchuld zurück zu laſſen. Und wohl haben auch Engel Gottes die entſeelte Hülle, damit ſie nicht ein Raub wilder Thiere würde, in irgend eine unbekannte Felſenhöhle begraben, wie man von Katharinens Leiche erzählt. Auf Erden hier, mein guter Bruno, ſehen wir nichts mehr von ihr!

Bruno. Ihr werdet ſie hier auf Erden noch ſehen! Schauet hier nur einmal umher! Ueberall erblickt' ich hier Spuren ihres Lebens. Die Wurzeln dort an der Quelle hat ſie erſt friſch geſammelt.

Graf (geht an die Quelle). Dieſe Wurzeln waren ihre Speiſe — und dieſe Quelle ihr einziger Trank! O nun darf Heinrich von Toggenburg keinen Biſſen Brod mehr eſſen, und ſeine Lippen ſollen keinen Tropfen Wein mehr koſten. (Er geht zur Hütte.) Dieſes armſelige Hüttlein, das ſie ohne Werkzeug erbaute, in dem ſie weder vor Froſt noch Regen Schutz finden konnte, war der Palaſt einer Gräfin von Toggenburg! Nein, Bruno! Es iſt nicht möglich, daß ſie den letzten rauhen Winter ohne warme Speiſe, ohne wärmendes Feuer überlebte. Sie iſt dahin — und ich will in dieſe verlaſſene Hütte ziehen, obwohl ich nicht werth bin, da zu wohnen, wo eine Idda wohnte. Von Wurzeln und Kräutern will ich leben, weil ich ſie zu einem ſolchen harten Leben verſtoßen. (Er tritt vor das Kreuz.) Vor dem Kreuze hier, das die fromme gute Seele errichtete, will ich dem Himmel täglich meine ſchreckliche That abbitten. (Er bietet Bruno wehmüthig die Hand.) Lebe wohl, alter,

lieber, treuer Freund! Ich danke dir für alle Liebe und Treue, die du mir erwieſen haſt. Zu Zeiten magſt du mich beſuchen, und dann, wenn du mich einſt todt findeſt, ſo begrabe mich dort unter dem Felſen, dem Felſen hier mit Idda's Grabſchrift gegenüber. Laß mir dann zur Grabſchrift die Worte in den Felſen hauen: „Hier liegt der Mann, der die Unſchuld ſo hartherzig verſtieß. Wanderer, bitte für ihn, daß ihn Gott nicht auch verſtoße.“

Bruno. Ihr ſeyd voll Todesgedanken! Allein glaubt meinen Worten. Idda lebt. Eben dieſe Stunde, in eben dem Augenblicke, ehe Ihr hieher gekommen, habe ich ſie geſehen, und mit ihr geſprochen. Sie iſt Euch nahe.

Graf. Mir nahe! Bruno, ſo muß ich fliehen! Ich wage es nicht, vor ſie zu treten — ihr dieſe Hand zu bieten, womit ich ſie von den Felſen geſtürzt. Ich bin es nicht werth, hier auf dieſem Platze zu ſtehen, den ſie durch Gebet und Thränen, durch ein engelreines Leben zu Gottes Heiligthum eingeweiht. — Und doch — doch möchte ich ſie, wenn ſie anders noch lebt, nur ein einzigesmal noch ſehen, ſie, die ich liebte, wie ſonſt keinen Menſchen — die mir Alles war, und die ich mordete! O nur ſehen, bevor dies Auge ſich ſchließt, — ihr abbitten die entſetzliche Beleidigung — nur das einzige Wort von ihren Lippen hören: „Ich verzeihe dir!“ (Er trocknet mit ſeinem weißen Tuche die Augen.) Bruno! Geh du zu ihr. Wirf du, ehrlicher Alter, dich ihr zu Füßen! Flehe du um

Erbarmen für deinen armen unglücklichen Herrn. Du weißt es, wie ich ſie liebte, wie ich mein Verbrechen beweinte, da ich ſie noch für ſchuldig hielt! Du haſt, als ich ihre Unſchuld erfuhr, meinen unermeßlichen Jammer geſehen! Bezeuge ihr die Wahrheit. (Er kniet nieder.) So, — ſo — knie vor ihr, und ſtehe nicht auf, bis ſie ſagt: „Ich verzeihe ihm.“ Gehe — und bringe mir gute Nachricht.

Vierter Auftritt.

Idda. Vorige.

Idda (kommt während der letzten Rede des Grafen, auf einen Stab geſtützt, aus der Hütte, und ruft mit ſchwacher Stimme:) Heinrich!

Graf (ſteht ſchnell auf, tritt einige Schritte zurück, ſtreckt die Arme nach ihr aus, läßt ſie wieder ſinken, bleibt wie verſteinert ſtehen, die Augen auf Idda geheftet und ruft ſchmerzlich:) Idda!

Bruno. Ach Gott! Ihre Knie tragen ſie nicht mehr weiter. Sie ſinkt! (Er eilt hinzu, und hilft ihr auf einen Sitz unweit der Hütte.)

Graf. Ach, Idda — du jene blühende Idda! — und nun ſo bleich und blaß! In welchem ſchrecklichen Jammer finde ich dich wieder! Und das iſt mein Werk! Ich ſtehe wie vernichtet! Das beſte, edelſte Weſen habe ich ſo mißhandelt. O verdorren nicht Gras und Blumen, wo ich nur einen Fuß hinſetze! Nein, ich verdiene keine Vergebung! O ich habe dich gränzenlos beleidiget — Du ſchuldloſe, heilige Dulderin!

Idda (ſchwach). Tritt doch näher, lieber Heinrich! Stehe nicht ſo ſcheu in der Ferne.

Bruno. Ihr ſollt näher kommen! Sie verlangt nach Euch.

Graf (tritt näher und fällt ihr zu Füßen). Hier lieg ich vor dir auf meinen Knien. Meine Augen wag ich nicht zu dir zu erheben. Du biſt eine Heilige, und ich ein großer Sünder; du biſt ein Engel und ich ein Satan. Ich wage es nicht, dich um Verzeihung zu bitten. O ſag nur das einzige Wort, das mir Troſt im Tode gewähre: „Ich fluche dir nicht.“ Dann will ich gerne von hinnen ſcheiden.

Idda. Rede nicht ſo, liebſter Heinrich! Nie hatte ich einen Groll gegen dich. Ich bin froh, daß Gott dich meine Unſchuld erkennen ließ. — Stehe auf. Knie vor Gott, nicht vor mir. Nimm hier meine Hand! Meine Stunde, ſcheint es, iſt nahe. Meine Bruſt droht zu zerſpringen; es wird mir dunkel vor den Augen. Wenn ich jetzt abſcheiden muß von dieſer Welt — ſo gehab dich wohl! An Gottes Thron bete ich für dich — wie ich dort unter dem Kreuze immer für dich gebeten. Ich ſcheide in Liebe und Frieden von Dir. Dort oben — ſehen wir — — (Sie wird ohnmächtig.)

Bruno. O Gott, ihr iſt's nicht gut. Ich fürchte, es iſt ihr Letztes. Sie iſt ſehr, ſehr ſchwach. O, wenn ſie jetzt verſcheiden ſollte — ſo kommet ihr entgegen ihr Engel Gottes und bringt ſie in's beſſere Land! — Ich fürchte — ich fürchte — — es iſt vorüber! — —

Graf (höchſt ſchmerzlich und erſchrocken). Todt! — todt! — und ich Schuld an ihrem Tod! Ach Bruno!

Ich bin von Sinnen! O Bruno! ſag mir: Hat ſie mir nicht geflucht? Bruno, hat ſie mir verziehen?

Bruno. Sie hat Euch verziehen, und ihr letztes Wort war Segen über Euch. —

Graf. Nun, ſo fahre denn hin, holder Engel! — Und wenn du noch ungeſehen hier ſchwebeſt, ſo empfange meinen Dank! Du haſt mir viele Freude gemacht, und ich habe großen Jammer über dein Haupt gebracht. Ich armer Mann kann dir das Gute, das du mir gethan, nicht vergelten — das Böſe, das ich dir that, nicht vergüten! Gott ſey dein Vergelter.

Bruno. Er wird es ihr vergelten. Es muß eine Vergeltung ſeyn. Sie war ſo gut, ſo gut — und litt ſo ſchrecklich! — An einer ſolchen Leiche fühlt man's recht: Nach dieſem Leben muß noch ein beſſeres Leben kommen!

Fünfter Auftritt.

Agnes, Kammerfrau, Stallmeiſter, Götz, Vorige.

Agnes (kommt ſchnell mit ausgebreiteten Armen. Kammerfrau, Stallmeiſter und Götz bleiben in einiger Entfernung ſtehen). O, wo, wo iſt Idda! (Auf ſie zueilend.) O Idda, Idda, dich finde ich wieder!

Bruno. Ja — aber nur um ſie ſterben zu ſehen.

Agnes (ſie in ihre Arme faſſend). Nein — nein — ſie ſtirbt noch nicht! Ihre Lippen ſind noch warm — ja wohl gar heiß. Ihr Puls ſchlägt noch. O Idda, Idda, geliebteſte Freundin, komm, komm an meine

Bruſt! (Ein zierliches Riechfläſchchen hervorziehend.) Hier iſt etwas Wohlriechendes. Das wird ſie zu ſich bringen. Seht! ſie erholt ſich! Nur der Schrecken, Euch Heinrich, ſo unerwartet zu ſehen, hat ſie ohnmächtig gemacht. O ſeht, ſie ſchlägt die Augen auf!

Graf (mit erhobenen Händen zum Himmel blickend). O Gott, Dir ſey Dank!

Bruno. Gott ſey geprieſen, der ſie uns noch einmal ſchenkt!

Idda (um ſich ſchauend). Agnes — du? Und Heinrich — und Bruno? Ach, iſt es kein Traum, daß ich euch ſehe?

Bruno. O liebe, gnädige Gräfin! wir glaubten Euch ſchon todt — und unſere heiße Thränen floßen.

Idda. Nein, noch ſterb' ich nicht. Die Empfindung war mir nur zu mächtig. Jetzt fühle ich wieder neues Leben. Ich glaubte ſelbſt, ſchon dieſen Morgen zu ſterben. Allein der gütige Gott wollte mich das Angeſicht des theuren Gemahls — der geliebten Freundin — des treuen Dieners noch vorher ſehen laſſen. Alles, was Er thut, iſt lauter Liebe!

Agnes. Idda! — Idda! — Dich hab' ich wieder! — Aber ach, du haſt viel, ſehr viel gelitten! Hier iſt ſchleunige Hilfe nöthig. Auf, ihr Männer, macht Anſtalt, daß ſie zurückgebracht werde in das Schloß. Ein erwärmendes Bett — eine kräftige Nahrung wird ihr wohlthun. Noth und Mangel haben ſie an den Rand des Grabes gebracht.

Graf. Auf, Bruno, Götz, machet Anſtalt, ſie würdig zu empfangen. O mit welchem frohen Ju-

bel werden ihr aus der ganzen Grafſchaft Toggenburg Männer und Jünglinge, Frauen und Jungfrauen entgegen eilen! Alle liebten ſie ja, und weinten um ſie heiße Thränen. Mit allen Glocken ſoll man zuſammenläuten, und die Geiſtlichen ſollen ihr entgegen ziehen; denn Gott hat durch ein Wunder für ihre Unſchuld gezeugt!

Agnes. O wer hätte nach jener ſchrecklichen Begebenheit noch einen ſolchen guten Ausgang erwartet!

Bruno. Wohl wahr! Drum ſoll der Menſch nie verzagen. Gott iſt der Retter der Unſchuld, und auch dem reuigen Sünder wieder gnädig.

Graf. Götz! was willſt du noch hier? Eile! Vollziehe, was ich dir befohlen habe.

Götz. Iſt ſchon geſchehen! Bruno hat ſchon zuvor alles geordnet. — Die Pferde ſtehen kaum hundert Schritte von hier. Einen Tragſeſſel für die Frau Gräfin wird man hieher bringen. In das Schloß iſt auch Botſchaft abgeſchickt. — Aber erlaubt! — (Er tritt näher und läßt ſich vor Idda auf ein Knie nieder.) O beſte gnädige Frau! Ich kann meine Freude nicht ausſprechen! Laßt dieſe Zähren Euch ſagen, wie mir's um das Herz iſt.

Kammerfrau (von der andern Seite ſich nähernd). Mein Gott, mein Gott! was man nicht Alles erlebt, wenn man ſo alt wird! Ich habe ſchon Trauerkleider um Euch getragen — und jetzt lebt Ihr noch. Gott hat Euch wunderbar errettet.

Stallmeiſter (nachdem Götz ihm Platz gemacht und ſich tief verneigend zurückgetreten). Gnädige Frau! Seyd

mir auf's neue wieder in dieſem Leben willkommen. (Die Augen trocknend.) Seht da, es iſt keine geringe Freude, die einen ſo abgehärteten Krieger ſo weichherzig macht, daß er Thränen vergießt. So groß aber meine Freude iſt, daß Ihr noch lebt, ſo iſt doch die Freude größer, daß Eure Unſchuld nun heller ſtrahlt, als die Sonne. Gott hat ſeine Güte an Euch verherrlicht. Noch in den ſpäteſten Zeiten wird Euer Name genannt werden. Die Nachwelt wird Euch ehren als eine Zierde deutſcher Frauen!

Graf. Wohlan! Macht Euch nun auf! Im Triumphe wollen wir ſie nach Toggenburg bringen! Dieſes Schloß, das lange ein Trauerhaus war, ſoll nun wieder eine Freudenwohnung werden.

Idda (ſteht auf und ſpricht mit Würde). Lieber Heinrich — und du Agnes — und Ihr Alle, die Ihr über mein Wiederſehen Euch freut! Hört jetzt mein Wort. Als ich nach dem Sturze von dem Schloſſe durch ein Wunder der Allmacht und Güte Gottes — ganz und gar unverletzt — mich auf der Erde wieder fand, da war es mein Erſtes, Gott auf meinen Knieen mit heißen Thränen für dieſe wundervolle Rettung zu danken! Ich flüchtete mich hieher, und machte aus Dankbarkeit das heilige Gelübde, mein Leben, das Gott mir ſo wunderbar gerettet, Ihm ganz zu weihen, und, abgeſchieden von aller Welt, nach der Weiſe mehrerer frommen Frauen und Jungfrauen der Vorzeit, es in ſtiller Einſamkeit hinzubringen. Ich lebte hier in ſüßer Vergeſſenheit aller irdiſchen Sorgen. Das Wenige,

was ein Menſch zum Leben bedarf, bot mir die Wüſte dar. Gott aber lehrte mich andere Schätze kennen, als diejenigen ſind, um die ſich die armen Menſchen ſo viele Mühe geben. Er ſchloß mir die geheimen Reichthümer auf, die eines jeden Menſchen Gemüth verbirgt. Ich fand da die einzige unſchätzbare Perle — die Seligkeit in Gott. Alles Irdiſche war mir nun wie nichts; das Ewige Alles. Ein neuer Sinn ging mir auf — ich erblickte die ganze Schöpfung umher in einem neuen Lichte. Ich las Gottes Freundlichkeit am Himmel mit Sternenſchrift, und auf der Erde mit Blumenzügen geſchrieben. Ich fühlte Gottes Nähe in der ganzen Natur — fühlte Ihn dem Gemüthe des Menſchen am nächſten. — Wie ſollte ich nun mein Gelübde, auf das Gott einen großen Segen gelegt hat, brechen — wie könnte ich wieder zurückkehren in die Mauern jenes Schloſſes, und mich dem Zudrange der Menſchen ausſetzen und mich wieder in das Getümmel der Welt hineinziehen laſſen? Zürne nicht, lieber Heinrich, daß ich nicht mit dir ziehe! Gewähre mir nur eine einzige Bitte, lieber Heinrich! Schon lange entbehre ich des Brodes der Engel, und des Wortes Gottes. Laß mir eine kleine Zelle bauen, in der Nähe des Gotteshauſes und Kloſters Fiſchingen, das deine Vorältern geſtiftet haben. Es iſt an dem hohen Berge, über den man zu dem Kloſter kommt, eine ſchöne, grüne Matte, die Au genannt. Dort möchte ich wohnen, täglich den Gottesdienſt beſuchen, und ſo meine wenigen übrigen Tage beſchließen. Bis dieſe meine

künftige Wohnung erbaut ist, will ich in meiner Einsamkeit bleiben.

Graf (bestürzt aber sich wieder fassend). Gott redet durch dich — der Mensch darf hier nicht widersprechen. Es sey!

Agnes. Liebste Idda! Wenn du je nicht mehr nach Toggenburg ziehen willst, so begieb dich, bis jene Stätte bereitet ist, in das Frauenkloster, das nicht gar weit von Fischingen entfernt ist. Die würdigen Frauen werden sich freuen, dich zu sehen, und durch deinen Anblick sich zu erbauen.

Idda. Dein Rath ist gut; ich will einstweilen dahin ziehen! — Bevor ich aber von dieser meiner Einsiedelei hier scheide — laßt mich noch Gott danken für die großen Gnaden, die Er mir hier erwiesen hat. (Sie kniet vor dem Kreuze nieder und betet.)

Alle, die zugegen sind, drücken auf verschiedene Art, theils kniend, theils blos die Hände faltend, ihre Andacht aus. In ehrerbietiger Stille treten noch mehrere Leute von dem Jagdgefolge ein, bleiben aber im Hintergrunde. Indem Idda aufsteht, ertönen freudig die Waldhörner. Agnes und die Kammerfrau führen sie gegen die Mitte des Schauplatzes. Graf und Bruno neigen sich gegen das Kreuz.

Idda (indem die Waldhörner eine Pause machen). Ja, laßt uns alle Gott danken! Vertrauet in allen Leiden auf Ihn. Er sendet die Leiden und weiß uns wieder zu erfreuen. Er rettet, die Ihm vertrauen, aus aller Noth. Er ist lauter Huld und Gnade. Danket dem Herrn, denn Er ist freundlich, und seine Güte währet ewig! (Die Waldhörner ertönen auf's neue und der Vorhang fällt.)

Druck von Dr J. Pfeiffer in Augsburg